
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Thierseele
und
Menschengeist.

Ein Versuch
zum
Ausgleich der materialistischen und idealistischen
Weltanschauung.

Von
Prof. Friedrich Körner.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1872.

1889

Phil. 1217

Thierseele
und
Menschengeist.

Thierseele und Menschengeist.

Ein Versuch
zum
Ausgleich der materialistischen und idealistischen
Weltanschauung.

Von
Prof. Friedrich Körner.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1872.



Vorrede.

In unserer Zeit erwachte ein reges Interesse für Naturwissenschaften, welches zunächst durch die Bedürfnisse der Industrie angeregt wurde, aber sehr bald einen mächtigen Einfluß auf Theologie und Philosophie gewann, welche sich in ihrem leeren Formalismus unangenehm aufgerüttelt fühlten, als man ihnen positive Beweise für ihre Dogmen und Behauptungen abverlangte und ihnen gar durch Experimente bewies, daß gar Vieles von dem, was sie lehren, auf Vorurtheilen und alten Ueberlieferungen beruht, denen die Naturgesetze widersprechen. Man forscht jetzt im Unendlichkleinen, um sich in der physischen und psychischen Welt zu orientiren.

Indem man den Naturgesetzen nachstrebte, konnte es nicht fehlen, daß man in der Freude der Entdeckung die neue Perspektive etwas zu weit steckte und gelehrte Vermuthungen für Thatsachen ausgab. Darwin mit seiner Theorie von der Zuchtwahl und dem Kampfe ums Dasein brachte das Stichwort, und jede Zeit braucht

ein solches, denn die wissenschaftlichen Theorien unterliegen eben so gut der Mode wie Kleider und Haarpuß. Man entdeckte die Abstammung des Menschen vom Affen, da man Schädelreste der Menschen aus früheren Jahrtausenden — 5—100,000 Jahre — auffand und Verwandtschaft mit Affenschädeln demonstirte, also den Menschen als vervollkommneten Affen betrachtete gerade zu der Zeit, wo der Papst durch Beschluß der Erz- und gemeinen Bischöfe für unfehlbar, also für gottgleich erklärt wurde. Viele fühlten sich durch jene Behauptung in ihrer Menschenwürde gekränkt, selbst Modeaffen erklärten sich dagegen, wie wenn eine wissenschaftliche Hypothese ein Evangelium wäre. Dazu kam, daß Physiker und Chemiker immer mehr physikalische und chemische Geseze im Nervenleben nachwiesen und Manche daraus voreilig folgerten, das ganze geistige Leben sei nur ein Mechanismus, der Menschenkörper ein physisch-chemischer Apparat, so daß von einer Willensfreiheit keine Rede sein könne. Dies fand vielfachen Widerspruch, und man erhigte sich in dem erwachenden Streite mehr, als nöthig ist.

Mit großem Interesse bin ich diesem Streite gefolgt, und muß bekennen, daß ich den Materialisten viel Belehrung und Aufklärung zu verdanken habe. Was sie durch Experimente beweisen, läßt sich nicht bestreiten, man kann nur in Betreff der Folgerungen mit ihnen rechten, weil diese in das Gebiet der Logik fallen. So viel dürfte bereits feststehn, daß unsere Philosophie und Theologie einer gründlichen Reform bedürfen, da sie die thatsächlichen Zustände und Verhältnisse ganz außer Acht lassen. Die Logik muß mit der Psychologie anfangen und diese sich auf Physiologie begründen.

Mir ist bei diesen Studien aufgefallen, das man zu wenig bemüht ist, den Einigungspunkt für die widersprechenden Principien zu suchen, der so nahe liegt, wenn man Seele und Geist unterscheidet. Man spricht instinctiv von einer Weltseele und einem Weltgeiste. Gut, da liegt das ganze Geheimniß. Die Seele ist Product der Sinnesthätigkeit, also des Körpers. Er erzeugt durch die Sinne Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urtheile, Gefühle, Instinct und Zwangshandlungen. Diese Producte hängen ab von der Beschaffenheit ihres Hauptorganes, des Rückenmarkes und Gehirns. Dagegen besitzt der Mensch Sprachfähigkeit, kann mittels der Sprache abstract denken, erhebt seine Vorstellungen zu Gedanken und Ideen, seine Gefühle zum Gemüth, seine Zwangshandlungen zu den Aeußerungen seines sittlichen Willens, schafft sich in Kunst, Wissenschaft, Religion und Staat eine Kulturwelt, welche er der Natur gegenüberstellt, und macht aus der Seele dadurch Geist. Der Verstand wird zur Vernunft, das Gefühl zur Humanität, der Willenstrieb zur Rechts- und Staatsordnung, welche allesammt ihre in sich abgeschlossene Entwicklung haben nach logischen Gesetzen, nicht nach physikalischen. Die Seele wird angeboren und ist organische Thätigkeit, zum Geist macht der Mensch seine Seele durch die Arbeit der Kultur. Alles, was die Materialisten behaupten, paßt vollständig auf die Seele, nicht auf den Geist.

In dem vorliegenden Buche habe ich diese Auffassung durchzuführen gesucht, welche ich schon im „Wachsen und Werden des Geistes“ und im „Menschengeiste“ andeutete, und es sollte mich freuen, wenn dieser mein Versuch Aufmerksamkeit fände, und andre

Männer, denen mehr Fachwissen zu Gebote steht, es der Mühe fürwerth fänden, den angeregten Ausgleich weiter zu verfolgen. Für Philosophie und Theologie könnte daraus großer Nutzen erwachsen. Alle Religionen und Philosophien fingen mit der Naturforschung und Naturbeobachtung an als mit dem realen Boden des Denkens. Kehren wir dahin zurück, nachdem uns der Formalismus in die trostlose Dede der Phrase gelockt hat!

Neujahr 1872.

Der Verfasser.

Einleitung.

1. Materie und Geist.

Die große Streitfrage über das Verhältniß der Materie oder sinnlichen Welt zum Geist erregte schon die Gemüther vor hundert Jahren und noch früher, denn sie begann mit der Untersuchung, ob das, was wir über Welt und Geist urtheilen, der Wirklichkeit entspricht, ob wir unser Wissen ausschließlich nur aus der Erfahrung ableiten müssen, oder ob wir durch Denken zur Erkenntniß der Dinge gelangen können, ob unsere Denkformen wirklich den Inhalt der Welt in sich tragen und Abbilder der Weltverhältnisse oder bloß Gedankenformen sind, welche unser Gehirn durch seine organische Thätigkeit schafft. Der Kampf entbrannte namentlich zwischen Naturwissenschaft und Mathematik einerseits und Philosophie und Theologie andererseits. Noch dauert er mit ziemlicher Heftigkeit fort, aber die Naturwissenschaft ist bereits auf der ganzen Linie in siegreichem Vorrücken begriffen. Denn selbst die Sprachwissenschaft sucht nach einer physiologischen Grundlage und benutzt die Anatomie der Sprachorgane als realen Boden für die Lautgesetze, die Psychologie beginnt, sich an die Physiologie und Nerven-anatomie um Belehrung zu wenden, die Anthropologie erfucht die Anatomie um Antwort auf viele Fragen, der Darwinismus treibt die Teleologie in die Enge u. s. w., und der Realismus beherrscht nicht nur Börsen und Heeresleitung, sondern auch Kunst und Philosophie, wie die außergewöhnlich starke Verbreitung von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ zeigt.

R ö r n e r, Thierseele und Menschengest.

Fragen wir zunächst, welcher Unterschied zwischen Geist und Materie obwaltet. Von Beiden wissen wir nichts. Wir bemerken an der Materie eine Menge Eigenschaften, Erscheinungen, Veränderungen u. s. w., aber was die Materie eigentlich ist, darauf kann keine Wissenschaft Auskunft geben. Wir erleiden von ihr mannichfache Einflüsse und Wirkungen, und diese Einwirkungen, welche wir in uns erfahren, halten wir für Eigenschaften der Dinge, geben also unsern Vorstellungen eine reale Existenz und streiten uns über diese subjectiven Empfindungen, wie wenn in ihnen die wirklichen Dinge enthalten wären, wie wenn unsre Ansichten vollkommen den Thatfachen entsprächen und wir in ihnen die materielle Welt vor uns hätten. Wir streiten über unsre Gedanken über die Materie und setzen voraus, daß diese Gedanken die Materie selbst sind. Bei einem solchen Streite kann nichts herauskommen als Streiche in die Luft, denn der Gegner, die Materie, existirt für uns nicht, ist unerreichbar und unverwundbar. Was die viel angefeindeten Moleschott, Büchner, Vogt u. A. sagen über die Materie, das sind nur die Ergebnisse ihres Denkens und Forschens, nur ihre Meinungen und Ansichten, nicht aber die Materie selbst. Wie kann man sie also Materialisten nennen, wenn sie nur Ideen über die Materie aussprechen, also auf rein idealem Boden, auf dem der Logik stehen?

Dasselbe gilt vom Geiste, den wir als „unsichtbares Wesen“ erst recht nicht kennen, sondern nur aus vielerlei Erscheinungen, welche wir für Wirkungen und Thaten des Geistes halten, auf dessen Dasein und Natur schließen. Wir beobachten jene Wirkungen aber nur in und an materiellen Vorgängen, finden den Geist also immer in Gemeinschaft mit der Materie, schließen aus deren Veränderungen auf Geisteskräfte, vermögen also den Geist nur von dieser materiellen Seite her zu beobachten, so weit er eben als wirkende Ursache in der Materie erscheint. Das Suchen nach dem Geiste führt uns nothwendig in die Materie hinein, also aus einem Unbekannten in's andre. Wir haben nur unsre Gedanken vor uns, wenn wir den Geist zu beobachten meinen.

Nach dieser Seite hin hat der Vorwurf wegen der Gefährlichkeit materialistischer Denkungsweise keinen Sinn, denn wenn der Naturforscher von seinem Standpunkte aus z. B. die persönliche Unsterblichkeit leugnet, so thut er dies, weil die vorgelegten Beweisgründe ihn nicht überzeugen; er handelt also als wahrheitsliebender, gewissenhafter Mann, der nur das glaubt, von dessen Wahrheit man ihn überzeugt. Der viel angeklagte Materialismus entpuppt sich, wenn man in sein Wesen eindringt, als wissenschaftliche Methode und als die aus wissenschaftlichen Forschungen, Thatsachen und Erkenntnissen gewonnene Ueberzeugung.

Fragt man nun weiter, was die Materialisten anstreben, so muß man antworten, sie suchen in den einzelnen Erscheinungen das allgemeine Gesetz zu erkennen, forschen beim Bewirkten nach dem Wirkenden als der Ursache, suchen überhaupt auf das Wie und Warum eine ausreichende Antwort. Nun soll dieses Suchen nach den Grundursachen die Aufgabe jeder Wissenschaft sein; selbst der fromme Erklärer der Psalmen muß sich nach Gründen umsehen, warum er einzelne Begriffe, Wörter und Stellen gerade so und nicht anders erklärt, der Geschichtsforscher durchstöbert Archive, Acten und Briefe, um auf das Wie und Warum antworten zu können, und selbst der Grammatiker bringt stets Gründe für das Warum vor. Der Materialist thut also gar nichts Besondres, sondern verfährt nach wissenschaftlicher Methode. Daher kann nur das Endergebnis seiner Forschung anstoßerregend sein; aber dafür kann er nicht, sein Forschen hat ihn eben zu diesem und jenem Endergebnis geführt.

So lange er aber nach dem Gesetz sucht, forscht er nach dem Allgemeinen, nach der Idee; denn das Gesetz als das Wirkende setzt eine Ursache voraus und veranlaßt bestimmte Folgen als Wirkungen. Als Gesetz ist es ein Gedachtes, und weil es sich überall wiederholt, wo sich dieselben Ursachen vorfinden, so ist es etwas Allgemeines, es ist die Wirkung der Materie, nicht aber die Materie selbst. Der Materialist hat es daher immer mit Abstractionen, mit allgemeinen Urtheilen zu thun, nie mit der Materie selbst. Wenn

Bogt behauptet, Gedanken sind nichts als Erzeugnisse materieller Thätigkeiten gewisser Organe, so hat er nur das Verhältniß von Ursache und Wirkung im Auge, von dem Gedanken selbst behauptet er weiter nichts, als daß er seinen Ursprung organischen Processen zu verdanken hat. Damit spricht er dem Gedanken als solchem seinen Werth nicht ab, denn er producirt ja selbst Gedanken, verbreitet diese Gedanken, will also der wahren Erkenntniß der Dinge Eingang verschaffen, Vorurtheile beseitigen, der Menschheit einen Dienst erweisen, steht also auf sittlichem Boden. Ob seine Ansichten die richtigen sind, das hat die Wissenschaft zu prüfen. Verderblich kann das Streben nach Wahrheit nie sein, und der Zweifel war von jeher ein Segen, ein Antrieb zu besserer Erkenntniß. Nur die protestantischen und ultramontanen Dunkelmänner fürchten den Gedanken und das Denken, vor welchem freilich ihr gedankenloses System sich nicht behaupten kann, daher verkezern, verfolgen und verfluchen sie anstatt zu widerlegen.

Die Naturforschung beschäftigt sich anscheinend nur mit materiellen Dingen, experimentirt mit ihnen, scheidet und verbindet, aber sie kann und will weiter nichts entdecken als Kräfte. Was sind aber Kräfte? Wirkungen von bekannten oder unbekanntem Ursachen. Auch vom Geiste lernen wir nur seine Kräfte kennen, welche von Psychologen und Phrenologen in das Fachwerk eines Systems gebracht sind, wie wenn sie fertige, unabänderliche Dinge wären, obschon sie stets Verschiedenheiten zeigen, je nachdem die Ursachen mehr oder minder complicirt sind. Da wir gewohnt sind durch tausendjährige Erfahrungen, für jede Erscheinung ein Gesetz ihres Daseins, für jedes Bewirkte ein Bewirkendes voranzusetzen, so müssen wir dasselbe um so mehr beim sogenannten Geiste thun, als wir täglich beobachten, wie sehr ihn materielle Dinge, Wind und Wetter, Speise und Trank beeinflussen, wie er besondrer Organe bedarf, ohne welche er nicht existiren, nicht wirken könnte. Optik und Akustik haben mittels scharfsinnig erdachter Apparate nachgewiesen, daß Sehen und Hören mechanische Berrichtungen der betreffenden Sinnesnerven sind, sobald sie von Luft- und Aether-

wellen erregt werden. Wenn man also nach dieser Seite hin bereits nachgewiesen hat, wie Gesichtsz- und Gehörbilder mechanisch entstehen, so kann man der Wissenschaft daraus keinen Vorwurf machen, daß sie diese Naturgesetze aufgefunden hat und die Musik auf Zahlenverhältnisse von Luftschwingungen und Erzitterungen der Ohrnervenfaser zurückführt. Mit Berücksichtigung solcher Thatsachen muß die Wissenschaft diesen Weg fortsetzen, weil man nur auf diesem zu sichern Ergebnissen kommen kann. Es würde auch eine solche Methode viel weniger Anfeindung erfahren, wenn die Unwissenheit über Naturgesetze nicht seit Jahrhunderten die Menschen mit Vorurtheilen erfüllt hätte, welche zuvor müssen beseitigt werden, und wenn die Theologie es unterlassen hätte, irrige oder einseitige Naturanschauungen zu Glaubenslehren zu erheben. Egyptianer und Babylonier dachten in dieser Beziehung vorurtheilsloser, Griechen und Römer betrachteten ihre Schöpfungssagen als Mythen, deren poetischen Werth sie anerkannten, sich deshalb aber nicht in ihren Forschungen aufhalten ließen, noch viel weniger Andersdenkende verbrannten, wie es die Verbreiter des „wahren Glaubens“ thaten und noch gern thun, wo sie die Macht haben.

Für unser heutiges Wissen ist die Materie eine Ansammlung verschiedener Kräfte, von denen wir nur wenige kennen. Unter dem Mikroskop und vor dem Teleskop sieht die Welt anders aus als vor dem Auge, die Spectralanalyse hat neue Stoffe entdeckt und zwingt uns, über das Weltall ganz andre Vorstellungen zu bilden; Physik und Chemie belehren uns über die Bewegungen der Moleculen, deren Massenwirkungen wir als gewaltige sinnliche Erscheinungen anstauen. Hat Alles in der Welt sein Gesetz vom Sonnensystem bis zum Sonnenstäubchen herab, so kann auch der Geist nicht außerhalb des Gesetzes stehn, weil er sich mitten in der materiellen Welt befindet und deren Einwirkungen erleiden muß. Ist unser Wissen vom Geist auch noch ein geringes, so sind doch bereits die Wege geebnet, um zu besserer Erkenntniß zu gelangen. Thatsache bleibt es, daß man den Geist einzig aus materiellen Erscheinungen erkennen kann.

Wir werden im Nachfolgenden versuchen, uns die Thätigkeit des Geistes zu erklären, indem wir auf materielle Ursachen zurückgehn. Indem wir aber uns bemühen, Seele und Geist zu unterscheiden als potenzirte Bewegungsarten und Reizumwandlungen, gelingt es uns vielleicht, die Ausföhnung der sogenannten materialistischen und idealistischen Auffassung zu erleichtern. Nach unsern Erfahrungen und Wahrnehmungen können wir uns Gott nicht denken ohne Welt, weil er eben dann nur ein Gedanke, ein Nichts sein würde, noch viel weniger kann sich unser Denken eine Vorstellung bilden von einem Urfange, von einer Urkraft, weil wir gewohnt sind, für eine Kraft rückwärts wieder eine verursachende Kraft zu suchen. Ebenso wenig vermögen wir uns den Geist ohne Körper vorstellig zu machen, stellen doch Maler Gott, Christus, Engel u. s. w. in Menschengestalt dar. Unbeantwortet endlich wird die Frage bleiben, was der Geist vor der Geburt war und was er sein wird, wenn er nicht mehr in einem Leibe wohnt. Solche Fragen gehören dem Glauben und der Phantasie an, nicht aber dem Forschen nach dem Erkennbaren.

Entwickeln wir im Vornhinein diese vermittelnde Grundansicht!

Der thierische und menschliche Körper besteht aus einer Menge von Organen, durch deren Zusammenwirken, Zueinandergreifen und gegenseitiges Reguliren das erzeugt wird, was wir Leben nennen. Dieses Leben ist also zunächst nur die Wirkung chemischer und physikalischer Vorgänge, aus denen als unsicht- und unfassbares Ergebnis das lebendige Fortbestehn des Organismus hervorgeht. Aber es entsteht zugleich noch etwas Neues: Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken, Sinnliches verwandelt sich in Ueber-sinnliches, die Materie wird zur Seele. Je vielfacher und verschiedenartiger die Organe sind, um so vielseitiger werden mithin die Lebensäußerungen und seelischen Thätigkeiten. Thiere mit entwickelterem Nervensystem besitzen also mehr seelische Fähigkeiten. Leben ist Bewegung, Denken ist auch Bewegung, und die sogenannten Geisteskräfte lassen sich als verschiedene Bewegungsarten

auffassen und erklären; derselbe Reiz erscheint bald in der Form von Vorstellungen, bald als Gefühl, bald als Willensthätigkeit.

In Folge dieser Organisation veranlassen sinnliche Reize und Einflüsse Kräfterscheinungen als ihre Wirkungen, und diese nennen wir Ueberlegung, Verstand, Gefühl, Trieb u. s. w. Jene Ursachen bewirkten Veränderungen vorhandener Zustände, welche als seelische Kräfte zu wahrnehmbaren Erscheinungen werden, denn alles Daseiende ist das Ergebnis von etwas Vorhergehendem. Die Menschenseele ist aber einer weiteren Entwicklung fähig, sie erzeugt ureigene Gedanken und Ideen und erhebt sich dadurch zum Geist. Mit dem Thiere hat der Mensch Leib und Seele gemeinsam, der Geist gehört ihm allein an. Weil aber der Geist der Seele bedarf, so entstehen mancherlei Wechselwirkungen, deren Scheidelinie festzusetzen bis jetzt nicht möglich war. „So verschieden die Menschen an Gesichtszügen, Farbe, Blick u. s. w. sind, ebenso verschieden erscheinen sie in geistiger Beziehung, denn die Gehirngorgane entwickeln sich auch ganz individuell und wird deren Wachsthum gehindert oder begünstigt von äußeren Bedingungen.“ Gemeinsam ist allen aber das Sprachvermögen, der Trieb nach Erkenntnis, die Herstellung von Rechtsverhältnissen. Wie tief solche Verhältnisse auf das geistige Leben zurückwirken, darauf macht ein englischer Irrenarzt aufmerksam. „Die Fieberhaftigkeit, die vielfachen Interessen und Leidenschaften, sowie der große Aufwand geistiger Arbeit, wie Industrie und Civilisation sie erzeugen, veranlassen Disposition zu Geisteskrankheiten. Rohre Völker und die niederen Volksklassen haben selten Geistesranke. Das Evangelium unsrer Zeit ist Gelderwerb, nur der Reiche wird geachtet, erhält Ehrenämter und Vertrauen, wenn er auch durch Betrug reich wurde. Der Kaufmann wirft sich auf gewagte Speculationen, spielt an der Börse, um schnell reich zu werden, stürzt sich aus einer Aufregung in die andre und lebt in beständiger Angst, daß die Papiere fallen. In den niedrigen Schichten des Handels ist dieselbe hastige Begierde auf geringen Gewinn gerichtet, und dies führt zur Kleinlichkeit des Denkens und Strebens, zur Dürftigkeit des ganzen inneren

Menschen. Er wird ein erbarmungsloser Egoist und vererbt wohl gar noch diese Niedrigkeit seiner Gesinnung auf seine Kinder, denen er verkehrte Urtheile über Werthschätzung des Lebenszweckes beibringt.“

So unerfreulich solche Beobachtungen auch sind, so beweisen sie doch, daß Seele und Geist verschiedener Natur sein müssen. Kein Thier ahmt solches Treiben nach, wird wahnsinnig, wohl aber erniedrigt der Mensch seine geistigen Organe zu Handlangern thierischer Bedürfnisse.

2. Thier und Mensch.

Die Behauptung, daß der Mensch vom Affen abstamme, hat zu wissenschaftlichen Streitigkeiten, sowie zu zahlreichen Untersuchungen Veranlassung gegeben, wobei wohl etwas mehr Staub aufgewirbelt ist, als gerade nöthig sein dürfte. Zunächst sollte man im Eifer nicht vergessen, daß jene Frage nur eine theoretische, jene Behauptung bis jetzt nur Hypothese ist, für welche die thatsächlichen Beweise fehlen. Niemand bestreitet, daß die unabhäbigen Reihen der Geschöpfe eine stufenweise Vervollkommnung einfacher Urformen darstellen, die sich unter mannichfachen Einflüssen gebildet haben. Niemand kann leugnen, daß jedes Geschöpf seiner Umgebung, dem Klima, der Nahrung und andern Verhältnissen sich anpassen muß, um zu existiren, was man den Kampf ums Dasein nennt und auf diese Trivialität ganz besondere Theorien gründet. Jedes Ding muß seine Daseinsbedingungen ausnützen, das versteht sich von selbst, und nur das Stichwort ist neu, die Sache uralt. Selbst die Sonne kämpft um das Dasein und frist Kometen und Planeten auf, um zu leben und zu leuchten. Innerhalb welcher Grenzen dies geschehen kann, ob aus einer Eidechse jemals ein Vogel sich entwickelt, und sei es auch erst in Jahrtausenden, darauf vermag die Wissenschaft bis heute keine Antwort zu geben, weil es ihr an Thatsachen fehlt. Die Morphologie weist nur nach, wie die einzelnen Organe in den verschiedenen Thierklassen sich entwickeln,

vervielfältigen und verbessern, wie gewisse Urformen sich erkennen lassen in allen höheren Gehirnen, und wie eine Thierklasse viel Verwandtes mit der ihr zunächst stehenden hat. Mithin darf es nicht Wunder nehmen, wenn Affe und Mensch, der vollkommenste Affe und der niedrigste Mensch viel Gemeinsames besitzen, denn die Natur liebt Sprünge und Lücken nicht. Will man große Gleichheit und Aehnlichkeit zwischen dem Affen- und Menschenhirn gefunden haben, so hat auch dieser Nachweis wenig Beweiskraft, weil man ja bis heute noch nicht aufzufinden vermochte, worin denn die Eigenthümlichkeit des Menschenhirns besteht, ob in der Masse, in Zahl und Art der Windungen, in dem Uebergewicht an grauer Rinde oder in der Menge der Hirnganglien. Demnach ist das Affenhirn trotz äußerer Aehnlichkeit jedenfalls dem inneren Bau nach, vielleicht auch in Betreff der chemischen Bestandtheile verschieden vom Menschenhirn und muß es sein, weil die Gehirnleistungen beider Geschöpfe verschieden sind. Mithin bleibt die Hauptfrage ungelöst, weshalb sich in dem Mensch gewordenen Affen das Gehirn umänderte, andre Bestandtheile erhielt, gewisse Organe vermehrte. Man wird darauf antworten, daß dies geschah in Folge der größeren Gehirnthatigkeit, aber diese kann doch erst als Wirkung der Gehirnveränderung eintreten, sie ist das Bewirkte, aber nicht das Wirkende. Kurz und gut, die Wissenschaft vermag diese Frage vorläufig nicht zu beantworten, weshalb man sich ihretwegen nicht allzusehr ereifern und es abwarten sollte, ob aus einem Affen jemals ein unfehlbarer Papst oder unsterblicher Dalai-Lama werden kann.

Die Gegenpartei verfährt nicht minder engherzig, indem sie sich gedemüthigt fühlt, von einem Thiere, und gar von dem verachteten Affen abzustammen. Thöricht nennen wir den aufgeblasenen Millionär, der es nicht gern hört, wenn man ihn daran erinnert, daß sein Groß- oder Urgroßvater ein armer Mann war; lächerlich werden die jüdischen und deutschen Renegaten, deren es in Ungarn sehr viele giebt, weil sie sich schämen, von Juden oder Deutschen abzustammen und lieber den Schimpf des Renegatenthums auf sich

nehmen. Weshalb hält sich aber der Mensch für das Ebenbild Gottes, deßentwegen Sonne, Mond, Sterne, Blumen und Thiere geschaffen wurden? Weil die Ueberlieferung der altjüdischen (babylonischen) Schöpfungsgabe es so berichtet. Diese Sage ist sehr sinnig, hochpoetisch, aber kein naturwissenschaftlicher Beweis. Weiter weiß man aber gegen und für die Abstammung vom Affen nichts einzuwenden. Wann und wo dies geschehen, darauf giebt es keine Antwort, man muthmaßt, in den versunkenen Ländern der Südsee, dort würde man Knochenreste finden. Ob es solch ein Südseeland gegeben hat, darüber stellt man nur Hypothesen auf, um die Abstammungshypothese wahrscheinlich zu machen. Beide Parteien bewegen sich mit ihren Beweisen im Kreise, ohne von der Stelle zu kommen. Man ist nicht einmal so weit gegangen, zu fragen, warum binnen der 10—100,000 Jahre, seitdem es soll Menschen gegeben haben, der Fall nicht vorgekommen ist, daß ein Affe zu einem Menschen geworden ist, einen Affenmenschenstaat gegründet hat und Kultur annahm? Diese Frage scheint mir die wesentlichste, die aber trotzdem von keinem der Streitenden aufgeworfen wurde.

Mag man im Affen noch so viel Menschenähnliches finden, so bleibt doch ein Hauptunterschied, die Sprache, das Denken, die Kultur, wenn manche Menschen und Völker darin auch noch sehr tief stehen. Es giebt Völker, welche keine Kleider tragen, hinter Felswänden, in Höhlen oder unter Bäumen wohnen, aber dennoch auf irgend eine Weise ihren Körper schmücken. Unter den Funden aus den Urzeiten der Menschen fehlen nie Schmucksachen und Waffen, mit denen man stärkere oder schwer erreichbare Thiere erlegte. Zwar sollen einige Affenarten, wenn sie angegriffen werden, sich durch Werfen und Schlagen mit Stecken vertheidigen, aber dies ist nur Abwehr, und der Affe macht sich die Waffe nicht zurecht, wie der Mensch, der einen Stein oder Knochen schärft, um sie als Pfeil- oder Lanzenspitze zu verwenden, der sich eine Schleuder, einen Bogen, ein Blaserohr, ein Netz erfindet, um Wild und Feinde zu erlegen. Demnach muß doch in der Organisation des menschlichen

Gehirnes etwas liegen, was den Menschen zur Sprache und zur Kultur zwingt. Der Affe bringt es bis zur Nachahmung, hat aber nichts erfunden; Erfinden stammt vom Geiste, mithin hat der Affe nur Seele, aber keinen Geist. Die Ursprache der Menschen mag eine sehr unvollkommene gewesen sein, aber so weit wir sie aus den Wurzelwörtern beurtheilen können, finden wir in ihr scharfe Beobachtungsgabe, logische Consequenz und System und Streben nach festen Regeln. Thiere bringen nur gewisse Laute hervor; der Mensch ändert diese ab, unterscheidet Vocale, Consonanten, Um- und Ablaute und bezeichnet mittels solcher Abänderung die Verschiedenheit seiner Gedanken und deren Schattirungen. Die sogenannte Thiersprache besteht höchstens in einer Bezeichnung von Stimmungen und Vorstellungen, obwohl wir jedenfalls den Thieren viel zu viel Absichtlichkeit unterstehen, die Menschensprache aber aus einer Gedanken- und Begriffsbezeichnung; nur die Geberdensprache ist beiden gemeinsam.

Demnach dürfte der ganze Streit, ob und inwiefern der Mensch vom Thiere abstammt, ein überflüssiger sein, weil ja Niemand bestreitet, daß er zum Thierreiche gehört, dessen Spitze ist. Da der Mensch viel Organe besitzt, welche den thierischen mehr oder minder gleichen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn er mit diesen auch viel seelische Eigenschaften theilt, welche eben die Wirkungen und Kraftäußerungen jener Organe sind. In Betreff des Auges hat aber Schulz bereits den Unterschied zwischen dem thierischen und menschlichen Sehorgan, zwischen Farbe- und Lichtsehen nachgewiesen. Sind aber die Organe verschieden, so müssen es auch deren Wirkungen sein, weshalb der Mensch aus seinen Gesichtsbildern andre Vorstellungen und Urtheile bilden kann als das Thier. Daß dasselbe stattfinden wird bei dem vorstellungsbildenden Tastsinn, kann man schon aus der Verschiedenheit der Hautbedeckung mutmaßen. Mit Fühlhörnern, Tastlippen, Tasthaaren u. s. w. bildet das Thier jedenfalls ganz andre Vorstellungsbilder von den Dingen als es menschliche Fingerspitzen vermögen. Das feine Tastgefühl der Blinden lehrt uns, was dieser sechste Sinn leisten kann, wie er

über Gestalt und Eigenschaften der Dinge belehrt, über Gestalt und Form, weniger über Nah und Fern, was diejenigen Blinden, die das Augenlicht wieder erhielten, erst mit Mühe und nach langer Erfahrung beurtheilen lernen.

Jedenfalls muß man annehmen, daß jede Thiergattung ihre Eigenthümlichkeit in Betreff der Wahrnehmungen hat, mithin auch ihre Vorstellungen und Urtheile besonders geartet sind. Der Hund z. B. bildet in Folge seines starken Geruchsorganes von den Dingen gewiß andre Urtheile als ein Hirsch, noch andre als ein Fisch, dem feinhörenden Hasen erscheinen manche Dinge gewiß anders als dem Schwein, der melodisch hörende Fink faßt Töne ganz anders auf als der Rabe, der Maulwurf besitzt gewiß nur ganz dunkle Bilder von Baum und Strauch, wogegen der Vogel gerade hierin ein scharfes Unterscheidungsvermögen besitzt, welches ihn befähigt, nach der Wiederkehr des Frühlings den Wald und Baum wiederzufinden, wo sein vorjähriges Nest steht. Tauben, Störche und Bienen zeigen außerordentliches Ortsgedächtniß, Spinnenarten empfinden die feinsten Unterschiede der Luftverhältnisse, sind lebendige Barometer, wogegen die Schildkröte meilenweit das Meer riecht, welchem sie zuwandern will. Wie unendlich verschieden nach Umfang und Schärfe mögen daher die Vorstellungen sein, welche sich die Thiere von den Dingen ihrer Umgebung machen, und welche gewiß kaum die entfernteste Aehnlichkeit mit menschlichen Vorstellungen haben. Bei ganz kleinen Kindern machen wir dieselbe Beobachtung: sie sehen nur Licht und Schatten, dann Farben, dann Umrisse, bis ihnen nach und nach die Konturen klarer werden, indem sie die einzelnen Theile wahrnehmen und unterscheiden, bis sie Wesentliches von Unwesentlichem trennen lernen. Selbst Erwachsene sehen jeden neuen Gegenstand undeutlich, und es giebt gewiß Tausende, die eine Dampfmaschine nicht recht zu sehen vermögen, weil sie nicht wissen, was das Bewegte und das Bewegende ist, das Ganze ihnen also unverständlich bleibt.

Aber nicht blos die Sinnesorgane der Thiere haben ihre Besonderheiten und bedingen dadurch das Seelenleben, sondern auch

die Elemente, in denen die Thiere sich aufhalten, ihre Lebensweise und der enge Kreis von Interessen, in denen sich ihr Sinnesdenken bewegt, müssen auf das seelische Sein gewaltigen Einfluß einüben. Wie ganz anders werden Fische und Wasserthiere von Licht und Wärme berührt, von denen wieder die electrischen und tellurisch-magnetischen Einwirkungen abhängen, als die Luftthiere! Auge, Gehör, Athmungsorgane, selbst die Bewegungsglieder sind bei den Wasserthieren eigenthümlich entwickelt, der Blutumlauf ein langsamerer, die Blutbeschaffenheit eine besondere, mithin werden Nerven und Gehirn andre Dienste leisten. Es fehlt ihnen das Ausbrüten der Eier, die Pflege der Jungen, die Gewöhnung an einen bestimmten Wohnort, mithin kann sich das nicht entwickeln, was an das menschliche Gemüth, an Elternliebe und Familienleben erinnert. Nur die Wassersäugethiere machen eine Ausnahme, weil sie lebendige Junge erzeugen und dieselben ernähren. Die Mühe und Sorge, welche die Vögel mit dem Ausbrüten und Ernähren ihrer Jungen haben, erwecken in ihnen die Spuren der gemüthlichen Erregungen. Ein in finstern Höhlen wohnendes Landthier und ein Vogel, der auf schwankendem rauschendem Baume nistet, dem Licht, der Luft, dem Regen und Wind stets ausgesetzt ist, machen ganz andre Erfahrungen, empfangen mehr und andre Sinnesreize, erweitern also auch den Kreis ihrer Wahrnehmungen und müssen viel mehr Lebensbedingungen sich anzupassen verstehen. Sie werden erfahrungs- und erfindungsreicher, geweckter, lebhafter und lyrisch gestimmt, wenn man so sagen darf. Wie mag ein Schmetterling mit seinen Facetaugen sehn, wie mit seinen Fühlern tasten und vielleicht riechen zugleich, also welche dunkeln Wahrnehmungsbilder von der Außenwelt gewinnen mit dem Nervenknottenstrange seines Rückenmarkes!

Rechnet man hinzu, daß das Thier nur auf Erhaltung des Lebens angewiesen ist und nur darauf seine Aufmerksamkeit richtet, wo und wie es Beute findet und der Feinde sich erwehrt, sich Sicherheit schafft und die Nachkommen am Leben erhält, so bilden diese zur Seelenthätigkeit anregenden Interessen einen so engen Kreis,

daß sich der Verstand der Thiere nur einseitig entwickeln kann. Thiere, welche wenig Feinde haben und Nahrung bequem finden, bleiben dumm und seelisch stumpf, wie z. B. die Seevögel der Polarinseln. Dagegen zeigen vielverfolgte Thiere, wie Sperlinge, Hasen, Füchse u. s. w., und andere, welche mehr List als Gewalt gebrauchen, um ihre Beute zu erlangen, große Berechnung, Vorsicht, Pfliffigkeit und Schlaueheit, denn Noth macht auch die Thiere erfinderisch. Je nach der Lebensweise bilden die Thiere nur gewisse seelische Fähigkeiten aus, weil ihre Beobachtungen, Thätigkeiten und Erfahrungen nur nach einer oder einigen Richtungen hin geübt werden, daher manche Organe verkümmern und zuletzt wohl gar bei späteren Geschlechtern verloren gehen, da sie als unausgebildet nicht vererbt werden. Die wilde Gans gilt für ein schlaues vorsichtiges Thier, das wilde Schaf ist ein verwegener Bergkletterer und muthiger Streiter, der wilde Esel kann nur mit Mühe vom Jäger erlegt, vom Raubthiere überwältigt werden; doch wie ganz anders benehmen sich die gezähmte Gans, das Hausschaf, der Hausesel! In den Savannen, wo die halbverwilderten Rinder- und Pferdeheerden sich gegen die Raubthiere selbst schützen müssen, entwickeln sie auch viel Verstand; sie wählen Anführer und Vertheidiger, wissen gegen Wolf und Jaguar die angemessenste Vertheidigungsart anzuwenden, lernen sich gegen Sturm und Wetter schirmen, in den Steppen sicher orientiren; denn auch das Thier wird durch Selbsthilfe kühner und selbstvertrauender.

Welche seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten im Thiere sich auch ausbilden mögen, sie werden durch Lebensbedingungen hervorgerufen und dann vererbt. Dasselbe gilt auch vom Menschen, soweit er zur Erhaltung seines Lebens gezwungen ist. Weil in ihm aber andre höhere Bedürfnisse erwachsen, so muß sich in ihm ein gesteigertes Seelenleben entwickeln, die Organe desselben sich kräftigen, und so wird aus dem Seelenleben ein Geistesleben. Denn jene höheren Bedürfnisse sind nicht mehr natürliche, nothwendige, sondern Kulturbedürfnisse, welche sich bei steigender Kultur vervielfältigen und endlich den ganzen Menschen beherrschen, die

seelischen Thätigkeiten nur als untergeordnete Mittel zu geistigen Zwecken benutzen und sie in strenger Unterordnung halten. Im Menschen wird vermittelst der Sprache die Seele zum Geist.

Die Physiologie hat durch Experimente und Apparate nachgewiesen, daß die Seele nur die Wirkung, das Erzeugniß der Nerven ist, welche zum Theil ganz mechanisch arbeiten. So unangenehm das auch Vielen klingen mag, so bleibt es dennoch eine unbestreitbare Thatsache, die sich nicht weglegen läßt. Die Seele sammelt durch die Nerventhätigkeit eine Menge von Vorstellungen und Urtheilen, welche also eine materielle Entstehung haben und auch eine materielle Existenz haben müssen, weil wir uns ihrer sonst nicht erinnern, sie vereinigen und trennen könnten. Denn Immaterielles kann nirgends als Gedächtniß haften. Ein Gedachtes als bloß Gedachtes wäre ein leeres Nichts, es bedarf eines Organes, durch welches es erzeugt wird, welchem es sich einverleiben kann. Die Anziehungskraft können wir auch nirgends sinnlich wahrnehmen, und dennoch ist sie etwas Materielles, weil sie sonst nicht wirken könnte.

Die Seele sammelt eine Menge Material, welches wir für immateriell halten, sie empfängt dasselbe von der Außenwelt, hängt also von derselben ab und kann nicht mehr besitzen, als was ihr von der Außenwelt gegeben wird. Aber bei einer gewissen Organisation des Gehirns wird es möglich, daß dieses Material der Seele zum Gegenstand der Bewegung und Erregung der Ganglien gemacht wird, und dann entstehen geistige Erzeugnisse, Gedanken, die der Mensch nach seinem Bedürfnis ordnet, verbindet, entwickelt, diese Gedanken als das wahre Abbild der Außenwelt betrachtet und in ihrer Entwicklung und Erforschung die Welterkenntniß sucht. Gedanken werden dadurch die freien Erzeugnisse des Geistes, die sogar weit abweichen können von der wirklichen Welt und der Wahrheit, aber der Mensch hat eben den Vorzug, die Wahrheit zu erforschen, wobei er bei der Freiheit seines Forschens auch dem Irrthume verfallen, ihn für Wahrheit halten kann.

Das Thier, weil es nur Seele ist, entwickelt sich

nicht über einen gewissen Kreis hinaus, ist von der Natur abhängig und unfrei, der Mensch als Geist kann sich durch die Arbeit seiner Kultur mehr und mehr von der Natur unabhängig machen und eine ideale Welt schaffen, wie sie sich im Schönen, Guten und Wahren offenbart. Hier ist er frei, und weil er dies ist, so giebt es eine große Abstufung in der Welt der Kultur, im Reiche des Geistes. Was aber an Wahrheit gewonnen ist als ewiges Gut, das lebt auch in der Menschheit ewig fort, wenn auch nicht in jedem einzelnen Menschen. Die Ideen des Sanskritvolkes, der Ägypter, der Malayen sind auch uns noch gegenwärtig, denn wir erkennen sie aus deren Werken und aus deren Sprache. Es sind dies Weltgedanken, Erkenntnisse der urewigen Wahrheiten und Gesetze und daher unvergänglich, wenn sie auch ganzen Nationen unbekannt bleiben oder aus deren Kultur verschwinden.

Unsre „geoffenbarte“ Religion, unsre Philosophie, unsre Epen und Dramen stammen aus dem Heidenthum, sie sind eben Entwicklungsstufen der Menschheit, nur die christliche Dogmatik mit ihrer von Pfaffen erfundenen Erbsündentheorie hat die harmonische und organische Entwicklung des Menschheitbewußtseins gestört, und wir haben die mühevollste Arbeit, diesen Schutt von altorientalischer Priesterthorheit wegzuschaffen. Ägyptische und indische Priester verboten dem Volke, die heiligen Schriften zu lesen, und Aehnliches geschieht heute noch in der katholischen Kirche. Die Naturwissenschaft muß ankämpfen gegen jahrtausendjährige altjüdische Vorurtheile, was die Philosophie nicht gewagt hat mit Ausnahme einiger Märtyrer. Freilich ein Hof- oder Geheimrathstitel hat auch seinen Werth! Solche Leute eifern gegen Materialismus und machen sogar wohl in — Papieren!

3. Natur und Kultur.

Ein heftiger Streit entbrannte bekanntlich zwischen naturwissenschaftlicher und philosophisch-theologischer Weltanschauung, besonders über die Begriffe von Seele und Geist. Vielleicht wird

derselbe dadurch vereinfacht, daß man jene Begriffe in die von Natur und Kultur übersezt, und zwar in dem Sinne, daß die Seele aus der Natur, der Geist aus der Kultur sich entwickelt. Man muß dies etwa so auffassen: In Folge organischer Thätigkeit entsteht in den Nervenapparaten jene Bewegung, welche wir als seelische Thätigkeit wahrnehmen. Wo aber die Organisation der Nervencentren derart beschaffen ist, daß die Seele sich potenzirt, indem sie abstracte Begriffe und ganze Gruppen derselben als Ideen erzeugt, dann nennen wir diese Thätigkeit „Geist“. Beide als Erzeugtes stehen natürlich unter der Wirkung ihres Ursprunges; daher herrscht im Reiche der Seele die Naturnothwendigkeit, im Reiche des Geistes die Consequenz der freien Selbstbestimmung des Denkens.

Daß in der Natur im Großen wie im Kleinen ein unwandelbares Gesetz herrscht, wird niemand bestreiten. Wunder sind daher unmöglich; nur uns Menschen erscheint Vieles wunderbar, weil wir die verborgenen Ursachen von wahrgenommenen Wirkungen nicht kennen. Je mehr die Menschen im Erkennen fortschreiten, um so mehr nimmt die Menge der Wunder ab; war das Alterthum sehr reich an ihnen, so beschränkt sich bei uns der Wunderglaube nur noch auf die wenig gebildeten Volksklassen, auf Denksaule und solche Gläubige, welche das Wesen der Religion nicht in der ewigen Wahrheit ihrer Lehren, sondern in den Thaten der Ueberlieferung suchen. Das Mikroskop, das Secirmesser und der mathematische Calcül vernichteten ein Wunder nach dem andern, so daß die Welt das nüchterne Ansehn eines großartigen Mechanismus zu erhalten droht. Dagegen steigen aber die Wunder des Geistes um so zahlreicher auf wie glänzende Gestirne, wenn wir den Gang der Kulturgeschichte verfolgen und sehen, daß der menschliche Geist es vermag, Apparate und Untersuchungsmethoden zu erfinden, mit deren Hilfe er in die Geheimnisse der Natur und deren Urgesetze eindringt. Die Wunder der Erkenntniß rechnet man freilich nicht zu den Wundern, weil man weiß, wie sie entstehen. Trotzdem muß es den erkennenden Geist zur größten und erhehendsten Bewunderung

der sichtbaren und unsichtbaren Welt hinreißt, wenn er wahrnimmt, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, daß die Fülle der Daseins- und Lebensformen sich auf einfache Gesetze zurückführen lassen. Wie die Anziehungskraft Weltkörper zusammenballt und in Bewegung setzt, so bewirkt sie auch die Bildung der Krystalle, das Wachsen des Pflanzen- und Thierkörpers, die Verschmelzung sinnlicher Wahrnehmungen zu Vorstellungen und Vorstellungssreihen, zu wissenschaftlichen Systemen, zu einer umfassenden Weltanschauung und ewigen Principien.

Herrscht also in der Natur das Gesetz, so muß es auch volle Gewalt haben über den Menschenleib, indem es diesen zunächst sich so zu organisiren zwingt, wie es die Lebensbedingungen verlangen. Es entsteht eine stete Wechselwirkung von Ursache und Folge, auf welche Kyell das Gesetz der Entwicklung des Erdballs, Darwin die Entstehung der Arten, die Medicin ihre Theorie der Heilkunde gründen. Um bestehen, mit den uns umgebenden Elementen der Luft und des Aethers in Wechselwirkung treten und das Gleichgewicht zwischen dem Erleiden und dem Bewirken von Einflüssen behaupten zu können, bilden sich im Thier- und Menschenkörper nervöse Organe, deren Leistungsfähigkeit natürlich abhängt von ihrer Beschaffenheit und Organisation. Weil sie aber dem Reiche der Materie angehören, so unterliegen sie auch deren Gesetzen. Sie verrichten ihre Thätigkeit wie alle Apparate zunächst nach physikalischen und chemischen Gesetzen. Indessen tritt hier ein neues Gesetz hinzu, nämlich das des Organismus. Der Körper ist nicht eine Retorte oder Electrifirmaschine, sondern besitzt als Organismus die Kraft der Reaction als Lebensbedingung; er kann sich bis zu einem gewissen Grade der äußeren Einflüsse erwehren, ihnen andre Wirkungen vermöge des Lebenstriebes entgegen setzen, die äußeren Einwirkungen also abschwächen, abändern und in sich selbst umgestalten, oder jenen Einflüssen sich anpassen, um seine eigene Existenz zu retten.

Die Wissenschaft hat bereits nachgewiesen, daß Sehen und Hören z. B. mechanische Thätigkeiten sind, für welche man die arith-

metische Formel aufzustellen vermag. Wie aus solchen mechanischen Thätigkeiten als deren Wirkungen endlich Wahrnehmungen und Vorstellungen werden, darüber fehlt uns jede Einsicht. Wir wissen es nicht und können darüber nur Vermuthungen aufstellen. Das Wunder bleibt, wenn die Wissenschaft auch bereits nachgewiesen hat, daß die Art der Vorstellungen, ihre Vollständigkeit und Fülle abhängen von der Beschaffenheit der Sinnesorgane. Man denke nur an die Fehler beim Sehen und Hören, an Sinnestäuschungen, Seelenkrankheiten. Es muß ja auch das Bewirkte stets der Art des Bewirkenden entsprechen; dagegen kann kein Zweifel erhoben werden.

Der Materialismus befindet sich demnach im vollsten Rechte, wenn er behauptet, daß die seelischen Organe den Gesetzen der Materie folgen müssen und alle ihre Thätigkeiten von den Naturgesetzen beeinflusst werden, welche überall in der Natur herrschen. Schwach oder krankhaft gestimmte Nervenorgane können das nicht leisten, was starkorganisirte vermögen; Luft, Licht, Wärme, Blut u. s. w. müssen auf sie einwirken und auf die Thätigkeit der Nerven gestaltend, fördernd oder hemmend reagiren. Mithin hängen die Produkte als Wirkungen vorangegangener Ursachen von äußeren Einflüssen ab, denen sich der Organismus nur bis zu einem gewissen Grade entziehen oder widersetzen kann. Bis hierher waltet die Natur mit ihrer Nothwendigkeit, d. h. mit dem Zwange der Consequenz ihrer Gesetze.

So wenig wir zu erklären vermögen, wie aus Sinnesreizen Vorstellungen werden, so fehlt uns noch mehr die Einsicht in jene Gehirnvorgänge, durch welche Ideen erzeugt werden. Daß wir dazu das Gehirn gebrauchen, vielleicht nur einzelne Theile oder besondere Organe, das lehrt uns die tägliche Erfahrung. Mithin üben diese Gehirngorgane auf die Erzeugung von Gedanken und Ideen einen Einfluß aus, dessen Grenze für uns noch außerhalb jeder Berechnung liegt. Da nun aber Kunst, Wissenschaft, Recht und Religion keineswegs für Naturerzeugnisse gelten dürfen, der Mensch dieselben vielmehr aus sich selbst erzeugt und entwickelt, so stellen wir mit Recht jene Schöpfungen des Menschengeistes als

Kultur den rein organischen Erzeugnissen der Natur entgegen. In der Kultur spiegeln wir unser geistiges Wesen ab, wir folgen bei der Erzeugung derselben dem freien Entschlusse der Selbstbestimmung, machen unsre Ideen zum Inhalte der Kultur und entwickeln dieselben absichtlich oder unbewußt nach einer bestimmten Richtung hin, indem wir dem Drange der in uns waltenden Schöpferkraft folgen. Eine Statue, ein Gemälde, eine Oper, ein philosophisches System, eine algebraische Formel, eine Mythe u. s. w. sind keine Naturwerke, dazu zwingt keine Naturnothwendigkeit, sondern unser eignes Wesen; der Geist zwingt sich selbst, weil er da sein will, weil er etwas Lebendiges ist, welches sich in Wirkungen (Thaten) äußern muß.

Jedenfalls muß das menschliche Gehirn eine Eigenthümlichkeit in Betreff der einzelnen Organe besitzen, kraft deren es Ideen und Ideale erschaffen kann. Ebenso können äußere Umgebung u. s. w. nicht ohne Einfluß bleiben, aber der Geist vermag diese Einwirkung durch Erziehung und Unterricht zu vermindern und im Willen eine Macht zu erschaffen, mit welcher das „Ich“ der Außenwelt entgegen tritt; denn die Macht der Gedanken kann derart anwachsen, daß sie der Sinnlichkeit siegreich widersteht. Der Europäer unsres Jahrhunderts versenkt sich in die Weltanschauung des alten Sanskritvolkes, er übersetzt die Ideen, die unter der Anregung der indischen Natur reiften, in europäische Gedanken, macht sich also vom Klima unabhängig, wie der Indianer durch Benutzung der Schießgewehre seine Jagdmethode abändert, Ackerbauer und Mitglied eines Staates wird und dadurch in das moderne Kulturleben eintritt.

Jeder Mensch beginnt mit der Sprache und mit dem ersten religiösen Gefühle das Reich der Kultur zu betreten als das Reich seiner eigenen wahren Heimat. Wie weit er darin vordringt, das hängt freilich wieder von äußeren Verhältnissen ab. Diese kann er jedoch um so mehr beherrschen, je weiter er es in der Kultur bringt. Weil in der Kultur die Freiheit waltet, so kann eben die Natur nicht zwingen, eine gewisse Stufe der Kultur zu erreichen; diese bleibt für ihn vielmehr eine Arbeit, eine Aufgabe, welche er

sich selbst stellt, und darin liegt seine Freiheit. Man kann Niemanden zwingen, ein Maler zu sein oder Interesse für Malerei zu besitzen, aber zeichnen, Kunsttheorie studiren, Gemälde mit Genuß betrachten, kann er erlernen, wenn er will. Fühlt Jemand in sich den Beruf zur Malerkunst, so wird er diesem folgen, aus der Lehre laufen, wenn er einen andern Beruf ergreifen soll, denn seine Natur verlangt das Recht der Freiheit, aus sich das zu machen, wozu er sich hingezogen fühlt.

Unbestreitbar bleibt es daher, von welcher Seite aus man auch die Kultur betrachten mag, daß sie eine Arbeit des Menschengewisses ist, welche er kraft seiner Ideen vollbringt. Weil er aber mitten in der sinnlichen Welt steht, so beeinflusst ihn diese bei der Arbeit; je mehr er jedoch erstarrt, um so unabhängiger wird er von der Natur, wie denn die Isländer und Grönländer sich am europäischen Kulturleben zu betheiligen, die Japanesen und Chinesen es in sich aufzunehmen vermögen. Der Mensch erlernt Alles, dem Thiere wird Alles angeboren, selbst die Fähigkeit zur Dressur.

Nun kann aber in der Welt nichts ohne Gesetz sein, weil jedes Daseiende als Ursache seine Folgen haben muß. Mithin entwickelt sich auch die Kultur nach festen, ewigen Gesetzen, sie ist keine Ungebundenheit, keine Laune des Zufalls. Ihre Gesetze sind jedoch keine mathematischen, weil in der Kultur keine Materie enthalten ist, vielmehr gelten nur die logischen Gesetze des Denkens, welche eben so consequent sind wie die physikalischen der Natur. Die Kultur hat daher ihre Geschichte, ihre in sich folgerechte Entwicklung der Ideen, welche in einzelnen Menschen wie in ganzen Völkern und Zeitperioden zur Erscheinung kommen, und welche die Geschichtswissenschaft zu erforschen hat.

Die Kultur entwickelt Ideen, diese sind organische Gebilde des denkenden Geistes, verbinden, scheiden, erweitern und vervollkommen sich nach den in ihnen liegenden Gesetzen. Eine Idee treibt nothwendig zur andern, ein Fortschritt führt zum andern, die bessere Erkenntniß in einem Theile der Kultur verursacht dasselbe auch in andern Richtungen, bis der Ausgleich in allen Gebieten

hergestellt ist und dann der neue Zustand als neue Kulturperiode in die Geschichtsbücher eingetragen wird. Finden wir also auch in der Kultur die Nothwendigkeit der Logik, so darf man dies nicht für die Beschränkung der Freiheit halten, sondern sie ist deren innerstes Wesen. Die Freiheit ist Vernunft, diese darf nicht gegen die Logik verstoßen, welche ja ihr Erzeugniß ist. Indem sich der Mensch also der Vernunft hingiebt, sie zur Führerin wählt, so folgt er seinem eignen Geiste, ist in sich selbst, nicht außer sich, wirkt in und durch sich, ist also frei; denn er trägt in sich nichts Fremdes, Unangemessenes, seinem Wesen Widersprechendes. Im Sommer und Winter, als Handwerker und Fürst kann er sich an dem Kulturleben betheiligen, so daß die Natur in dieser Beziehung keine Macht über ihn hat. Selbst Krankheit hindert den Gedankenstarken nicht am Denken und an der Aneignung von Kulturprodukten. Die Natur erzeugt im Nervenorganismus die Seele, die Kultur entwickelt daraus den Geist als logische Kraft, macht die sinnliche Welt zum Material für Ideen.

4. Stufenfolge der seelischen und geistigen Entwicklung.

Die alte Psychologie, welche von Seelenvermögen und Seelenkräften spricht als besonderen Dingen, sucht dieselben auch zu klassificiren, indem sie Denken, Fühlen und Wollen unterscheidet. Für das theoretische Erkennen wird ein solches Fachwerk nothwendig, indessen in der lebendigen Natur ist eines im andern enthalten, verwandelt sich eines ins andre, weil die einzelnen sogenannten Kräfte nur Richtungen und Erscheinungsformen einer und derselben Nerventhätigkeit sind. Im Denken ist das Fühlen enthalten, aus dem Fühlen wird sofort Denken, beide wieder stecken im Wollen. Man kann höchstens Gradunterschiede bemerken. Im Blute sind alle Elemente der festen Körpertheile enthalten, in ihm befinden sich die umgewandelten Bestandtheile der Speisen. Ebenso bedarf man zum Leben des Athmens, des Blutumlaufs, der Gehirnthätigkeit u. s. w., eines setzt das andre voraus, hat im andern

die Bedingung der eignen Existenz. Dasselbe geschieht auch im Seelenleben.

Demnach kann man nicht von bleibenden, festen Unterschieden reden, sondern nur von Umwandlungen oder von verschiedenen Bewegungsformen. So weit wir die Thätigkeit der einzelnen Gehirnthteile kennen, entstehen im Vorder- oder Stirnhirn Vorstellungen und Gedanken. Im Rückenmark und dem verlängerten Mark kommen äußere Reize als Erregungszustände und Gefühle an; gelangen sie bis ins Vorderhirn, so erscheinen sie dort als Vorstellungen. Durch dieselben erhalten die dunkeln Gefühlsstimmungen erst einen bestimmten, bewußten Inhalt, sei es auch nur das Bewußtsein des Angenehmen oder Unangenehmen. Das Gefühl kehrt als Vorstellung aus dem Vorderhirn zu sich zurück oder gelangt dort vielmehr in der Form einer Gemüthsbewegung zum Bewußtsein. Das verlängerte Mark kann keine Vorstellungen erzeugen, das Vorderhirn aber keine Gefühle; beide sind eben nicht dazu organisiert. Reicht also die Molecülärbewegung der Nerven-erregung vom verlängerten Mark in's Vorderhin, so muß sie die Form einer Vorstellung annehmen; wir nehmen das Gefühl nur als Vorstellung wahr und meinen, daß dem Gefühl nun eine Vorstellung beigegeben sei. In den Vorstellungsorganen kann aber der Ueberfluß von Vorstellungen nicht Raum gewinnen, die Bewegung der Erregung setzt sich fort zu den Wurzeln der Bewegungsnerven, wo sich dann die Vorstellung in einen Willensact umwandelt, weil diese Nerven nur für Bewegung organisiert sind, in denen als Motiv die Vorstellung steckt. Da nun die Wurzeln der Empfindungs- und Bewegungsnerven einander berühren im Centralorgan des verlängerten Markes und Kleinhirns, so muß die Gefühlsleitung auf die verwandten entsprechenden Bewegungsnerven übergehen und eine zweckmäßige Bewegung entstehen. Der Mechanismus des Nervensystems besorgt dies von selbst, daher wissen wir gar nicht, welche Nerven und Muskeln wir brauchen zu einer beabsichtigten Bewegung.

Legt man diese Hypothese zu Grunde, so werden alle geistigen

Vorgänge faßlich und in ihren Ursachen erklärlich. Man muß diese Voraussetzung aber weiter anwenden, wenn man die Entwicklung des Geistes aus der Materie sich vorstellig machen will. Um Klarheit in die vielfachen Erscheinungen zu bringen, mache man sie zunächst übersichtlich, indem man sie auf wenige Grundformen zurückführt.

Zunächst betrachte man die einzelnen Organe der Seele, ihre mechanische Thätigkeit, um überhaupt zu erkennen, wie seelische Erscheinungen und Thatfachen entstehen. Erster Haupttheil.

Im zweiten Haupttheile betrachte man diese einzelnen Organe als Organismus, als thätiges, lebendiges Ganzes, in welchem eines ins andre eingreift. Da nun alle seelischen Vorgänge Wirkungen der erregten Organe sind, so werden sie von diesen abhängig, erscheinen Gefühle, Vorstellungen, Begehungen nur als Folgen und Erzeugnisse der organischen Thätigkeiten. Die Gesammtsumme dieser Thätigkeit ist die Seele, welche sich also im Reiche der Sinnlichkeit, der Endlichkeit und Veränderlichkeit bewegt, und deren Thätigkeit nur auf das Sinnliche gerichtet ist, von diesem abhängt, sich mit ihm verändert. Läutern sich aber diese sinnlichen Gedanken derart, daß sie das Sinnliche abstreifen und in abstracte Begriffe übergehen, so wird die Seele zum Geist. Dieser macht nicht sinnliche Dinge zum Gegenstande seiner Thätigkeit, sondern Begriffe und Ideen, die er sich selbst erschafft, aus den sinnlichen Erkenntnissen abstrahirt. Füllen sich Gefühle mit Begriffen, so nennen wir sie Gemüth, wirken Begriffe und Ideen auf Bewegungsnerven, so erscheint die Wirkung als freier, sittlicher Wille, als Selbstbestimmung, als ideelles Motiv. Wie weit in jedem Menschen diese Umwandlung der Seele in Geist vor sich geht, das hängt von vielen Verhältnissen ab, aber die Sprache zwingt ihn dazu, giebt ihm die Mittel und die Anregung. Im Geiste ist die Seele mit enthalten, im Begriff die Vorstellung, in der Gemüthsbewegung das Gefühl u. s. w., also findet sich stets ein sinnlicher Anfang vor, aber der Geist beherrscht die Sinnlichkeit, braucht sie bei der Kunst und Symbolik, bei der Sprache und

Forschung als Mittel, wogegen Wahrheit und Schönheit der Zweck bleiben, denen die sinnlichen Mächte untergeordnet sind. Gott bedarf der Welt, um sich zu offenbaren, der Geist hat die Seele und deren Organe nothwendig, um wirken zu können. Sprechen und Schreiben sind mechanische Fertigkeiten, in denen der Geist sich kund gibt, Ideen aber entwickeln sich zu Kunst- und Literaturgeschichte, dagegen giebt es nur Anekdoten von einzelnen Affen, Hunden und Pferden!

Erster Theil.

Das Leben der Seele.

Erstes Kapitel.

Die elementaren Thätigkeiten der Seele.

1. Die Organe des Seelenlebens.

Will man das Wesen der Seele und des Geistes begreifen, so muß man sich von gar vielen vorgefaßten Meinungen lossagen. Die Ergebnisse der neuesten Naturforschung zwingen uns, unsere Auffassung der Welt im Großen und im Kleinen umzugestalten, und darin liegt der eigentliche wahre Fortschritt unseres Wissens und Denkens. Wir dürfen nicht mehr meinen, daß der Ocean der Sterne, Sonnen und Planeten, Thiere und Pflanzen des Menschen wegen geschaffen sind, vielmehr ist das Weltall ein großartiger Organismus, der sich selbst lebendig erhält, indem er sich umgestaltet; denn Stoff- und Formwechsel sind die Bedingungen des Lebens. Unsere Erde, ihre Gebirge, Meere, Wolken, Gewitter, Nordlichter, Stürme u. s. w. sind keine todten Massen, sondern Erzeugnisse eines großartigen Weltlebens, Erscheinungsformen einer Weltseele, Wirkungen urewiger Weltgesetze, weshalb Weltkörper und Welttheile in fortwährender Veränderung begriffen ist. Wenn wir ferner den Grund der Meeres- und Luftströmungen, der Gletscher und Lawinen

auffinden wollen, so müssen wir nach den kleinsten Ursachen forschen, weil sie eben gewaltige Wirkungen einzig und allein durch ihre Massen erzeugen. Die Gesetze von Licht und Wärme lernen wir erst begreifen, sobald wir uns den Aether in seine kleinsten Theile zerlegt denken und den Gesetzen dieser mikroskopisch kleinen, denkbaren Theilchen volle Aufmerksamkeit zuwenden. Unsere Farbentheorie, Malerei und Bildhauerei beruhen z. B. auf Schwingungen der Aetherwellen und den ihnen entsprechenden Erregungen der Zapfen und Stäbchen als Endspitzen des Sehnervens.

Alles Leben entsteht und besteht aus Bewegung, d. h. aus dem Umwandeln aus einem Zustande in den andern in Folge der Wechselbeziehung zur Umgebung. Die Wirkung dieser Bewegungen nennen wir Kraft, weshalb das Leben jedes Dinges in der Summe wirkender Kräfte besteht. Da aber diese Kräfte sich umsetzen, d. h. in verschiedenen Formen erscheinen, eine vorhandene Kraft nicht verschwinden, eine ganz neue nie erscheinen kann, so bleibt sich die Masse der Kräfte gleich, ist der Stoff unvergänglich, wohl veränderlich in der Form, ewig aber im Dasein.

Wenden wir dies auf den thierischen Körper an, so finden wir dieselbe stete Bewegung, denselben Kreislauf der Kräfte, welchen wir Stoffumsatz, Wachsen und Absterben, Wärme, Entwicklung u. s. w. nennen, da uns die Bewegungsarten und Kräfte in besonderen Gestalten und Daseinsformen erscheinen. Eine Aetherschwingung wird uns bald als Wärme, bald als Licht und Farbe, bald als Electricität und Magnetismus wahrnehmbar; die Luftwellen empfinden wir als Schall, als Wind, als Athmungsstoff, als Triebkraft, je nachdem sich ihre Bewegungswellen gebildet haben. Im thierischen Körper sind Luft und Blut, also Athmungs- und Ernährungsstoffe jene Anreger, von denen die Bewegung des Stoffumsatzes ausgeht. Die Luft besteht aus Gasen, die Nahrung aber aus mehr oder minder umgewandelten unorganischen Stoffen. Jene Urelemente, von denen sich die Erde nährt, erhalten auch den Pflanzen- und Thierkörper, und der Krystall folgt, wenn er die geeigneten Stoffe in der erforderlichen Zahl der Atome verbindet

und zu geometrischer Form gestaltet, demselben Gesetz, nach welchem Haut, Fleisch, Adern, Fett, Knochen, Nerven, Blätter und Rinde werden. Das Gesetz, welches die Sonnen freisen macht, regiert auch das schwebende Sonnenstäubchen, und Luft, Licht und Feuchtigkeit wirken ebenso auf die Rinde des Erdballs wie auf die der Pflanzen und die thierische Haut. Je mehr wir die Natur kennen lernen, auf um so einfachere Gesetze können wir ihre Erscheinungen zurückführen.

Betrachten wir nun das Seelenleben, indem wir dessen Organe kennen lernen! Jene Organe, durch welche wir zur Erkenntniß der Außenwelt und unserer selbst gelangen, sind die Nerven, welche wieder im Rückenmark und Gehirn ihre Centralorgane haben, in denen sinnliche Eindrücke zu Bewegungserregungen, Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen werden. „Die Nerven sind dünne, langgestreckte Fasern, welche durch ein Bindgewebe aneinander geheftet und in einer festen Hülle zu einem runden oder platten Strange vereinigt sind. Jede Nervenfasern ist eine von zum Theil flüssigen Inhalt (Axencylinder) gefüllte Röhre und mit großen Kernen versehen, besteht aus verschiedenen chemischen Stoffen, zeigt Stoffwechsel, besitzt auch einen electrischen Nervenstrom und wird durch gewisse Reize mehr oder minder erregt, bei lange anhaltender Ruhe dagegen verfettet sie und wird unbrauchbar. Anhaltende Thätigkeit erschöpft oder vernichtet den Nerven, ebenso wirkt große Temperatur und allzustarke Electricität. Chemische, mechanische und thermische Reize erregen denselben und werden von dem Endpunkte in der Haut nach den Centralorganen geleitet. Die Thätigkeit der Nerven kommt nach Pflüger derart zu Stande, daß jedes Nervenmolecul eine gewisse Summe von Spannkräften enthält, von denen ein Theil bei der Thätigkeit frei wird. „Diese freiwerdenden Kräfte eines Moleculs wirken aber wieder auslösend auf die Spannkräfte der Nachbarmoleculs, so daß die Leitung in einer Kette von Auslösungsvorgängen besteht, daher lawinenartig anschwillt, weil eben durch den Auslösungsvorgang jedesmal im folgenden Molecul größere Kraftmengen frei gemacht werden.“

Jene Nerven, welche vom Gehirn oder Rückenmark ausgehen, und in Muskeln endigen, so daß dieselben sich zusammenziehen oder ausdehnen, heißen *w e g l e i t e n d e* oder *Bewegungsnerven*; dagegen leiten *Empfindungs-* oder *z u l e i t e n d e* Nerven äußere Reize nach dem Gehirn, andere Nerven erhalten die *Ernährungs-* und *Ausscheidungsorgane* in Thätigkeit, wodurch sie zugleich Wärme erzeugen. Die zuleitenden Nerven bedürfen aber der Verbesserung ihrer Berichte durch die Erfahrung; denn die Nervenwurzel des Gehirns gewöhnt uns daran, den Ursprung jeder Empfindung in das Außenende des Nerven zu verlegen, die Ursache in der Außenwelt zu suchen. Jede Reizung des Augennerven, auch wenn sie von inneren Ursachen herrührt, bewirkt Lichterscheinung, jede des Ohrnerven Schallempfindung u. s. w., so daß Kranke, bei denen ein solcher Nerv irgendwie erregt ist, Licht- oder Schallempfindungen haben, von denen sie derart können belästigt werden, daß sie in eine Art von Geisteskrankheit verfallen, welche man *Hallucination* nennt.

Außerdem giebt es eine Menge von Nervenfasern, durch welche zwei *Ganglienzellen* (*Centralorgane*) verbunden werden, so daß eine Erregung sich über einen größeren oder kleineren Kreis von Ganglien verbreiten kann, besonders im Gehirn und im Rückenmark. Die centralen Endorgane der Nerven enthalten zahlreiche Fasern, so daß ihre Thätigkeit eine vielseitige, weitverzweigte werden kann. In ihnen wird der thätige Zustand einer Nervenfaser ausgelöst, d. h. tritt in volle Wirksamkeit, oder eine Empfindung wird auf ein Bewegungsorgan übertragen und dieses dadurch zur Thätigkeit angeregt, oder aus sinnlichen Erregungen bilden sich Vorstellungen. Alle solche Centralorgane enthalten Ganglienzellen, welche mit Nervenfasern unmittelbar in Verbindung stehen und unempfindlich gegen Wärme und Electricität sind. Demnach scheint der thätige Zustand einer Nervenfaser nur eine Kette von Auslösungen zu sein, in welcher das Freiwerden der Kräfte in der Ganglienzelle als Ausgangs- oder Endpunkt zu betrachten ist. Jede Leitung hat aber Widerstände zu überwinden, weshalb sich

die Erregungskräfte bis zu einem gewissen Maße ansammeln müssen, um den Widerstand zu überwinden, wodurch die Erregung einen rhythmischen Wechsel erhält; wiederholt sich die Erregung, so verliert der Widerstand seine Kraft, und die Erregung kann eine anhaltende werden. Denn es scheint überall Hemmungsnerven zu geben.

„Jedem Verständniß entzogen sind die Erregungszustände der Vorstellungsganglien; doch ist es wahrscheinlich, daß Empfindung, Willen und Vorstellungen mit Nervenenerregungen im Zusammenhange stehen. Denn alle Vorstellungen scheinen ununterbrochene Reihen oder Vorstellungsketten zu bilden, deren Ausgangspunkt stets an eine anlangende Nervenenerregung (Empfindung) anknüpft, deren Endpunkt stets wieder eine mit einer Nervenenerregung verbundene Vorstellung (Wille) ist, so daß man eine ununterbrochene Kette von Auslösungen zwischen anlangenden und abgehenden Nervenenerregungen annehmen darf.“ (Hermann, Grundriß der Physiologie). „Eine zuleitende Nervenfaser leitet durch Ganglienzellen zu einer ableitenden, und dann entsteht ein Reflex, wenn mit dem Vorgange keine Vorstellung verbunden ist; geschieht dies aber, so entsteht Empfindung (Vorstellung bei Erregung des Centralorgans durch die zuleitende Faser), oder eine Gedankenbildung (Vorstellung während der Leitung) oder ein Willen (Vorstellung bei Erregung der ableitenden Faser). Außerdem ist die Schnelligkeit der Erregung von Einfluß. Eine Gesichtserregung ist am stärksten, wenn sie 17—18mal in der Sekunde erfolgt, wogegen der Ohrnerv 33mal in der Secunde anz- und abschwillt; dazwischen dauert nach jeder Erregung die Ermüdung $\frac{1}{17}$ — $\frac{1}{33}$ Secunde, so daß die neue Erregung nach Ablauf dieser Zeit stärker wirkt, als wenn sie früher eintritt. Die Zeit für Reflexvorgänge zwischen Reiz und Bewegung dauert $\frac{1}{30}$ — $\frac{1}{10}$ Secunde.“

Ohne weiter in die Einzelheiten der Nervenatomie einzugehen, sei nur kurz erwähnt, welche Thätigkeit die einzelnen Sinnesnerven, das Rückenmark und das Gehirn nach angestellten genauen Untersuchungen zu verrichten bestimmt sind.

Die Empfindungsnerve endigen in Schleifen und sogenannten Papillen in der Haut und berichten über Wärme und Druck (Temperatur, Gewicht, Härte, Beschaffenheit der Oberfläche der Dinge u. s. w.) als Organe des Tastsinns, nach dessen Berichten wir uns Vorstellungen über Gestalt, Umfang und Beschaffenheit der Dinge bilden. Wahrscheinlich hat jede Art von Tastsinn besondere Nervenfasern. Dasselbe gilt von den Wurzeln der Zunge, in denen die Geschmacksnerven endigen, von denen wieder die einzelnen Fasern nur zur Empfänglichkeit einer besondern Art der Geschmacksempfindung organisiert zu sein scheinen.

Das Rückenmark besteht aus weißer Substanz (horizontal eintretende Wurzelfasern und vertikal gerichtete Fasern) und aus grauer Substanz (Ganglienzellen mit einem Gewirr von feinen, nach allen Richtungen verlaufenden Axencylindern). Die Ganglienzellen der Bewegungsnerven sind größer als die spindelförmigen Empfindungsganglien der hinteren Wurzelfasern und liegen in den vorderen Wurzelfasern. Die Nerven im Rückenmark gehen nicht unmittelbar in's Gehirn, sondern treten mit Ganglienzellen in Verbindung. Ein complicirtes Fasernetz setzt sich vom Rückenmark in's Gehirn fort, aus welchem Fasern fortwährend auftauchen und in der weißen Substanz isolirt zum Gehirn verlaufen, so daß eine eingeleitete Erregung in alle Fasern übergehen kann. Diese zu leitenden Fasern des Rumpfes erregen entweder eine Empfindung oder eine Reflexbewegung (unwillkürliche Bewegung), indem die Erregung auf Bewegungsnerven übergeht. Localisirte Empfindungen entstehen, wenn die Erregung isolirt in's Gehirn geleitet wird; willkürliche Bewegungen dagegen gehen von der grauen Substanz des Gehirns aus. Weil sämtliche Rückenmarksganglien durch ein Fasernetz in Verbindung stehen, so kann sich ein Reflex über den ganzen Körper verbreiten oder einzelne Gebiete der Bewegungsnerven zu Krämpfen veranlassen. Doch befinden sich im grauen Fasernetz Widerstände, welche die Erregung der Empfindungsnerve vermindern und beschränken, weshalb Erregungen gern diejenigen Bahnen gehen, wo sie den geringsten Widerstand finden, was durch

Uebung und Gewohnheit erreicht wird. Auch kann der Wille gewisse Reflexbewegungen unterdrücken, worin das Wesen der Erziehung liegt. Die Leitung der Empfindungen geschieht durch die weiße Substanz der Hinterstränge, wogegen die weißen Vorder- und Seitenstränge Bewegung veranlassen, die graue Substanz Schmerzempfindungen und Reflexbewegungen leitet.

„Eine normale sensible (empfindende) Erregung schreitet von den Empfindungsganglien nur in geringem Umfange in dem grauen Fasernetz vor, um in abtretende Fasern der weißen Hinterstränge überzugehen, die in den Seelenorganen eine localisirte Empfindung hervorrufen. Diese Leitung erregt aber auch Bewegungszellen und bringt dadurch einen geordneten Reflex zu Stande, welcher jedoch durch eine in den weißen Vordersträngen vom Gehirn herabkommende Erregung (Wille) kann verhindert werden. Dieser Wille bewirkt willkürliche Bewegung, wenn die Erregung auf Bewegungszellen übergeht. Heftige Erregungen verbreiten sich über weitere Gruppen von Zellen und Fasern, denn es sind die Empfindungsganglien von Natur zu Gruppen geordnet, die mit einander in Verbindung stehen und dadurch umfassende coordinirte Bewegungen ausführen, die nach einiger Uebung ohne besondern Willensantrieb sich vollziehen und zu Gewohnheitsbewegungen und mechanischen Verrichtungen werden.

„Rückenmark und Gehirn treten durch das verlängerte Mark mit einander in Verbindung, welches Fortsetzungen des Rückenmarks und neue paarige, durch Commissuren verbundene graue und weiße Massen enthält und deren Fasern durch unentwirrbare Verbindungszüge in's Gehirn übergehen. Das verlängerte Mark gilt für das Organ der Reflexbewegungen, namentlich des Athmens, dessen Rhythmus besondere Muskeln ordnen, doch beschleunigen oder verlangsamen Nebenfäsern des herumsehweifenden und sympathischen Nerven den Herzschlag, verursachen Herzklopfen, Beklemmung u. s. w. Das Kauen, Schlingen, das Bewegen der Augenmuskeln, das Gehen und andere geordnete Reflexe gehen vom verlängerten Mark aus und unterstützen das animale Leben,

wogegen der sympathische Nerv, der durch seine Ganglien und Faserstränge die Eingeweide umgibt und sich bis in's Rückenmark und Gehirn verzweigt, die unwillkürlichen Bewegungen der Ernährungsorgane leitet.

„Die beiden Hemisphären des Großhirns sind Organe des Denkens, Sprechens (dritte Stirnwindung) und Willens. Doch beschränkt sich die Einwirkung der Seele auf die peripherischen (End-) Organe, damit diese entweder einen Reflex hindern oder eine geordnete Bewegung ausführen, d. h. die Seele setzt nur die Coordinationscentren in Bewegung, welche nun mechanisch das Gewollte ausführen. Ebenso erhält die Seele jedenfalls nur den summarischen Bericht von ganzen Gruppen sensibler Fasern.“

Was endlich die höheren Sinne, Gesicht und Gehör anlangt, so sind dieselben derart construirt, daß sie ihre Arbeit mechanisch verrichten, es sind eben nur mechanische Apparate, deren Berichte erst in den Vorstellungsorganen in Wahrnehmungen und Anschauungen umgewandelt werden. Der Augennerv endet im Hintergrund des Augapfels in etwa einer Million Spigen, von denen einige nur für Licht, andere nur für Farben und zwar für gewisse Farben, empfänglich sind und diese ihre besondern Berichte in's Hirn leiten. Aehnlicher Weise endigt der Hörnerv in einigen tausend Endspigen, von denen die eine Hälfte nur Geräusche wahrnimmt, die andere nur Schall und Klang, wobei diese Hälfte gleich einer Klaviatur abgestimmt ist, so daß für Einen Ton nur einige Nervenenden empfänglich sind, weshalb man eben verschiedene Töne und Geräusch zu gleicher Zeit hören kann. Fehlen im Auge oder Ohr gewisse Nervengruppen, oder sind diese krank, so nimmt man die ihnen entsprechenden Farben und Töne nicht wahr, oder faßt sie falsch auf. Der Niesnerv endlich ist vermöge seiner Feuchtigkeit und Organisation für chemische Bestandtheile der Luft empfänglich und dient dem Auge und der Zunge als Aushilfe, wirkt daher auf's Gemüth, kann Ekel, aber auch Wollustgefühl erregen. Auch das Ohr wirkt mehr auf das Gemüth, das Auge mehr auf Denken und Sprechen, weshalb das Auge bei der Erfindung der Sprache mächtig einhalf.

2. Die Hauptgesetze der elementaren Nerven- und Gehirnthätigkeit.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß alles, was geschieht, seinem Grund hat, warum es so und nicht anders geschieht. Wenn wir auch in vielen Fällen jenen Grund zu finden nicht vermögen, namentlich wenn es sich um seelische und geistige Erscheinungen handelt, so dürfen wir doch an der Wahrheit jenes Grundsatzes nicht zweifeln. Suchen wir uns solche seelische Erscheinungen faßbar und begreiflich zu machen, so müssen wir chemische und physikalische Gesetze zu Hilfe nehmen, wie Ranke, Fick, Hermann, Maudsley u. A. es empfohlen haben. Hören wir z. B. Maudsley (Physiologie und Pathologie der Seele)!

„Das Organ“, sagt der englische Physiologe Brown, „das empfindet, ist ebenso gut ein Theil der Natur als die Objecte der Empfindung, welche auf dieses einwirken, und als ein Theil der Natur ist es selbst ein Object für rein physikalische Forschung. Wir kennen es nur in den allgemeinen Veränderungen, welche durch die Verschiedenheit unserer Empfindungen hervorgebracht werden; doch die Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge dieser Veränderungen macht es unserer Forschung zugänglich, wie uns auch die regelmäßige Folge der Veränderungen in unserem Körper dessen nähere Erforschung ermöglicht. Es giebt daher eine Physiologie der Seele so gut wie eine Physiologie des Körpers, eine Wissenschaft, welche die Erscheinungen in unserem geistigen Leben einfach als Erscheinungen betrachtet und nach der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge oder andern analogen Bezeichnungen unter gewissen allgemeinen Namen in Klassen bringt, wie wir in der Physiologie unseres körperlichen Lebens die verschiedenen Phänomene des Körpers betrachten und alle ihre Verschiedenheiten unter den Namen zusammenfassen, mit denen wir die Hauptfunctionen bezeichnen.“

Diese Auffassung ist jedenfalls die naturgemäße und einfachste, welche zugleich dazu verhilft, das Wesen der Seele vorurtheilslos zu untersuchen. Maudsley schließt sich seinem Landsmann an und wir tragen kein Bedenken, ihm als sachkundigen Führer zu

folgen. „Bei jedem Akt der Seelenthätigkeit“, sagt er, „findet eine entsprechende Veränderung in dem materiellen Substrat statt, und jeder seelische Zustand stellt das Resultat einer chemischen oder molecularen Veränderung in den nervösen Elementen des Gehirns dar. Nerventhätigkeit bewirkt denselben Verbrauch und Umsatz von Stoff, wie es die Muskelthätigkeit thut; denn die Leistung von Kraft geschieht auf Kosten von höher organisirter Materie. Die Nervensubstanz zeigt während des Lebens eine neutrale Reaction, nach angestrenzter Arbeit und dem Tode eine saure. Daher muß man annehmen, daß die Seelenkräfte das Resultat einer Organisation sind, welche erst im Laufe des Lebens ganz allmählig herau-reifen. Es muß demgemäß aber auch die Seelenthätigkeit von der Structur des Nervensystems abhängen, und die unzähligen Tausende von Ganglienzellen (400—600 Millionen) des Gehirns sind zweifellos die Mittel seiner functionellen Thätigkeit. Da sie Material vom Blute erhalten, so werden sie zu Heerden stetiger Kraft, und man kann sagen, daß jede Ganglienzelle im Gehirn eine ständige Vorstellung repräsentirt, während die Vorstellung eine Kraftäußerung, eine Leistung der Ganglienzelle darstellt.

„Die niedrigsten Thierformen besitzen keine Nerven, sondern bestehen aus einer gleichförmigen Masse, welche alle Lebensthätigkeiten ausführt, so daß die inneren molecularen Veränderungen, die in Folge von Reizen vor sich gehen, auch eine sichtbare Bewegung zu veranlassen vermögen und dabei unverkennbare Andeutungen einer Anpassung an functionelle Zwecke zeigen. Bei gesteigerter Organisation des Thierkörpers bilden sich zwei Stränge, welche zwei Ganglien oder gangliöse Gruppen von Nervenzellen mit einander verbinden; diese Ganglien empfangen die zugehenden Reize, tragen sie auf die andern über und erzeugen dadurch Reflexthätigkeit, wie man denn überhaupt die Enden durchschnittener Empfindungs- und Bewegungsnerven an einander heilen kann. Denn jedes Thier muß die Fähigkeit erhalten, eine Anzahl verschiedener Akte zu einem bestimmten Zwecke mit einander in Einklang zu bringen, und das Nervensystem ist gemäß dem Princip der Arbeits-

theilung organisirt. Je mehr das Thier in Beziehung zur Außenwelt treten soll, um so zusammengesetzter muß sein Nervensystem werden, namentlich entwickeln sich verschiedene Sinnesorgane und das Gehirn, um die zugeführten Eindrücke der Außenwelt zu Wahrnehmungen, Vorstellungen und Urtheilen zu verarbeiten.

„Bei Fischen finden wir die ersten Anfänge von Gehirnhemisphären, die sich bei den Amphibien mehr entwickeln, noch mehr bei den Vögeln, bei dem Menschen die höchste Entwicklung erhalten. Von außen zugeleitete Eindrücke werden in den Gehirnzellen zur Empfindung, in besser organisirten Gehirnen zur Vorstellungsempfindung. Fische haben daher bereits einfache Vorstellungen, Vögel zeigen oft große Intelligenz und heftige Gemüths-erregungen, und Säugethiere bringen es bis zu einer Art von Vernunft, sobald die graue Masse und die Windungen des Gehirns zunehmen. Dieselbe Folge beobachtet man auch im Menschenhirn, da tief stehende Völker und Menschen weniger graue Masse (Ganglien) oder weniger Windungen des Gehirns haben. Außerdem ist es Thatsache, daß das menschliche Hirn nach und nach die Form eines Fischhirns, dann die eines Vogelhirns u. s. w. durchmacht. Die zerstreuten Ganglien des sympathischen Nerven repräsentiren das Nervensystem der niedrigsten Thiere, das Rückenmark dagegen besitzt unabhängige Centren für combinirte Bewegungen, welche auf äußere Reize erfolgen (Instinct), die Sinnesorgane mit ihrer Unzahl von Zellen erhalten dadurch besondere Eigenschaften, und noch höhere Fähigkeiten entwickeln die ganglien- und faserreichen Hemisphären des Gehirns. Demnach kann man unterscheiden 1) Vorstellungscentren in der grauen Masse der Hemisphären, 2) Sinnescentren in der grauen Substanz zwischen den Pyramiden und dem Boden der Seitenventrikel, 3) Reflexorgane in der grauen Substanz des Rückenmarks und 4) organische Nervencentren in sympathischen Nervensystemen für Ernährungsprozesse. Jedes einzelne dieser Centren ist dem unmittelbar über ihm stehenden höheren untergeordnet, aber auch fähig, gewisse Bewegungen selbst zu veranlassen und auszuführen.

„Sorgfältige anatomische Untersuchungen haben nachgewiesen, daß die graue Rinde der Hirnwindungen aus sieben Schichten besteht, von denen jede Ganglien von besonderer Gestalt, Größe, Farbe, Lage und Vertheilung hat, daß diese Ganglien durch feine Fasern in unendlich vielfacher Verbindung stehen und auf einander wirken können, woraus man auf verschiedene Bestimmung, Thätigkeit, Verbreitung und Umgestaltung der zugeleiteten Eindrücke schließen kann. Denn wie es verschiedene Arten von Stoff giebt, so muß es auch verschiedene Arten von Kraft geben, und da die Ganglienzellen jedenfalls auch in Betreff ihrer stofflichen Bestandtheile ihre Besonderheiten haben, so müssen wir die Verschiedenheiten ihrer Leistungen natürlich finden, wenn wir auch den Grund noch nicht auffinden können.

„Der Hauptfactor bei der aufsteigenden Umgestaltung der Materie und der entsprechenden Metamorphose der Kraft besteht darin, daß die Höhergestaltung stets einer zunehmenden Specialisirung der Elemente und einer größeren Vielfältigkeit der Combination entspricht, also in einer Concentration besteht. Das Nervengewebe, als die höchste Stufe der Concentration, hängt demnach sammt seiner Kraft bezüglich seiner Existenz von all' den niederen Gewebsarten ab, die ihm in der Reihe der organischen Entwicklung vorangegangen sind. Weil daher das Nervensystem die Wesenheit aller niederen Kraftformen enthält, so liegt darin der Grund für den mächtigen Einfluß, den es auf die niederen Kräfte ausübt, die zu seiner eigenen Entwicklung nothwendig sind. Jede Nerventhätigkeit bewirkt aber auch eine Veränderung oder einen Verbrauch der Nervensubstanz, und von der Beschaffenheit des materiellen Substrats müssen Grad und Charakter der Seelenthätigkeit abhängen. Die Beschaffenheit unserer Denkhätigkeit wird bedingt durch die herrschende Stimmung, welche wieder aus einem bestimmten körperlichen Zustande hervorgeht, wie dies die tägliche Erfahrung beweist.“

3. Das Werden der Seele als Gemeingefühl.

Es wurde bereits gesagt, daß die Seele durch die organische Thätigkeit der Nerven entsteht, weshalb wir den Gesetzen von deren Thätigkeit zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. „Die Nerventhätigkeit ist von physikalischen und chemischen Prozessen abhängig; diese Thatsache muß als erwiesen angenommen werden. Denn Experimente haben nachgerechnet, daß $\frac{1}{10}$ Secunde vergeht, ehe ein Reiz vom Nervenende zum Gehirn gelangt, und daß die Entstehung einer Willensbewegung ebensoviel Zeit gebraucht, wenn auch bei den verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten sowie je nach dem Grade der Aufmerksamkeit Abweichungen eintreten. Geringe Aufmerksamkeit verlängert die Zeitdauer, große Aufmerksamkeit beschleunigt sie; auch Kälte verlangsamt die Leitung der Nerven, wogegen Wärme sie vermehrt. Helmholtz hat gefunden, daß Reize durch das Rückenmark langsamer gehn, als durch Bewegungs- und Empfindungsnerven, wie auch bei Verstimmungen eine Verzögerung der Nervenleitung eintritt, was seinen Grund in der Art der Molecularbewegung hat. Pflüger hat ferner gezeigt, daß jeder Nerv in zwei Zonen zerfällt, von denen die am negativen Pole liegende die Erregbarkeit der Nerven erhöht, die am positiven Pole liegende sie dagegen vermindert, weil dabei physikalische und chemische Veränderungen der Moleculen entstehen, namentlich die electriche Erregung auf chemischer Veränderung der Nerven beruht. Denn nach der Thätigkeit reagirt der Nerv sauer als Folge eines Zersezungsprozesses, was man daraus folgern muß, daß bei der Zusammenziehung Wärme entwickelt und Sauerstoff verzehrt wird, weshalb man der Ruhe und des Schlafes bedarf, um Vorrath an Sauerstoff im Nerven anzusammeln.“

Außerdem hat die Beschaffenheit und Menge des Blutes als Ernährungs- und Reizmittels großen Einfluß auf die Nerventhätigkeit; Ueberanstrengung und heftige Gemüthserrregungen stören die Nerven- und Gehirnthätigkeit; im Schlafe hat das Hirn daher weniger und blaßes Blut; Sorgen und lebhaftes Denken dagegen

hindern den Schlaf, weil sie den Blutumlauf beschleunigen, weshalb man dadurch den Schlaf herbeiführt, daß man die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenkt. Auch ist ein Sinn gewöhnlich fester geschlossen als der andere, und schlafen auf der Folterbank Liegende in den Zwischenpausen der Tortur nicht selten ein aus Erschöpfung, schlafen Soldaten bei angestrengten Nachmärschen während des Gehens. Weil Nerven und Muskeln Gedächtniß haben, und die Reize eines Nerven auf entfernte können übertragen werden, so treten Erscheinungen ein, welche man Sympathie nennt. Denn die molecularen Veränderungen, welche der Eigenstrom des ruhenden Nerven erleidet, werden andere, wenn chemische Thätigkeit in Folge äußerer Reize einwirken, d. h. der Muskel zieht sich zusammen, im Sinnescentrum aber entsteht eine Empfindung. Krankhaft erregte Nerven erzeugen daher falsche Urtheile (Illusion) und ein erkranktes Gehirn Sinnestäuschungen (Hallucinationen), weil der Nerv mechanisch das reproducirt, was das Gehirn empfindet.

Das niedrigste Seelenleben entwickelt sich aus der Thätigkeit der Ernährungs- und Erhaltungsorgane und äußert sich als das unbestimmte Gefühl des Behagens oder Unbehagens, als allgemeine Stimmung, als Aufgelegtsein oder Nichtaufgelegtsein, über welche man sich keinen rechten Grund angeben kann, welche aber jede geistige Thätigkeit begleiten, sie erleichtern oder erschweren und sogar Ursache zu Geisteskrankheiten werden können. In den niedrigsten Thieren mag diese Stimmung das einzige seelische Erzeugniß sein, aus welchem sich später bei Vermehrung der nervösen Organe Triebe, Instincte, Affecte u. s. w. entwickeln. Weil aber jedes lebende Wesen von Natur zur Erhaltung seines Geschlechts angetrieben wird, so vereinigen sich mit dem Gemeingefühl die Geschlechtstriebe, welche zu gewissen Zeiten erwachen und auch beim Menschen oft mit solcher Naturgewalt auftreten, daß er die Leitung des Willens, Denkens, des Rechtsgefühls und des sittlichen Gefühls verliert. Im Gemeingefühl sehen wir das erste Product der Nerventhätigkeit und des Einflusses der Außenwelt, es regt sich in ihm bereits

das Ich, die Persönlichkeit und das Selbstgefühl, welches sofort zur Reaction der Instinctbewegung und der Reflexbewegung übergeht. Das Gemeingefühl erscheint als Embryo der Seele und regt sich bereits in Pflanzen und Krystallen, indem jene sich dem Boden und Klima anschmiegen, diese den chemischen Verwandtschaften folgen.

Versezen wir uns in die Lage eines eben geborenen Kindes! Es tritt aus dem warmen Mutterleibe heraus und wird von Luft umspült, von einem Stoffe, der es bisher nicht berührte. Zunächst empfindet es einen Temperaturunterschied, einen Ueberschuß an Kälte; diese wirkt bekanntlich zusammenziehend und daher nerverregend, wie man es bei jedem kalten Bade empfindet, und die Zusammenziehung der Brustmuskeln preßt ein Hu oder Ha heraus, welches beim Kinde zum einfachen Schrei wird, wodurch es die Lungen ausdehnt und sie zum Athmen der atmosphärischen Luft brauchbar macht. Im Mutterleibe wurde es genährt von der Mutter; sobald es sich durch die Geburt von derselben trennt, empfindet es eine Veränderung seines Zustandes, es fühlt Hunger, d. h. die Organe entbehren der gewohnten Stoffzufuhr, die Bestandtheile des Blutes verändern und vermindern sich, es entsteht ein Streben dieser Organe nach Nahrung, in denen das Gefühl der Leere sich ausspricht. Indem sich die Organe regen, ohne durch Nahrung beschäftigt zu sein, verbreitet sich die convulsivische Bewegung über den ganzen Körper, schnürt Brust und Hals zusammen und erpreßt ein Schreien.

Hat der Säugling sich gesättigt, so geht in seinem Körper eine andere Veränderung vor sich; denn es wurden neue Stoffe eingeführt, welche in den Verdauungsorganen müßen in Blut verarbeitet werden durch chemische Prozesse, welche Wärme und Electricität erzeugen und nun umgestaltend und ordnend auf die Moleculen der Nerven einwirken. Dieser chemische Prozeß bringt nicht nur neue Bestandtheile in's Blut, sondern reizt auch die einzelnen Verdauungs-, Ausscheidungs- und Circulationsorgane zur Thätigkeit an, bewirkt einen veränderten Körperzustand, und da zugleich

die einzelnen Organe durch den Stoffumsatz neue Elemente erhalten, so muß der Zustand des Körpers ein anderer werden, den das Kind als Wohlbehagen empfindet, wenn es sich dadurch gekräftigt fühlt, oder als Unbehagen, wenn der verbrauchte Stoff nicht ausreichend ersetzt wird, und die einzelnen Organe nicht die erforderliche Zufuhr von Kraft erhalten.

Wie es dem Säugling ergeht, so erfahren es die Erwachsenen täglich, achten aber nicht darauf, weil sie täglich dieselbe Erfahrung machen. Will man das Große begreifen, so soll man das Kleine beachten. Wir werden täglich einigemal andere, indem wir verbrauchte Stoffe ausscheiden und neue aufnehmen, also eine Veränderung der Molecülen erleiden. Je nach der Art und Menge dieses Stoffwechsels werden die Beschaffenheit und der Nahrungsgehalt des Blutes andre, mithin muß auch die Wirkung eine andre sein und unsere Stimmung als Summe dieser Wirkungen wechseln. Solche Veränderungen bleiben meistens unbemerkt, weil wir zu gewissen Zeiten und in bestimmtem Maße Speise zu uns zu nehmen pflegen; nur wenn wir zu viel gegessen, uns den Magen verdorben, zu viel getrunken oder nicht ausreichend uns gesättigt haben, fühlen wir den Unterschied in der Stimmung. Demnach entsteht aus dem materiellen Vorgange der Ernährung und Blutbereitung ein Gefühl, welches zwar dunkel und unklar bleibt, dennoch aber den Grundton für unser seelisches Leben und Thun giebt. Denn der chemische Prozeß der Umwandlung der Speise in Milchsaft und Blut veranlaßt eine starke Bewegung der Nervenmolecülen, erzeugt eine Kette von Spannungen in ihnen, denen Auslösungen folgen, bis von diesem electrischen Strome endlich das ganze Nerven- und Muskelsystem beherrscht wird, weil es vom Blut Nahrung und Thätigkeitsreize empfängt.

Weitere Beobachtung lehrt aber auch, daß die erste Regung der Affecte zu der Vorstellungsbildung des Gedächtnisses und Willens vom sympathischen Nerven veranlaßt wird, der mit Rückenmark und Gehirn in Verbindung steht, bis dorthin wirkt, aber auch von dorthier beeinflusst wird, so daß er den Herzschlag verändert, die Sprach-

und Athmungsorgane reizt, auf Darmentleerung wirkt und dergleichen unwillkürliche Bewegungen veranlaßt. Erregung der Gemüthsorgane wirkt stets auf die sympathischen Nerven und die Verdauung, denn seine zahlreichen, ganglienreichen Stränge und nebhähnlichen Geflechte umspinnen die Verdauungsorgane und setzen sie in stete Thätigkeit, weshalb diese letztere unserem Willenseinflusse entzogen bleibt.

Beobachten wir aber noch einmal den Säugling. Wenn er Hunger, d. h. Leere des Blutes an nährenden Stoffen, empfindet, so entstehen Reflexbewegungen, indem er den Kopf dreht, den Mund bewegt, weil er nach Nahrung sucht, und an jedem faßbaren Gegenstande Saugversuche anstellt. Reicht ihm die Mutter die Brust, so saugt und schluckt er; strömt zu viel oder zu wenig Milch zu, so wird er unzufrieden, ungeduldig und schreit. Die allgemeine Stimmung verursacht demnach Reflexbewegungen und regt bestimmte Gefühlstrieb an. Mit Recht behauptet man daher, daß sich Säuglinge Unarten und Troß angewöhnen, wenn sie unregelmäßig genährt werden. Außerdem merkt der kleine Weltbürger sehr bald, daß ihm die Brust gereicht wird, oder daß man nach ihm steht, ihn aufbebt und anredet, wenn er schreit, und daß ihm nach dem Trinken wohler wird. Will er Nahrung oder Gesellschaft haben, so schreit er, entwickelt also Vorstellungsreihen ganz unbewußt, indem er zur Befriedigung seines Zweckgefühls das durch Erfahrung bekannte und bewährte Mittel des Schreiens anwendet. Wir haben demnach den Embryo der Seele, das Wesen des Instinctes vor uns, ein Gefühlsdenken und Stimmungsreflexe. So schwer es auch wird, uns in das Seelenleben der niederen Thiere zu versetzen, so dürfen wir doch annehmen, daß es bei ihnen gerade so zugeht, weshalb auch Rokitanzki den Hunger als Erwecker des seelischen Lebens auffaßt. Der Stoffumsatz der Nahrung erzeugt Bewegung, diese schafft Kräfte, die sich in Stimmungen (Spannungen des Nervensystems) umsetzen und nun Bewegungen andrer Art (Gefühlsvorstellungen und Reflexe) hervorrufen.

Bekanntlich ist die Zeit der Pubertät für die Jugend eine ge-

fährliche, sie macht reizbar, erweckt starke Naturtriebe, welche leicht zu Verirrungen, Brandstiftungen, Mordlust u. s. w. führen. Denn indem neue Organe sich zur Thätigkeitsbereitschaft entwickeln, neue organische Stoffe sich bilden, wird das Blut vorzugsweise zu ihnen geleitet, das Nervensystem heftig gereizt und in starke Spannung versetzt, welche sich als Reizbarkeit, aufgeregte Stimmung und Thätigkeitstrieb offenbart, über sich selbst aber im Dunkeln läßt und daher sich ganz den geheimnißvollen Kräften der Unterleibs-
nerven hingiebt. Thiere werden bössartig und streitsüchtig, Menschen neigen zur Gewaltthat in dieser Stimmung, für welche sie dann oft bestraft werden, obschon sie wider ihren Willen unter der Herrschaft der Naturtriebe stehn.

Endlich soll man nicht übersehn, daß die Centren der Hör- und Sehnerven mit dem sympathischen in Verbindung stehn, so daß der Ursprung der ästhetischen und sittlichen Gefühle in den Unterleibsorganen zu suchen ist. Man ist oft nicht in der Stimmung, ein Kunstwerk zu betrachten, es bringt je nach der vorwaltenden Stimmungen verschiedene Eindrücke hervor, und umgekehrt können gewisse Töne, Melodien oder Scenen Uebelkeit, Erbrechen, Ohnmacht und Widerwillen hervorbringen. Manche Menschenstimme, manches Gesicht gefällt, oder mißfällt, ohne daß man einen Grund angeben kann, und hierin hat die sinnliche Liebe ihren Grund, weshalb Verliebte ihre Auserwählte für die Schönste halten. Die Liebe macht blind, sagt man mit Recht, weil sie beeinflusst wird von den Erregungen des sympathischen Nerven, wie denn auch der Hunger kein Gebot kennt, da er das stärkste Naturgefühl ist, welches das ganze Nervensystem in Bewegung zu setzen vermag.

4. Die Reflexbewegungen als Andeutungen der Willensthätigkeit und des Instinctes.

Unser Nervensystem ist so organisiert, daß an gewissen Stellen die Erregung der Empfindungsnerven durch Vermittlung der Ganglien auf Bewegungsnerven übergeht und zweckmäßig geordnete

Bewegungen veranlaßt. Man nennt diese unwillkürlichen und doch nothwendigen Bewegungen Reflexe (Athmen, Schlucken, Husten, Niesen u. s. w.), welche aber auch durch Uebung und Gewohnheit können erlernt werden, und welche man irrthümlich für Willensäußerungen hält. Ihr Organ ist das Rückenmark. Dieses, in der Knochenröhre der Rückenwirbel eingeschlossen, besteht aus Nervensträngen, die durch Zwischenwirbellocher eintreten. Die vordere Wurzel hat bewegende, die hintere empfindende Eigenschaften; doch verlaufen innerhalb eines jeden einzelnen Nerven diese beiden Arten von Fasern getrennt, theilen sich im Körper in Aeste und feine Fasern. Das Innere des Rückenmarks besteht aus grauer Substanz und Ganglien, um diese hat sich eine weiße Fasersubstanz gelegt; doch theilen zwei Längsspalten die ganze Masse in 2 Hälften und je drei Längsabschnitte, die nur in der Mitte zusammenhängen. Spigen oder Hörner der grauen Substanz dringen in die weiße ein, so daß nun die Vorderhörner auf die Bewegung, die Hinterhörner auf die Empfindung einwirken. Die weißen Stränge (Nervenfaser) gehn ins Gehirn und stehn unter dessen Einwirkung, weshalb der bewußte Wille (Großhirn) manche Bewegungen der Rückenmarksnerven beherrschen und unterdrücken kann, denen die unbewußten Empfindungen und Bewegungen zufallen, da sie gleichfalls Gedächtniß besitzen und selbständig zweckmäßige Bewegungen anordnen. Denn die Ganglienzellen haben zahlreiche Fortsätze und dadurch entsteht ein feines Faser- und Netzwerk innerhalb der grauen Substanz und ihrer Zellen für Bewegung und Empfindung, so daß bei starker Erregung das ganze Rückenmark in Thätigkeit kann gesetzt werden.

Das Rückenmark scheint demnach das Organ des Instinctes zu sein, welchem auch der Mensch unterworfen ist, und welcher vom Gemeingefühl angeregt, eigentlich dessen Ausführung ist und eine Art von Ueberlegung zeigt (Schlafwandeln, Saugen, Schlucken, Gehen der Kinder). Das saugende Kind „besitzt ein Vermögen der Schätzung seiner Empfindungen und der ihnen zu Grunde liegenden Zustände des Körpers; es nimmt wahr, was schädlich und

nützlich ist, und zeigt Schmerz und Freude. Dies Alles geschieht in Folge des organischen Baues des Rückenmarks; aus dem materiellen Leben erwächst das seelische als Umgestaltung der wirkenden Kräfte in anders geartete“. (Virchow.)

Maudsley erklärt die Thätigkeit der Centren des Rückenmarks auf leicht faßbare Weise. „Es ist das Organ für geordnete Bewegungen, zu denen die angeborene Constitution befähigt, zugleich aber auch für solche, welche man durch Erfahrung auszuführen gelernt hat, weil die Centren ein ausbildungsfähiges Gedächtniß besitzen, denn der durch die Thätigkeit veranlaßte Verbrauch an Stoff verlangt eine Ausgleichung durch Stoffzufuhr und es bleibt bei Wiederholung derselben Bewegung eine gewisse Neigung zur Wiederholung des ganzen Aktes übrig, welche um so mehr an Macht gewinnt, je öfter die Bewegung wiederholt wird. Jeder Eindruck hinterläßt nemlich als Ueberbleibsel eine Spur, welche bei Wiederholung desselben Reizes dieselbe Bewegung erneuert; auf gleiche Weise kann man verwickelte Bewegungen durch Wiederholungen nach Einübung der Einzelbewegungen erlernen und zu Reflexen machen, z. B. das Gehen, Lesen, Schreiben, Klavierspielen, Singen, Sprechen. Man geht oft in Gedanken versunken die Straße fort, ohne zu wissen, wohin man will. Ein epileptischer Musiker spielte fort trotz der Epilepsie, weil die Muskeln mechanisch das erlernte Stück ausführten. Die meisten Bewegungen, welche wir den Tag über ausführen, sind angelernte Reflexe und geschehn ohne Betheiligung des Willens und Wissens, weil das Rückenmark sie automatisch ausführt. In dieser Eigenschaft des Nervensystems liegt die Macht der Erziehung und der Gewohnheit, welche leicht zur andern Natur wird. Was wir Zweckmäßigkeit nennen, kann daher eine angelernte Thätigkeit sein oder eine Zwangsthätigkeit des Organismus. Die Scheidungslinie zwischen Erworbenem und Angeborenem dürfte für jeden einzelnen Fall schwer zu treffen sein. Bewegungen, welche anfangs schwer wurden und großen Kraftaufwand erforderten, werden durch Uebung leicht und erfolgen auf Anregung eines geringen Reizes, ja sie können vererbt werden,

wenn der Organismus sich ihnen ganz anpaßt, wie dies bei Künstlern und Handwerkern nicht selten der Fall ist. Denn ganze Zellengruppen, die durch Ausläufer mit einander in Correspondenz stehen, gewöhnen sich bei anhaltender Uebung so an einander, daß wenn eine in Thätigkeit tritt, ohne weiteres die Zellen des ganzen Gebietes Theil nehmen. Darin beruht ja das Wesen der mechanischen Fertigkeit, selbst unser Lernen und unser Gedächtniß; denn es kommt darauf an, welche Bahnen die Reize einzuschlagen gewohnt sind.“

Der erste Anfang der Willenshandlung muß daher in der Reflexthätigkeit des Rückenmarks gesucht werden, weshalb wir uns nicht wundern dürfen, daß selbst niedrig organisirte Thiere ein Rückenmark besitzen als ersten Versuch zur Bildung eines Nervensystems. Jedenfalls müssen wir den Instinct, über dessen Wesen so abweichende Meinungen ausgesprochen sind, für eine Thätigkeit der Rückenmarksganglien halten. Jedes lebende Wesen ist so organistrt, daß es sich das Leben zu erhalten vermag. Wie wir wissen, giebt es viele Empfindungs- und Bewegungsnerven; durch jene muß das Geschöpf die Außenwelt kennen lernen, durch diese sich deren überwältigenden Einflüssen entziehen können. Man darf daher voraussetzen, daß Empfindungs- und Bewegungsnerven desselben Gliedes oder Organes in einem Ganglien in Verbindung treten und selbst größere Gruppen zusammengehöriger Nerven ihre Communicationscentren haben. Wenn man daher einen Frosch in die Zehe sticht, so wird dies bereits in der Rückgrathsganglie bemerkt und die Empfindung sofort auf den Bewegungsnerven der Zehe übertragen, so daß durch Muskelzuckung Zehe und Fuß entfernt werden. Je öfter sich eine solche Uebertragung ereignet, um so leichter geht sie von statten. Fällt ein Mensch ins Wasser, so wird die Temperatur des Wassers sowie der Schrecken seine Bewegungsnerven heftig reizen, wodurch er zum Arbeiten und Zappeln mit Händen und Füßen veranlaßt wird. Treibt ihn der Strom fort und stößt er an eine Wurzel, so wird er sich an dieser festhalten, wenn er die Hand in deren Nähe hat, weil er krampfhaft

alles ergreift in dem instinctiven Gefühl, dadurch dem Strome Widerstand zu leisten. Zieht man ein Kind am Arme gegen seinen Willen fort, so biegt es sich in Folge einer Muskelaction zurück und stemmt sich, ohne zu wissen oder zu überlegen, daß dies der zweckmäßigste Widerstand gegen das Gezogenwerden ist, oder es wirft sich zur Erde, weil das gestörte Gleichgewicht der Muskelthätigkeit und der Körperhaltung eine energische Gegen- und Abwehrbewegung verursacht. Wenn sich Käfer todt stellen, sobald man sie ergreift, so ist dies jedenfalls ein Muskelkrampf, welchen das Uebermaß der widerstrebenden Gegenbewegung erzeugt. Selbst kleine Thiere gebrauchen ihre Schutz Waffen, wenn sie angegriffen werden, in Folge des Muskelgeföhls, daß sie Waffen zum Schutz besitzen. Wer mit einer Ohrfeige bedroht wird, hält unwillkürlich den Arm vor das Gesicht und schlägt wieder, weil die höchst erregten Nerven ganz zweckmäßige Gegenbewegungen ausführen. Durch Erfahrung wird dieser Instinct geschärft und entwickelt. Wenn ein Kind oder Thier Gefahr erkennt, so läuft es davon, weil der Schreck und die Angst ohne Weiteres die Bewegungsorgane in heftige Thätigkeit setzen und dazu noch auf die Athmungsorgane wirken und einen Schrei erpressen, sogar die Verdauungsorgane werden ergriffen und suchen Erleichterung zu verschaffen.

Jedenfalls mag die Erfahrung Einfluß auf die Entwicklung des Instinctes haben, weshalb denn auch von einigen Forschern die Ansicht ausgesprochen ist, der Instinct sei im Grunde nur eine angeerbte Gewohnheit. Wenn die Thiere massenweise auswandern, so treibt sie hierzu jedenfalls zunächst Mangel an Nahrung; Vögeln als Lusthieren mag dabei auch die Veränderung der Temperatur lästig werden, welcher sie daher ausweichen. Daß sie beim Ueberfliegen von Gebirgen und Meeren die niedrigsten und schmalsten Stellen aussuchen, können sie nur aus Erfahrung wissen, weshalb ältere Vögel zu Zugführern gemacht werden, wie ja auch Menschen bei weiten Reisen weglundige Führer mitnehmen.

Bekanntlich sind die Thiere im Auffinden und Erlangen der Nahrung sowie in der Fürsorge für die zu gebärenden Jungen sehr

erfinderisch; wir müssen daher voraussetzen, daß ihnen alle Sinnesorgane dabei behilflich sind. Wenn der Todtengräber in der Ferne ein todtcs Thierchen riecht, so ist sein Geruchsorgan dazu besonders organisiert, und da er Grabwerkzeuge hat, so reizt ihn der erregende Geruch, von seinen Grabwerkzeugen Gebrauch zu machen. Die anstrengende Arbeit und das Gefühl, Eier bei sich zu tragen, zwingen ihn, sich derselben zu entledigen, um sich zu erleichtern. Kommen Thiere in andre Verhältnisse, unter denen dann ihre Generationen leben, so werden sie andre Gewohnheiten annehmen, weil ihr Organismus sie mit Naturnothwendigkeit zwingt, sich den obwaltenden Einflüssen anzupassen, um sich am Leben zu erhalten. Ob und in wie weit die Thiere in Folge ausgeführter Bewegungen sich auch Bewegungsvorstellungen bilden, wissen wir nicht, dürfen es aber vermuthen, weil sie glückliche Bewegungen auch da wiederholen, wo sie am unrechten Orte sind.

Wenden wir dies auf den Menschen an, so bilden sich in ihm auch eine Menge von instinctiven Reflexhandlungen aus, welche man für Willenshandlungen zu halten pflegt. Jede Nation hat ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Lebens- und Beschäftigungsweise, einen bestimmten Kreis von Urtheilen und Meinungen, unter denen der Einzelne aufwächst, sie in sich aufnimmt, nachahmt und anpaßt und dadurch mechanisch zu Handlungen und Urtheilen geleitet wird, die nicht Ausdruck eines besondern Willens sind. Der Eskimo muß leiblich und geistig ein anderer Mensch werden als der Chinese, Hottentotte und Europäer, ja solche Besonderheiten bilden sich in den Ständen, Landschaften und Ortschaften der Kulturländer aus, namentlich in gebirgigen oder flachen Gegenden, und gehn durch Vererbung von Geschlecht auf Geschlecht. Der Enkel einer Matrosenfamilie hat eine andre Denkungsweise, andre Neigungen und Gewohnheiten als der Enkel einer Bauernfamilie, und er handelt demnach aus Gewohnheit, Erziehung und Natur instinctiv anders. Demnach entstehen eine Menge von Handlungen durch angeborene und angelernte Reflexe, zu deren Hervortreten auch Stimmung, oder ein besondres Gefühl oder eine Erfahrungsvor-

stellung beitragen, denen aber die Merkmale eines besonderen Willensactes fehlen. In der Ausbildung solcher Gewohnheitsreflexe liegt der Grund, daß National-, Local- und Familienbesonderheiten entstehen.

Im Instinct haben wir als erregende Ursache einen Gefühlsdrang zu suchen, also eine beginnende Bewegung, die sich in einer Handlung offenbart und aus dem Organismus ausscheidet. Jedemfalls ist der Organismus so geordnet, daß dies Gefühl auf die Bewegungsnerven übergeht, durch welche jene Kraft ausgelöst wird. Wenn wir den Nervenbau erst bis in seine Einzelheiten werden kennen gelernt haben, dann werden wir vieles für einen rein organischen Verlauf halten müssen, was wir jetzt noch Instinct nennen. Reflexe und instinctive Handlungen sind gewissermaßen Naturwille, wie er dem Organismus als lebendigem Körper inne wohnt, und welcher physikalischen und chemischen Gesetzen folgt, wogegen der höhere menschliche Wille von Vorstellungen, Abstractionen, Urtheilen und Meinungen angeregt wird, in seinen höchsten Leistungen nur Grundsätzen und Ueberzeugungen folgt.

5. Sinnesempfindungen als Wirkungen des Sinnenlebens.

Im Gemeingefühl erkannten wir die niedrigste Stufe des seelischen Lebens, weil es von dem einfachsten Nervenapparat ausgeht. Weil aber die Natur Alles in Allem zugleich ist, so geht das Gemeingefühl sofort in Bewegungsreflexe über, d. h. die von dem Stoffumsatz erregten Kräfte verlangen eine veränderte Erscheinungsform der Kraft, denn darin besteht das Leben des Weltalls wie des kleinsten Geschöpfes. Die allgemeine Stimmung d. h. Spannung der Molecüle muß sich nothwendig in einem Bewegungsreflex entladen oder wie der Physiker sagt: die Spannung der Kräfte auslösen, d. h. in anderer Form erscheinen lassen. Untersucht man aber diese seelischen Anzeichen weiter, so findet man, daß in ihnen noch etwas enthalten ist, nemlich das, was man Gefühl nennt. Freilich sind nicht alle Geschöpfe organisiert für Ge-

fühle oder deutlicher gesagt: für Empfindung, denn nicht einmal wir Menschen haben ein Gedächtniß für das, was wir Gefühle nennen. Daraus muß man folgern, daß Gefühle nur vorübergehende Nervenzustände sind, in denen sich das Gemeingefühl ausspricht. Hat aber der Körper durch Sinnesorgane sich weiter organisiert, so bekommt das Gemeingefühl einen besondern unterscheidbaren Inhalt, welcher sich im Nu zur Empfindung und Wahrnehmung umgestaltet.

Zunächst untersuchen wir die Ergebnisse der Erregungen, welche die Sinnesnerven im Gehirn hervorrufen, und welche wir vorläufig Sinneserregungen oder Sinnesempfindungen oder Sinnesurtheile nennen wollen. Hören wir zunächst die Physiologen! „Die verschiedenen Anhäufungen von grauer Substanz im verlängerten Mark und seiner Nachbarschaft enthalten vorzüglich die Centren für die höheren Sinnesorgane mit den Centren für die entsprechende motorische Reaction (Reflexe). Die Sinnesganglien liegen in der Mitte zwischen den über ihnen stehenden Ganglien des Gehirns und den Enden der Rückenmarksnerven; jenen sind sie untergeordnet, diesen aber übergeordnet. Diese centralen Ganglien der Empfindung bestehen aus zahlreichen Ganglienzellen, die mit zu- und abführenden Nerven, besonders aber mit den Sinnesnerven in Verbindung stehen, so daß Bewegungs- und Empfindungsfasern in den Kernen der Nervenzellen vielfach verlaufen, die Kerne selbst aber nach Gestalt und Größe verschieden sind, woraus man auf Verschiedenheit ihrer Bestimmung schließen, jede Zelle eine besondre Werkstätte für eine eigenthümliche Thätigkeit sein muß, so daß auf Sinnesempfindungen ohne Weiteres unwillkürliche Bewegungen erfolgen können, weil eine Nervenart im Centrum auf die andern ihre Erregung überträgt und Reflexbewegung erzeugt. Bei grellem Licht schließen wir z. B. die Augen, ohne es zu wollen, verziehen das Gesicht bei saurem Geschmack, wir gähnen, marschiren nach dem Takt, tanzen, bezeichnen Dinge mit dem herkömmlichen Namen aus Gewohnheit und vollbringen Handlungen, welche wir dem Instinct zuschreiben, accomodiren das Auge für Fern- und Nah-

sicht u. s. w. Denn die Empfindungsfähigkeit eines jeden Sinnes ist ein ganz allmählig organisirtes, nur durch Erfahrung gereiftes Vermögen. Wir empfinden mit unseren Sinnen nicht den von außen empfangenen Eindruck, sondern die Wirkung, die durch diesen Eindruck im Nervencentrum zu Stande kommt, wie sie uns durch Erfahrungen geläufig wurde. Wir müssen von der Geburt an lernen, und die Centralorgane haben nur das Vermögen, auf gewisse, für sie bestimmte Eindrücke zu reagiren. Da aber dabei Stoff verbraucht wird, welchen man durch Blutzufuhr ersetzen muß, und von diesem Stoffumsatz eine Spur als Ueberbleibsel zurückbleibt, welchen die Constitution sich einverleibt, so wird das nervöse Element bei jeder Wiederholung geschärft und gesondert, es bemerkt nach und nach die Grade der Unterschiede, wir lernen z. B. die Entfernung erst durch Erfahrung schätzen und endlich verschmilzt das durch Erziehung und Bildung Angelehrte mit dem ursprünglich angeborenem Wesen der Ganglienzelle.

„Man muß annehmen, daß die Vorstellungen innerhalb der Seele aus einer Ueberlegung und Verarbeitung der Erscheinungen hervorgehen, die mit der allmähigen Entwicklung der Sinnes-thätigkeit verbunden sind, und daß eine solche Verarbeitung zum wirklichen Verständniß der Vorstellungen unumgänglich nothwendig ist. Dadurch nemlich, daß wir das Gleichartige von vielen auf unsere Sinne gemachten Eindrücken uns aneignen, gelangen wir zu einer sinnlichen Anschauung, die also etwas Generelles und Abstractes ist und als Kraft den Sinnescentren einverleibt bleibt und sobald der geeignete Sinnesindruck kommt, die Sinnesanschauung klar und bestimmt hervortreten läßt. Ebenso aber, wie eine Assimilation des Gleichartigen von verschiedenen Eindrücken geschieht, muß nothwendig eine Abstoßung des Ungleichartigen stattfinden, das dann, indem es von andern Zellengruppen aufgenommen wird, die Grundlage für andre Sinnesanschauungen abgiebt, etwa so wie Ernährungsmaterial, das von dem einen Gewebe nicht kann aufgenommen werden, von einem andern assimilirt wird. So entsteht also durch die Ausbildung der Sinne eine Sonderung

der Zellen, sowie durch Vermischung ähnlicher Erinnerungsspuren jeder Sinn eine Vervollkommnung seiner Fähigkeiten erfährt. So erfolgt durch Abtrennung des Ungleichartigen eine Art Analysis, durch Vermischung des Gleichartigen eine Synthesis und durch die beiden Vorgänge der Differenzirung und Ergänzung bekommen unsere Sinnesanschauungen eine fortschreitende Bildung und Entwicklung; denn es kommen in Folge der Organisation auch Associationen oder Verkettungen der Sinnesanschauungen zu Stande, aus denen sich wieder Bewegungen entwickeln. Denn in Gedanken versunken, geht man oft an Gegenständen vorbei, ohne sie zu bemerken; Kinder ahmen gern Laute nach, ohne sie zu verstehen, und oft liest man etwas vor, ohne auf den Sinn zu achten, der also nicht zum Bewußtsein kommt. Das complicirte Nervensystem des Menschen weiß stets die Sinnesganglien der Außenwelt anzupaffen und daher zahlreichere und vielseitigere Thätigkeiten zu ermöglichen.“

Wie durch Sinnesanschauungen Bewegungen entstehen, wird aus der Organisation des Centrums der Sinnesempfindungen erklärlich. „Dieses Centralorgan besitzt Bewegungsnerven, kann also Reflexe hervorbringen in Folge zugeleiteter Reize oder eines Willensantriebes. Die Vorstellung des Willensantriebes wirkt dann nur indirect durch die Vermittlung der Ganglienzellen der Kerne in den Bewegungsnerven, da in den Kernen dies Bewegungsvermögen stetig und gleichsam abstract vorhanden ist. Der von oben (dem Willen) kommende Reiz stört das organische Gleichgewicht in diesen Kernen und macht die Bewegung frei, d. h. löst sie aus und bewirkt zugleich mit den Bewegungen die ihnen innewohnende Planmäßigkeit. Der Wille ist in seiner Aeußerung vollständig von dem Mechanismus der automatischen Bewegungen abhängig, welche ihre Organisation allmählig in den ihm untergeordneten Centren erlangen, und er ist nicht im Stande, plötzlich eine neue Bewegung mit Erfolg durchzusetzen, so wenig er irgend eine Bewegung ohne eine leitende Sinnesempfindung ausführen kann. Die Ausbildung der Sinne und die specielle Anpassung ihrer reaktiven Thätigkeit

an die Außenwelt sind nothwendige Vorläufer und wesentliche Erfordernisse für die richtige Entwicklung und Aeußerung des Willens. Das Sensorium commune (Hauptorgan der Sinnesempfindungen) enthält demnach in der That verschiedene, unabhängige Nervencentren und stellt keineswegs bloß einen einfachen Leitungsapparat her, der den Reiz und zwar den von außen kommenden, aufsteigenden ebenso wenig als den von den Hemisphären kommenden absteigenden unverändert auf andere Bahnen überträgt. Die Sinnesganglien können aber auch gestört werden und zwar durch angeborene Mängel, durch übertriebene Anstrengung ohne die erforderlichen Pausen, durch die Beschaffenheit des Blutes, namentlich durch Mangel an gesundem Blute, durch Druck und dadurch veranlaßte Reflexe, durch das körperliche Allgemeingefühl u. s. w. Bewegungen und Vorstellungen entspringen nach Darwin fast durchgängig aus dem augenblicklichen Lust- oder Schmerzgefühl.“

Die mitgetheilten Auszüge greifen dem in diesem Kapitel Mitzutheilenden zwar vor, liegen aber in der Natur der Sache, da wir zunächst die Elemente des seelischen Lebens festzustellen haben, die Natur dagegen Alles in Allem zugleich ist. Das Gemeingefühl der Stimmung schließt bereits eine dunkle Empfindung in sich und veranlaßt ohne Weiteres kraft des Organismus eine Reflexbewegung, die wieder Gedächtniß- und dunkle Bewegungs- und Stimmungsvorstellung erzeugt. Alles ist in embryonischem Zustande vorhanden und geht eines sofort in das andere über, weil eine Kraft die andere auslösen muß. Nur die Theorie sucht zu unterscheiden, um für ihre Beobachtungen eine feste systematische Grundlage zu gewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns das Zustandekommen der Sinnesempfindungen! Wir stehen fortwährend unter den Einflüssen der Außenwelt: des Lichtes, der Wärme, des Luftdruckes, der Luftbewegungen u. s. w., und wenn wir Zahlen für die Menge und Macht dieser physikalischen und chemischen Einwirkungen aufstellen könnten, so würden wir begreifen, daß wir uns stets in der heftigsten nervösen Aufregung befinden, daß unsere Nerven in kurzer Zeit überreizt und zerstört sein müßten. Neugeborene Kinder schlafen

daher viel, weil Licht und Luft ihre schwachen Nerven zu sehr reizen, und später verweilen Kinder nie lange bei einem Gegenstande, weil die betreffende Nerven- und Gehirnpartie erschöpft ist und eine frische eintreten muß. Wer eine Kunstsammlung besucht, einen langen Vortrag hört, fühlt sich abgesspannt und sucht Abwechslung, damit der erschöpfte Nerv sich erholen kann. Der Organismus widersteht sich schon dadurch, daß wir für viele sinnliche Einflüsse kein Organ der Wahrnehmung besitzen, sie uns also nicht beeinflussen, wie wir denn viele Töne nicht hören, viele Farben nicht sehen, viele Wärme- und Kältegrade nicht ertragen können. Außerdem reagirt der im Ganzen gleichmäßige Körperzustand gegen viele Eindrücke, wobei ihn Hemmungsorgane unterstützen, und endlich machen wir uns durch Unaufmerksamkeit, Zerstreuung, Schlaf und Beschäftigung unempfindlich gegen unangemessene Eindrücke. Die Empfindungsnerven müssen fortwährend nach den Centren der Wahrnehmung rapportiren; aber da die Molecülen dieser Nerven sich in einem gewissen stetigen Zustande befinden, so muß dieser von der neuen Erregung geändert werden. Dies kann nur geschehen, wenn die Erregung stärker ist, um eine neue Gruppierung der Molecülen zu veranlassen. Sind diese bereits anderweitig erregt, so muß der neue Reiz um so stärker sein, um seine Bewegung in den Molecülen durchzuführen. Wenn Kinder daher erschlafen, so spricht der Lehrer stärker oder klopft auf den Tisch, oder setzt eine Secunde aus, um dadurch in die Nervenströmung eine Abänderung zu bringen. Sind die Nerven ermüdet, so werden sie aus Mangel an Stoff unthätig und unempänglich. Sind endlich die höheren Organe beschäftigt, so nehmen sie die neuen Erregungen nicht an, weil sie eben nicht können. Daher kann man sich erklären, daß wir im Grunde wenig von dem wahrnehmen, was auf uns einwirkt. Wir sagen: es tritt die Wahrnehmung nicht in's Bewußtsein, lagert sich vielmehr unbemerkt ab. Within ist es möglich, daß uns nachträglich, wenn wir den neuen Eindrücken unsere Aufmerksamkeit zuwenden, uns an Manches erinnern, was wir im Momente des Geschehens nicht beachtet und daher nicht wahrnahmen.

Dasselbe gilt von den Sinnesorganen. Wir sehen und hören wenig von dem, was uns umgiebt und umflingt, sehen von einem Baume, einer Blume nicht alle Theile, sondern fassen nur ein allgemeines Bild, nur mehr oder minder klare Umrisse auf, weshalb wir später uns schwer besinnen, Dinge verwechseln, nicht wieder erkennen und vergessen. Indem aber die Eindrücke von den zuleitenden Nerven im Centrum der Sinne ankommen, müssen sie dort eine Veränderung der Moleculen veranlassen, und diese Veränderung nennen wir Empfindung, und meinen damit einen Zustand des Sensoriums, der zu dem vorhandenen paßt und dann angenehm ist, oder der das Gleichgewicht des Zustandes stört und als unangenehm empfunden wird. Die unbestimmte Stimmung wird dadurch zu einem bestimmten Gefühl, welches sich mit Hilfe der Erfahrung je nach den Sinnen und der Art des Zustandes im Sensorium specialisirt. Wird es weiter nach den Vorstellungsorganen geleitet, so wird die Empfindung zur Wahrnehmung, die sich dann zu Vorstellungen und Reflexen ausbildet.

Die Empfindungen sind die Auslösungen vom Zustand des Centralorgans der Sinne, welche, wie gesagt, in den Ganglien des Großhirns zu Wahrnehmungen werden. Weil wir von der Außenwelt nur mittelst der Sinne Kenntniß erhalten, so muß jede Wahrnehmung von einer Empfindung begleitet sein. Diese enthält aber zugleich den Keim eines Willens in sich, den wir Reigung, Abneigung, Aufmerksamkeit, Streben, Verlangen u. s. w. nennen, je nachdem er sich mit Vorstellungen und gewollten Bewegungen verbindet. Die angeregte Bewegung, die von Organ zu Organ sich fortsetzt und diese in Thätigkeit setzt, muß andere Form und andere Kräfteerscheinung annehmen, weil die einzelnen Organe verschieden sind an Gestalt und Zusammensetzung der Bestandtheile. Die Empfindungen, die sich bis zu Schmerz steigern und heftige Muskelzuckungen veranlassen können, lassen bekanntlich nur ganz dunkle Erinnerungen zurück, daß wir nemlich einmal diese und jene Empfindung gehabt haben. Daraus müssen wir schließen, daß die Erregungen der Sinnesganglien keine Spuren zurücklassen, stets

elastisch wieder in den Ruhezustand zurückkehren, wenn die Erregung weiter geleitet ist zu den Vorstellungsorganen. Gesehene Bilder, Gehörten und Scenen, gehörte Musik kann man nur nach Uebung und dann nur bruchstückweise mit Hilfe der Reflexion des Vorstellens in's Gedächtniß zurückrufen. Dies ist ein Segen für uns, denn die Masse der schmerz- und freudvollen Erinnerungen würde uns belästigen und die Lebenslust rauben, wenn wir sie stets im Gedächtniß gegenwärtig behielten.

Da eine unangenehme Empfindung eine Reaction der Centren und wohl gar des ganzen Nervensystems hervorruft, so liegt in diesem Widerstreben der Anfang des Willens, nemlich ein bewußtes Streben. Dasselbe geschieht bei angenehmen Empfindungen, die man festzuhalten strebt. Zugleich aber mischt sich die Vorstellung über die Mittel bei, jenen Zweck zu erreichen, wobei wieder Erfahrung und Schlussfolgerung von Ursache auf Zweck und Mittel nothwendig eingreifen. Also in jedem kleinen Kreise des seelischen Lebens sind die verschiedenen Organe thätig, greift eines in das andere ein, wie es jeder lebendige Organismus in Folge seiner Erhaltungskraft thut. Man ersieht daraus, daß der Mittelpunkt und die Triebkraft des seelischen Lebens in den Vorstellungen liegt, deren höhere Formen dann das erzeugen, was wir Geist nennen und diesen allein dem Menschen zugestehen können.

Das Gemeingefühl giebt einen summarischen Bericht über den allgemeinen Körperzustand, in den Empfindungen berichten die einzelnen Sinnesorgane. Je mehr deren sind und je complicirter ihr Bau ist, um so detaillirter müssen die Berichte sein. Im Fische sind die Gesicht- und Gehörempfundungen gewiß anders als im Vogel, weil die betreffenden Nerven jener Thierarten verschieden entwickelt sind. Selbst jeder einzelne Mensch hat seine Besonderheiten, je nachdem die Nervenfasern schwächlich oder kräftig, die Ernährung gut oder schlecht, die Ganglien mehr oder minder zahlreich sind. Demnach werden zwei Menschen in demselben Falle nie dieselben Empfindungen haben, werden in der Bildung der Vorstellungen von einander abweichen, die endlich zu großer Meinungs

verschiedenheit führen können. Daher, weil der Mensch durch und durch bis in's Kleinste hinein, trotz des allgemeinen menschlichen Typus, sich individuell entwickelt, bleibt die religiöse und nationale Erziehung eine schwierige Aufgabe. Selbst die Maler-, Dichter- und Componistenschulen dürften ihren letzten Grund in der Eigenthümlichkeit des Nervenbaues und ihrer anerzogenen Ausbildung haben. Auch nationale Eigenthümlichkeiten können sich auf diese Weise unter Einfluß der Gewohnheit, Lebensweise und Beschäftigung entwickelt haben, denn sie beruhen auf angeerbter oder erzwungener Nachahmung und erzeugen eine Färbung des Rhythmus des ganzen organischen Lebens, wie der Drehorgelmann durch Verschiebung der Walzen andere Melodien abspielt. Diese Walze ist bei den Völkern ihre Sprache und ihre gesellschaftlichen Zustände, die sich in Folge des Geschichtslebens entwickelten.

6. Wahrnehmungen, Anschauungen und Vorstellungen als Ergebnisse des Sinnenlebens.

Niedrig organisirte Thiere mögen jedenfalls nur ein Empfindungsdenken besitzen, welches man auch Instinct nennen könnte; mit der Entwicklung des Gehirns entstehen aber auch die verschiedenen Grade des Denkens, weshalb wir zuvor einen Blick auf den Bau des Gehirns werfen müssen. Dasselbe besteht aus zwei Hälften (Hemisphären), die auf der Unterseite mit einander, außerdem mit dem Kleinhirn des Hinterkopfs, dem verlängerten Mark und allen Nervensystemen in Verbindung stehen. Sie bilden verschiedene Windungen, über deren Zusammengehörigkeit und Bestimmung die Forscher noch verschiedener Meinung sind. Das Innere besteht aus weißer Fasermasse, die äußere graue Rinde dagegen enthält Millionen Ganglienzellen von verschiedener Form, Stellung und Schichtung. Außerdem stehen die Zellen unter sich durch Fasern in vielfacher Verbindung und bilden ein Netz, welches man bisher nicht zu übersehen vermochte.

„Die Ganglienzellen gelten allgemein für die Nervencentren der Vorstellungsthätigkeit. Die Großhirn-Hemisphären stellen

zwei große Ganglien dar, die, oberhalb der Sinnescentren gelegen, Menschen und höheren Thieren zur weiteren Verarbeitung der Eindrücke und Sinnesempfindungen in Ideen oder Vorstellungen gegeben sind. Es wird in der Vorstellung die einzelne Wahrnehmung zur Allgemeinheit erhoben, der Sinnesindruck idealisirt und die einzelne Erscheinung in ihrer allgemeingiltigen Wesenheit zum Bewußtsein gebracht, wodurch die Vorstellung zu einem complicirten Vorgange wird, da sie wieder Affecte und Willen erzeugt. Aus der anatomischen Verbindung der Rückenmarksfasern mit den gestreiften Körpern, von wo aus neue Fasern nach der grauen Rinde des Gehirns ausstrahlen, geht hervor, daß Vorstellung und Willen nicht direct auf die Bewegungsnerven einwirken. Zugleich dürfte als nachgewiesen betrachtet werden, daß der obere Theil des Gehirns und die Hinterlappen die Organe des Gemüths (Huschke), die Vorderlappen Organe des Denkens sind (Schroder van der Kolk). Es lehrt aber auch die tägliche Erfahrung, daß Vorstellungen ohne Willen und Bewußtsein in Bewegungen übergehen, was die Folge angelernter Reflexe zu sein scheint.

„Die Bildung einer Vorstellung ist ein organischer Evolutionsprozeß, der in den entsprechenden Nervencentris abläuft, ein Entwicklungsvorgang, der in Folge fortgesetzter gleichartiger Erfahrungen allmählig seine Höhe erreicht. Die Eindrücke von den verschiedenen Eigenthümlichkeiten oder Eigenschaften eines Objects, durch die verschiedenen Sinne vermittelt, werden in einer summarischen Vorstellung zusammengefaßt, die allmählig innerhalb der Seele zur Vollendung gelangt. Es findet bei der Production einer Vorstellung eine Ueberlegung und Erwägung der Sinnesindrücke statt, und deshalb können wir auch etwas Bestimmtes über ein Object ausfagen, auch wenn es den Sinnen nicht gegenwärtig ist. Die Zellen der Gehirnganglien idealisiren die Sinnesindrücke; indem sie das Wesentliche an ihnen ergreifen und sich aneignen, das Unwesentliche aber unterdrücken oder zurückweisen, gestalten sie dieselben vermöge ihrer plastischen Fähigkeit in Uebereinstimmung mit den fundamentalen Gesetzen zu der organischen Einheit einer

Vorstellung: die Vorstellung wird dadurch das Urbild aller gleichartigen Erscheinungen einer bestimmten Art. Selbst die Sprache und das Denken haben sich im Laufe der Jahrtausende als organische Weiterbildung entwickelt, nur das Vermögen dazu ist uns angeboren. Daher wechseln nicht nur unsere eigenen Vorstellungen, je nach der Zunahme und Erweiterung unserer Kenntnisse, sondern wird es auch einem Hochgebildeten schwer, sich über höhere Gedanken einem minder Gebildeten verständlich zu machen. Weil aber die Natur der Menschen im Ganzen dieselbe ist, so folgt auch die Bildung der Vorstellungen einem allgemeinen Gesetz, welches aber von der Erfahrung beeinflusst wird. Ebenso werden die meisten Gedanken und Handlungen des täglichen Lebens, sobald sie Gewohnheit wurden, ohne Bewußtsein und Willen vollbracht. Es wirken Vorstellungen aber auch kräftigend oder schwächend auf Willen und Bewegungen, weshalb der Feige z. B. unterliegt, weil er dies denkt und erwartet. Reflectirt eine Gehirnganglie auf eines der Sinnesorgane, so erzeugt dies Sinnesstörung, weil der Sinnesnerv erregt wird und falsch rapportirt. Von der andern Seite schärft aber auch die Einwirkung der Hirnzellen die Sinne, so daß sie schärfer auffassen, namentlich Gedächtniß und Phantasie unterstützen und diese bis zu Visionen steigern können.

„In der Stufenfolge der Entwicklung unseres Seelenlebens muß die Reizung und Ausbildung der Empfindungsnerven der Entwicklung der Thätigkeit der Vorstellungszellen nothwendig vorausgehn, und diese entfalten wiederum ihre volle functionelle Thätigkeit, indem sie durch Rückwirkung auf die Empfindungsganglien bestimmte Vorstellungen bilden. Selbst der Geruchssinn bewirkt bei Thieren und Menschen Vorstellungs- und Erinnerungsbilder. Wie bei Rückenmark und Sinnesorganen die angeregte, aber nicht verbrauchte Kraft weiter wandert und zur Bildung von Vorstellungen anregt, so geschieht dies auch in den Hirnzellen, die unter sich in zahlreicher Verbindung stehen, sich daher ihre Reize mittheilen, so daß nur ganze Reihen von Vorstellungen auftauchen und mit einander sich vergesellschaften, um als geschlossenes Ganze

einen Gedankenkreis zu repräsentiren, denn in dem Gehirn geht auch eine Umbildung der Kraft vor sich, welche man Reflexion nennt. Geht eine Vorstellung ganz in Bewegung über, so kann jene nicht zum Bewußtsein gelangen; soll sie in dasselbe eintreten, so muß ein Theil von der Kraft der Vorstellung zurückbleiben. Bei ruhigem und schnellem Verlauf der Vorstellungen und deren Bergesellschaftung gelangen die einzelnen Schritte nicht zum Bewußtsein, vielmehr ruft ein Gedanke den andern regelrecht hervor, bis der Schlußsatz als etwas Plötzliches und Zufälliges erscheint, wogegen man die einzelnen Glieder der ganzen Gedankenkette kaum auffinden kann. Denn die Vorstellungen associren sich wie die Bewegungen zu Gruppen oder Reihen, die dann durch einen geeigneten Reiz aufgelöst und nicht wieder können getrennt werden. Man kann sie dann ohne Bewußtsein ausführen, doch erfordern sie eine gewisse Zeit zu ihrer Vollendung und ermüden durch verlängerte Ausübung. Oft ist die Einmischung des Bewußtseins ein Hinderniß für den Ablauf der Ideenassociation. Denn wenn zum Bewußtsein die Persistenz der Spannkraft einer Nervenzelle erforderlich ist, so muß proportional dem Grade der persistenten Spannung eine Verlangsamung oder Verhinderung für die Ideenassociation eintreten, welche in einer Uebertragung der Energie von einer Zelle zur andern in einer Ganglienzellenkette besteht. Ein thätiges Bewußtsein ist dem besten und erfolgreichsten Denken immer nachtheilig. Der ächte Denker ist sich nur der Worte bewußt, die er gebraucht, während die Gedanken, die das Elaborat der unbewußten organischen Gehirnthätigkeit sind, von einer unerforschlichen Tiefe aus in das Bewußtsein dringen. Reflexion beruht also in der That auf der Reflexthätigkeit der Hirnganglienzellen in ihren Beziehungen zu einander, sie ist eine Reaction einer Zelle auf einen von einer benachbarten Zelle ausgehenden Reiz und die Uebertragung seiner Energie auf eine andere Zelle. Bei der Aufmerksamkeit wird die Umgestaltung der Energie für einen Augenblick angehalten, — Persistenz einer besonderen Spannung.

„ Ueberlegen, d. h. Erwägen und Abwägen verschiedener Gründe

ist ein Rechnen, denn wir bestimmen damit die Summe vieler zusammengezählter Dinge, es ist ein Addiren und Subtrahiren. Ziehen wir die Energie einer Vorstellung von der andern ab, die eine größere Energie besitzt, so stellt uns die bleibende Energie die aus der Ueberlegung resultirende Kraft des Impulses dar, die Entscheidung oder Entschließung, zu der wir nach ernstlicher Ueberlegung und Reflexion gelangen, und zeigt uns, wie wir nach unserem besten Können die complicirte Gleichung gelöst haben. Trotzdem muß man zugestehen, daß die Seele wenig über den Gang der Vorstellungen vermag, da die Bildung einer Vorstellung ein organischer Proceß ist, ganz so wie die Verkettung der Vorstellungen zu Reihen, die ohne Willen und Bewußtsein vor sich geht. Die fertige Vorstellung befindet sich in einem Zustand der Ruhe oder des Schlafes und kann ohne Bewußtsein activ werden. Ebenso muß in einer organisch verbundenen Reihe von Vorstellungen die Reizung des einen Gliedes auch alle erfassen in der Reihenfolge, welche sie in der Kette einnehmen, über den geistigen Horizont in das Bewußtsein aufsteigen und in der gehörigen Ordnung wieder verschwinden. Ueber die Aufeinanderfolge ihrer Zustände hat die Seele zum Glück wenig Einfluß, weshalb man die Seelenzustände nicht für gleichbedeutend halten darf mit den wechselnden Zuständen des Bewußtseins.

„Die Ideenaffociation kann man sich auf folgende Weise erklären. Die anatomischen Verbindungen einer Nervenzelle in den Gehirnganglien müssen nothwendig die Richtung und Ausdehnung ihrer Wirkung auf andere Nervenzellen bestimmen und beschränken. Die Zellen können nicht ohne Unterschied auf einander wirken, sondern folgen der von den Nervenfasern vorgezeichneten Bahn. Ebenso kann nicht ein Gedanke beliebig auf den andern folgen, sondern da wir Vorstellungen nur durch Erfahrung erlangen, so müssen die Verknüpfungen der verschiedenen Vorstellungen unter einander im Gehirn in gewissem Maße der Reihenfolge unserer Erfahrungen entsprechen. Gerade die Art und Weise, wie ein Individuum seine Ideen zu affociren gewohnt ist, wird von den eigenthümlichen Ver-

hältnissen seiner Erziehung und seiner Umgebung und deren Einfluß Zeugniß geben. Im Allgemeinen folgen die Vorstellungen nach den Gesezen von Ursache und Wirkung aufeinander, aber die Erfahrung veranlaßt bei jedem Einzelnen Bevorzugung dieser oder jener Vorstellung, wogegen wieder die Gemeinsamkeit der menschlichen Natur die allgemeinen Geseze der Association vorschreibt. Doch bleibt es Thatsache, daß Charakter, Erziehung und natürliche Beschaffenheit die Art der Ideenassociation beeinflussen; namentlich zeigen sich manche Geister besonders geeignet für das Beschreiben (Aufmerksamkeit auf die Unterschiede der Eindrücke, Geschicklichkeit im Urtheil und Empfänglichkeit für die angenehmen und unangenehmen Eigenschaften der Dinge), Andere für abstracte Wissenschaften. Takt und Geschicklichkeit im Anpassen an besondere Verhältnisse entspringen aus der Schnelligkeit der Ideenassociation, die durch wiederholte, specielle Erfahrungen so geläufig und gewohnheitsmäßig geworden ist, daß die einzelnen Vorstellungen so innig zusammengefügt und so fest organisiert auftreten, um als eine einzige Vorstellung zu erscheinen. Ein Mann von Charakter besitzt die Fähigkeit, daß er sich Combinationen und Association von Vorstellungen derart zu eigen macht, um sich ihrer sofort in jedem Lebensverhältniß zu bedienen. Um einen Menschen richtig zu beurtheilen, muß man alle Umstände, unter denen er gelebt hat, seine Erziehung und Erfahrung kennen, seine Gedanken, Gewohnheiten, Gefühle und Handlungen beachten, die sich bis hinein in die Eigenthümlichkeit seiner Ausdrucksweise verfolgen lassen. Bleibt doch jeder Sprache etwas Eigenthümliches, welches in eine andere Sprache nicht zu übertragen ist, und viele Streitigkeiten entstehen daraus, weil Ausdrücke in anderem Sinne, als sie gemeint sind, aufgefaßt, die Vorstellungen nicht in gleicher Reihenfolge und Werthschätzung verbunden werden.

„Wandert eine Vorstellung innerhalb der Hirnrinde von Zelle zu Zelle, so wird sie zur Reflexion und schließlich zur Reaction nach außen, d. h. zur Willensthätigkeit als zur höchsten Kraftleistung.“

Was die Sprachen anlangt, so sagt Hartley mit Recht: „die

Sprachen aller Zeiten und Nationen müssen eine allgemeine Aehnlichkeit haben trotz specieller Verschiedenheit, weshalb man aus einer in die andere übersetzen kann. Sie müssen einander gleichen, weil die Naturerscheinungen, die sie bezeichnen sollen, und die Gebräuche und Bedürfnisse des menschlichen Lebens, denen sie dienen, im Allgemeinen sich ähnlich sind. Da aber die körperliche Beschaffenheit und der Genuß, Luft, Boden, Klima, Handel, Künste, Wissenschaft, Religion u. s. w. große Verschiedenheiten in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Nationen bedingen, so muß man naturgemäß erwarten, daß auch die Sprachen in dieser Beziehung verhältnißmäßige Unterschiede darbieten werden.“ Mit Montagne könnte man hinzufügen: „die Sinne bilden die äußerste Grenze für unser Forschungen, sie verschaffen uns die unermessliche Menge von Kenntnissen. Wenn uns das Verständniß der Töne, der Harmonie und Stimme abginge, würde dies eine unbeschreibliche Verwirrung in unseren Kenntnissen anrichten. Wie viel Urtheile und Schlußfolgerungen ergeben sich aus der Vergleichung der Sinnesindrücke mit einander. Ohne Gesichtssinn würden wir in Unwissenheit, Begriffsverwirrung, geistige Dunkelheit gerathen. Wir würden Vieles richtiger beurtheilen, wenn wir statt der 5 Sinne deren 8 bis 10 und noch mehr hätten.“

So weit unser Gewährsmann, dessen Worte bereits eine Perspective in die nachfolgenden Kapitel eröffneten. Wir müssen uns die kaum berührten Einzelheiten vergegenwärtigen, um die ausgesprochenen Grundanschauungen zu verstehen. Die Empfindung muß man, wie bereits nachgewiesen ist, auffassen als einen Zustand oder vielmehr als ein verändertes Spannungsverhältniß der Molecülen des Centrums für die Empfindungs- und Sinnesnerven. Dieses Centralorgan befand sich in dem gewöhnlichen Zustande, die Molecülen in einer bestimmten Ordnung, wie der vorwaltende electriche Strom der Ernährung sie bedingte. Plötzlich stürmen von außen neue electriche Strömungen heran, die Sinnesnerven sind gereizt, die Ordnung ihrer Molecülen wird abgeändert, die Centren vermögen dem Andränge der neuen Gestaltung der Mole-

cülordnung nicht zu widerstehen, wehren sich zwar, so daß Aktion und Reaction sich messen, vermehren aber dadurch die vorhandene Spannung. Zur vorhandenen Kraft kommt noch eine neue, und diese Steigerung macht sich bemerklich in dem Zustande, welchen wir mit dem Worte Empfindung bezeichnen. Das Wesen derselben können wir nicht näher bezeichnen, weil sie selbst je nach dem Wechsel der Spannungszustände sowie der ab- und zuströmenden Kräfte eine veränderliche bleibt, so daß die Sprache für diese wechselnden unbeständigen Zustände keine Ausdrücke hat.

Muß man die Empfindung für die Wirkung einer Bewegung, also für die Ansammlung einer Kraft halten, so darf man auch eine Weiterleitung und Umgestaltung jener Kraft erwarten, weil die angeregte Bewegung unaufhaltsam auf andere Organe übergehen muß. Vom verlängerten Mark leiten die Nervenfasern die übergroße Spannung über nach den Ganglien des Großhirns, und zwar nach denen der obersten Schicht, in denen die Bewegung umgeformt wird insofern, als sie die embryonische Form einer Vorstellung annimmt. Wir nennen sie Wahrnehmung und müssen sie für ein Product der mechanischen Nervenleitung halten. Der chemisch-physikalische Charakter der Empfindung verwandelt sich in den Ganglien der Hirnzellen, in denen die Empfindung gewissermaßen destillirt und raffinirt wird, in ein Gedankenwesen um, sie dämmert wie ein Frühmorgenstrahl hinein in das Bewußtsein der Seele, nimmt das Kleid eines Gedanken an und heißt Wahrnehmung, als welche sie in der Hirnrinde aufgenommen und im weiteren Verlauf zu einer idealisirenden Vorstellung sublimirt wird.

Die Wahrnehmung ist also ein Naturproduct, ein Rohmaterial der Sinne, welches in den Ganglienschichten der Hirnrinde weiter soll verarbeitet werden. Alles, was Energie genug besitzt, um vom Sensorium weiter geleitet zu werden, tritt in die Schwelle der Seele als Wahrnehmung. Auf mechanischem Wege kommt es an und mechanisch nehmen die Hirnzellen es auf. Die Wahrnehmung ist das Innwerden und Bemerken eines Rapportes der Sinne; sie enthält das Zufällige des Momentes, verändert den Zustand der

Zellen, bis dieser einer neuen Veränderung nachgeben muß. Es haftet der Wahrnehmung noch der Charakter der augenblicklichen sinnlichen Empfindung an, weshalb sie auch keine feste Gestalt gewinnen kann, nicht sofort ins Bewußtsein tritt und leicht wieder verschwindet. Der Säugling hat Empfindungen, aber noch keine Wahrnehmung, weil die schwachen Nervenzellen die Eindrücke als Molecularveränderungen nicht festhalten können. Das Kind und der Erwachsene sehen und hören in jeder Secunde, nehmen aber trotzdem wenig wahr, weil den Zellen dazu die Fassungskraft fehlt. Erst wenn dieselben Sinnesindrücke sich wiederholen, wird die Wahrnehmung klarer in ihren Umrissen, fester in ihrer Form und erhebt sich zur Anschauung. Das soll heißen: Man nimmt nur Einzelheiten wahr, weil von der Menge der Eindrücke nur einzelne stark genug wirken, um zu haften, d. h. den Molecularzustand der Zellen umzuändern. Wenn man einen Baum sieht, nimmt man nur Einzelnes wahr, und da bei jedem Anblick andre Einzelheiten hervortreten und Eindruck machen, so bleibt das Gesamtbild ein lückenhaftes, unvollständiges und wandelbares. Bald treten der Stamm des Baumes, bald die Umrisse seines Baues, bald Blätter oder Blüthen oder Früchte hervor, je nachdem sie die Sinne besonders reizen oder das Interesse sich den einzelnen Merkmalen zuwendet. Aber es wurden eine Menge Zellen erregt, weil sich jeder Punkt des Baumes mechanisch im Auge abzeichnet und dieses Porträt ins Gehirn gelangt. Sieht man den Baum öfter, so wird er jedesmal andre Eindrücke hervorbringen; sieht man andre Bäume, so entstehen neue Wahrnehmungen und ganze Zellengruppen empfangen diese wechselnden Bilder. Dringen diese Erregungen tiefer in die Schichten der Hirnrinde ein, so werden gewisse Merkmale sich stets wiederholen, andre wechseln und ganz fehlen, und so haften in den tieferen Zellschichten die Eindrücke, welche sich stets wiederholen, wogegen die wechselnden verschwinden aus Mangel der steten Wiederholung.

Die Wahrnehmung als unsicherer Sinnesindruck bleibt hängen in der äußeren Schicht der Hirnrinde, die tieferen Schichten da-

gegen bewahren die stets sich wiederholenden Eindrücke der Wahrnehmung, fassen also das Allgemeine, Gemeinschaftliche und Bleibende auf, sondern das Ganze in Theile und gestalten dadurch die Wahrnehmung zur Anschauung um. Wenn das Kind Thiere sieht, so nimmt es nach und nach Größe, Farbe, Bewegung, Stimme u. s. w. wahr, sondert danach die Wahrnehmung, unterscheidet die Arten der Wahrnehmungen, vertheilt sie auf die oft gesehenen Individuen und gelangt dadurch zur Anschauung, weil es die Eigenthümlichkeit der bekannten Thiere im Gedächtniß behält, sie sofort wieder erkennt, wenn es dasselbe Thier sieht, und es von anderen zu unterscheiden weiß. Das Kind lernt also nach und nach Baum, Blume, Hund, Pferd u. s. w. classificiren nach allgemeinen Merkmalen, nach denen es die Theile wieder erkennt, aus denen sich das Ganze zusammensetzt. Indem es diese Merkmale und Eigenschaften im Gedächtniß behält, wird es bereits Herr der ihm bekannten Gegenstände; es weiß z. B., daß beim Hunde die Größe, Farbe u. s. w. unwesentlich sind, um ihn von einem Pferde zu unterscheiden, und kann sich beliebig die Gestalt eines Hundes, sein Benehmen, seine Stimme u. s. w. im Gedächtniß wiederholen, kann auf der Schiefertafel ein Bild desselben entwerfen, sei es auch noch so unvollkommen.

Die Wahrnehmung enthält also das Einzelne in seiner zufälligen Erscheinung; aus verschiedenen vereinzelt Wahrnehmungen setzt sich die Anschauung zusammen, indem sie von den unwesentlichen Einzelheiten abstrahirt, um das Wesentliche als Charaktertypus aufzufassen. Werden nun viele Anschauungen vorgeführt, so geht die Classification weiter, die Ausscheidung des Zufälligen wird fortgesetzt, die sich stets wiederholenden Merkmale sammeln sich in der nächsten Schicht der Hirnrinde und erzeugen das abstracte Bild des Dinges als Vorstellung. Erfahrungen und Beobachtungen helfen hierbei noch; es bleiben Ursache und Folge nicht unbeachtet, es entwickeln sich Schlußfolgerungen, man bemerkt einen Zusammenhang zwischen den Dingen, dringt also tiefer in das Wesen der Dinge ein und gewinnt als Abstraction eine Vorstellung. Die

Wahrnehmung sieht nur Einzelnes am einzelnen Baume; die Anschauung unterscheidet die Theile des Baumes und die Hauptbaumarten, die Vorstellung erkennt bereits, daß ein verkrümmelter, gefallener und verdorrter Baum immer noch ein Baum, daß er eine Eiche ist, welche der Holzhauer umschlug oder der Sturm niederwarf, denn sie findet alle Merkmale eines Baumes und folgert aus Lage und Beschaffenheit, ob der Baum umgeschlagen wurde oder wegen Alters umfiel. In der Vorstellung schließt vorläufig die Kette der Umwandlung sinnlicher Eindrücke in Abstractionen ab; da diese Umwandlung organische Thätigkeit ist, so haben auch Thiere Vorstellungen, können also urtheilen, folgern, schließen und abstrahiren, was sie durch Erfahrung lernen.

Wahrnehmung, Anschauung und Vorstellung gehn so rasch in einander über, daß sie zu gleicher Zeit hervorzutreten scheinen, bei genauer Selbstbeobachtung bemerkt man indessen bald, daß sich nicht jede Wahrnehmung zur Anschauung ausbildet. Wir würden unser Gehirn zerstören, wenn dem nicht so wäre. Die Anschauung dagegen wird die sinnliche Grundlage der Vorstellung, weshalb sie in der neuern Pädagogik eine wichtige Rolle spielt, aber nicht als die Anschauung in physiologischem Sinne, sondern als Verfinnlichung abstracter Gesetze und Gedanken. Aus verschiedenen Anschauungen macht sich die Seele als abstractes Bild der Wesenheit eine Vorstellung von dem Dinge, welche, weil sie Product der Seele ist, als deren Eigenthum im Bewußtsein aufgespeichert bleibt und durch die Erinnerung beliebig kann wach gerufen werden. Auf Anschauungen dagegen kann man sich gar nicht oder in dunkeln, verschwommenen Umrissen besinnen, weil die Zellen der Sinnesnerven andrer Natur sind und bleibende Eindrücke oder bleibende Gestaltung nicht annehmen. Jeder Reisende wird mit Schmerz bemerken, daß jene Landschaften, die er so oft und mit Genuß betrachtete, nur in Umrissen wieder vor die Seele treten, daß mit der Zeit auch diese erblaffen, daß man aber Gesehenes leicht wieder erkennt, wenn man es wieder sieht, weil die Vorstellungsmerkmale im Gedächtniß blieben.

Mit der Vorstellung beginnt das Denken der Seele, denn es bedarf eines sinnlichen Stoffes, sinnlicher Form und ist organisches Erzeugniß der Hirnganglien, von deren Beschaffenheit und Art also auch die Beschaffenheit der Vorstellungen abhängt. Weil die Vorstellung sinnlicher Natur ist, so verlangt sie klare, aufmerksame, wiederholte Anschauung, um dadurch alle wesentlichen Merkmale aufzufinden, das Verhältniß der Theile zum Ganzen zu bemerken und den Zusammenhang der Dinge unter sich zu beobachten. Selbst im Vortrage schwieriger Gedankenentwickelungen bedient man sich der bildlichen Ausdrücke, um den abstracten Gedanken sinnlich, faßbar und anschaulich zu machen. Für Lehrer aller Schulen bleibt die Veranschaulichung ein Hauptmittel, das Verständniß und das Behalten zu erleichtern. Schon das Anschreiben eines Namens, das Vorzeichnen eines Flusses oder Blattes macht den Gegenstand verständlicher, die Vorstellung bildet sich leichter. Da die meisten Menschen nicht über Anschauungen und Vorstellungen hinauskommen in ihrer Bildung, so bleiben ihnen abstracte Entwickelungen unfassbar; umgekehrt verleiten die Bilder poetischer Darstellung zu falschen Vorstellungen, weil Viele das Bild für die Sache nehmen, an ihm haften und eine falsche Vorstellung sich zurecht machen. Der Fortschritt der Fröbelschen Unterrichtsmethode liegt daher darin, daß sie die Sinne zu sicherer Wahrnehmung schärft, dadurch zu klarer Anschauung verhilft, aus welcher dann leicht die Vorstellung hervorgeht, obgleich es der Jugend bis zum zehnten Jahre und darüber schwer wird, abstract zu denken. Völker bleiben in ihrer Jugend, manche für immer auf der Stufe der Anschauung stehn und lieben deshalb eine bilderreiche Sprache.

Wie es zugeht, daß von der Anschauung nur die allgemeinen Merkmale in die Vorstellung übergehn, das vermag man noch nicht zu erklären; doch darf man vermuthen, daß hierzu die verschieden gestalteten Ganglien der Hirnrindenschichten dienen, da sie jedenfalls nicht zwecklos da sind. Es bleiben die wechselnden, unwesentlichen Merkmale jedenfalls in den äußeren Schichten haften, wogegen die bleibenden, stets wiederkehrenden tiefer eindringen zu

den Vorstellungszellen. Bei diesen wiederholt sich derselbe Prozeß mit Bildung der Begriffe und Ideen, deren Organe also die innersten Schichten sein dürften. Formell geschieht dies durch organische Thätigkeit, wie etwa aus Moortorfe Braunkohlen, Steinkohlen und Leuchtgas werden.

7. Der Mechanismus des Vorstellens.

Niemand wird bestreiten, daß die Natur oder die Lebenskraft jedem Wesen, welches sie erschafft, die Mittel zur Erhaltung des Daseins giebt. Geschieht dies durch Wunder? Nein, denn jeder Organismus besitzt bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit, äußeren Lebensbedingungen sich anzupassen, damit er nicht zu Grunde geht. Um zu leben, bedürfen die Thiere der Ortsveränderung, der Wahrnehmung und Nahrung; sie müssen demnach Sinne haben. Diese Sinne entwickeln sich je nach dem Elemente und dem Orte, wo das Thier lebt. Organe für Bewegung und Wahrnehmung sind Muskeln und Sinnesnerven, welche mehr oder minder entwickelt sind je nach dem Bedürfniß. Ortsveränderung und Aufsuchen der Nahrung setzt Vorstellungen, Urtheile u. s. w., vor Allem Gedächtniß voraus, in welchem sich Erfahrungen ansammeln und zu Maximen — Lebensweise — werden. Mithin muß die Natur einen Mechanismus ausbilden, mit dessen Beihilfe sinnliche Eindrücke, Erfahrungen u. s. w. zu Vorstellungen, Urtheilen und Schlüssen werden, sei es auch nur in der sinnlichen Form von Erinnerungsbildern. Da nun auch der Mensch dem Thierreiche angehört, so muß er auch die Mittel besitzen, sich zu ernähren, wozu er der Sinne, der Vorstellungen und des Gedächtnisses bedarf. Ob und wie weit der Thiermensch sich zum Geistmenschen entwickelt, das hängt von seiner Thätigkeit und von Kulturverhältnissen ab.

In wiefern nun das Vorstellen und das, was man gewöhnlich Denken nennt, nur ein Mechanismus sein kann, wird das Nachfolgende lehren. Nur die Wissenschaft und ihr Forschen ist freie

geistige That; das gewöhnliche Vorstellen und sinnliche Denken bleiben Mechanismus.

Das seelische Leben kann man auf das Gedächtniß zurückführen, also auf jene Fähigkeit des Organismus, empfangene Eindrücke aufzubewahren und willkürlich zu wiederholen. Damit dies geschehen kann, vermögen wir nur wenig auf einmal wahrzunehmen. Wir erhalten viel Eindrücke, aber es gelangen die meisten nicht ins Bewußtsein, einestheils weil die Sinne nur in engeren Grenzen klar empfinden, mithin wenig Wahrnehmungen können gebildet werden; andertheils weil sich in den einzelnen Nervenorganen Hemmungsapparate vorfinden, um ein Ueberfluthen des Bewußtseins von Wahrnehmungen zu verhindern. Von vielen Eindrücken haften nur wenige und zwar hervortretende. Wir sehen von einem Baume nur die Höhe, Farbe und Umrisse u. s. w., oder was in das Sehfeld fällt. Das Uebrige bemerken wir nicht. Zum Aufmerken reizt uns aber die Neuheit, das Ungewohnte und das, von welchem wir besonderen Genuß erwarten. Daher reizt uns auch der Gegensatz, weil er etwas Neues ist und wir besondre Erfolge erwarten, wenn wir ihn kennen lernen. Wir wenden daher bei Betrachtung desselben Gegenstandes unsere Aufmerksamkeit bald dieser, bald jener Eigenschaft zu, so daß demnach bei der Wahrnehmung stets etwas fehlt, so oft wir sie wiederholen. Ein Theil der früheren Eindrücke bleibt aus, was die Psychologen ein Verdunkeln und Verschwinden aus dem Bewußtsein nennen. Je mehr neue Eindrücke wir erhalten, um so mehr alte werden verdunkelt, denn auch hier gilt der Kampf um's Dasein: die stärkeren, frischeren Eindrücke behaupten sich. Wir überhören und übersehen Vieles, weil die schwächeren Eindrücke nicht ins Bewußtsein gelangen, und der Astronom kann nie zu gleicher Zeit das Vorrücken der Fixsterne im Objectivglase und den Pendelschlag des Chronometers beobachten.

Wie kann man sich diese Erscheinung erklären? Etwa auf folgende Weise eines Mechanismus! Jeder Nervenreiz, den eine oder viel Fasern leiten, bringt in den Hirnganglien eine Ver-

Änderung hervor, wodurch wir ihn eben wahrnehmen. Wiederholt sich der Reiz oder verleihen wir ihm vermöge des Willens (Aufmerksamkeit) durch erwartungsvolles Entgegenkommen besondre Stärke, so muß die Veränderung der Ganglien eine nachhaltige werden und endlich in der Form verharren, welche der Eindruck bewirkte. Die geringeren Reize erhalten nicht diese Macht der Umgestaltung, werden also nicht wahrgenommen als neuer Zustand. Da ferner bei verschiedenen Eindrücken eine gewisse Zahl stets wiederkehrt, andre wechseln, mithin schwächer wirken, so wird sich aus den bleibenden Reizen endlich das Abbild einer Anschauung bilden, indem eine entsprechende Anzahl von Ganglien jene bleibende Form behalten, welche die klare Wahrnehmung bewirkte. Wiederholen sich dieselben Eindrücke, so lehren auch feltuere Eigenschaften wieder, werden zu Wahrnehmungen und fügen sich ergänzend dem Anschauungsbilde an. Auf diese Weise bildet sich ein Gebiet von einzelnen Wahrnehmungsganglien, welche bestimmte Form angenommen haben, und welche durch Nervenfasern untereinander in Rapport stehen. Diese Wahrnehmungen treten stets gemeinsam und gleichzeitig als Ganzes, als Zustand einer Gangliengruppe hervor (ins Bewußtsein), wenn auch nur einige Sinnesnervenfasern erregt werden, denn sie sind gewohnt, stets gemeinsam erregt zu werden. Bald auch werden sie vom Willen erregt und arbeiten gerade so, als ob ein Sinnesreiz sie träfe. Wir sind von Kindheit an gewohnt, Anschauungen mit Wörtern zu bezeichnen, daher reicht der Klang des Wortes hin, die Ganglien zu erregen, und die Anschauung tritt uns vor die Seele als Vorstellung. Wie der Invalide meint, in dem abgeschossenen Beine, welches er also gar nicht mehr hat, Schmerzen zu empfinden, weil er gewisse Schmerzen im Fuße zu fühlen gewohnt ist, so reproducirt die Vorstellung mittels der Reflexbewegung der Ganglien das Bild der Anschauung, so daß wir diese inneren Ganglien Zustände für äußere Gegenstände halten, wie es in Fieberdelirien oft vorkommt.

Wie die Fasern der Nervenbündel durch die Gewohnheit der gemeinsamen Thätigkeit die Fähigkeit erlangen, bei jedem Reiz so-

fort gemeinsam thätig zu sein, ebenso verfahren die Nervenfasern der Ganglien und regen ganze Gangliengebiete zu gleichzeitiger Thätigkeit an, was wir Reproduction der Eindrücke oder Gedächtniß nennen. Auf einem ähnlichen Gesetz beruht die Association als Folge der Uebung und Gewohnheit. Auch Muskelfasern associiren sich zu einer gemeinsamen Handlung. Wenn Jemand über einen Graben springen will, müssen die Fußmuskeln verschiedene Bewegungen machen, die Armmuskeln sich anschließen, die Augenmuskeln die Stellung der Augen leiten, damit sie die Entfernung abschätzen, wonach der Wille den erforderlichen Kraftaufwand bemißt. Zu demselben Zweck vereinigen sich verschiedene Muskelstränge; im Gehirn geschieht dasselbe. Um einen gemeinsamen Zweck zu erreichen, unterstützen und vereinigen sich Gangliengruppen im engeren oder weiteren Gebiete, unterstützen sich die verschiedenen Sinnesorgane, und dies nennt man eben Association der Vorstellungen. Diese Association ist ein Verwandtschaftsbund, eine Art chemischer Affinität, indem sich Gleiches oder Verwandtes zu Gleichem fügt, Gleichzeitiges sich zu einem Ganzen vereinigt, Nebeneinanderbefindliches sich zusammenfügt oder der Gegensatz hinzutritt. Solche Vereinigungen darf man nicht für immaterielle Dinge halten, sondern für Vorgänge des Ganglienverkehrs.

Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem Ganglien zustande zu machen, welchen wir Gedächtniß nennen, denn ein wesenloses Nichts kann es nicht sein; ebenso wenig kann man von einem Emporsteigen und Zurücksinken der Vorstellungen sprechen. Jeder Nervenreiz als eine electriche Bewegung muß auf die entsprechenden Ganglien wirken, deren Molecüle in eine andre Lagerung versetzen, die Stellung der Polarzonen verändern. Wiederholt sich derselbe Reiz, so nimmt die Ganglie ihn um so leichter auf, und da viele Ganglien sich zu Vorstellungsgebieten und Vorstellungsreihen vereinigen, so reicht wie bei jedem Reflex eine leise Anregung hin, das ganze Gangliengebiet in Bewegung zu setzen, und siehe da, die Erinnerung ist fertig. Man könnte auch annehmen, daß die Zellen bei Wiederholung desselben Reizes eine dem Reize ent-

sprechende Form annehmen und diese Wahrnehmungen wie in einem Vorrathshause aufgespeichert werden im Gedächtniß. Jedenfalls empfinden wir denselben Eindruck, wenn die Moleculen der Gehirnganglien dieselbe polare Stellung zu einander erhalten, und diese Empfindung des Gleichartigen tritt als Vorstellung ins Bewußtsein, worauf wir sie eben Gedächtniß nennen. Dieses besteht aus der vorhandenen Masse von Vorstellungen, ist daher eine veränderliche Größe, über welche der Wille und das Gefühl verfügen. Man hat beobachtet, daß eine Vorstellung leicht auch diejenigen erregt und dem Bewußtsein wieder vorführt, welche ihr gleich oder ähnlich oder verwandt sind, wie dies in der Natur der Sache liegt, weil die Gleiches enthaltenden Wahrnehmungsganglien in gleichem Zustande sich befinden. Entgegengesetzte Vorstellungen erregen sich nur dann, wenn sie ein gemeinsames Merkmal besitzen, wodurch sie zu verwandten Vorstellungen werden. Am leichtesten erinnert man sich an Vorstellungen, die gleichzeitig oder hinter einander ins Bewußtsein traten, denn sie bilden eine natürliche Gruppe und gehn bleibende Verbindungen ein, weil die Gleichzeitigkeit sie zu der Gemeinsamkeit eines Ganzen sammelt, weshalb man auch ganz Verschiedenes zu einer Gesamtvorstellung vereinigen kann, wenn es gleichzeitig oder nacheinander ins Bewußtsein gelangt. Diese Verbindung nennt man Association und die Erweiterung der Vorstellungen zu Reihen besteht in der Hinzufügung neuer Associationen. Gestaltet sich diese Vereinigung zu einem gleichartigen Ganzen um, so nennt Herbart diese Umwandlung eine Verschmelzung.

Da wir jede Vorstellung mit einem Namen bezeichnen, so verschmelzen Vorstellung und Name. Wir merken uns z. B. mit dem Baume auch seinen Namen; wird er uns schwer, so wiederholen wir ihn, ist er einem bereits bekannten ähnlich, so treten Verwechselungen ein, klingt er zu fremdartig, so sucht man, um das Behalten zu erleichtern, eine Aehnlichkeit mit einem bekannten Namen u. s. w., d. h. man ruft absichtlich Ganglienterreflexe hervor, auf deren Gebrauch die sogenannte Gedächtnißkunst beruht. Je mehr Vorstellungsverbindungen hergestellt sind, um so leichter und

dauerhafter wird das Gedächtniß, dagegen wird Schnellerlerntes auch leicht vergessen, weil die Verbindung der Vorstellungen nicht dauerhaft genug hergestellt wurde, man mehr mechanisch als durch Nachdenken und Begreifen lernte. Denn das Erinnern ist ein Wiedererkennen von früher Wahrgenommenem, und die meisten feelischen Thätigkeiten, das Urtheilen, Erfahrungen u. s. w. bestehen aus den verschiedenartigen Anwendungen des Gedächtnisses, also aus mechanischen Reflexbewegungen. Vereinzelte Vorstellungen merkt man sich, Vorstellungsreihen behält man, bis zur Sicherheit eingeübte weiß man auswendig und kann sie mechanisch reproduciren. Veranschaulicht man Abstractes (Aufschreiben, Schematen, Tabellen, Karten, Abbildungen), so behält es sich leichter; faßt man den Gegenstand nach seinem inneren Zusammenhange auf, merkt auf Grund, Zweck und Ursache, stellt also ein logisches Gerüst zusammen, so behält man sicher, aber selten wörtlich. Auch rhythmische Formen erleichtern wegen der Regelmäßigkeit des Silbenschwels das Lernen, da Fehlendes sich leicht ersetzt aus dem Zusammenhange. Ohne Gedächtniß wäre Sprache, Bildung, Fortschritt in derselben unmöglich.

Auffallend bleibt es, daß das Gedächtniß sich einseitig auszubilden pflegt, was sich wohl daraus erklären läßt, daß eine einseitige Beschäftigung nur einzelne Sinne schärft und die Aufmerksamkeit nach einer besonderen Richtung lenkt. Der Commis voyageur erwirbt sich daher ein treues Ortsgedächtniß, der Historiker ein Namensgedächtniß u. s. w., weil diese Männer durch den täglichen Beruf sich genöthigt finden, gewisse Vorstellungen stets zu verbinden, zu reproduciren und feste Vorstellungsreihen zu bilden. Sehr leicht behalten wir alles, was uns interessirt, was uns Vortheil oder Nachtheil verspricht, unsere Erwartung erregt, mit dem vorherrschenden Gedankenkreise in Beziehung steht. Denn die Erwartung ist eine Aufmerksamkeit, ob das eintreten wird, was voraussichtlich eintreten muß, sie ist eine mit Vorstellungen von Zukünftigem erfüllte Aufmerksamkeit, in welche auch die Phantasie hineinspielt, insofern sie das Kommende bereits skizzirt im Hinter-

gründe hält. Drängen sich zu viel Vorstellungen in die Erwartung, so wird sie eine unbestimmte, peinliche; dagegen geht eine bestimmte Erwartung wegen der bereits getroffenen Wahl leicht ins Begehren über. Eine bestimmte Erwartung nennt man zuweilen das Erathen, wenn man aus Vorhandenem das Kommende als sicher voraussetzt und es zu der Vorstellungreihe ohne weitere Prüfung hinzusetzt, z. B. den Schluß eines Satzes, den man nach der Anlage der Periode voraussetzt und ihn liest, ohne in's Buch zu sehn. Doch macht man auch die entgegengesetzte Beobachtung, daß man nicht weiß, was man gelesen hat. Wer etwas vorliest, muß seine Aufmerksamkeit auf das mechanische Vorlesen und die Betonung richten, so daß er auf den Sinn und die Gedankenentwicklung nicht achtet, auf welche gerade der Zuhörer seine Aufmerksamkeit richtet, weil er Belehrung oder Genuß erwartet. Geübte Leser überfliegen ganze Seiten, weil sie, wenn sie nur hier und da die Hauptvorstellungen kennen lernen, die Verbindungsgedanken einschieben, sintemal dieselben eine mechanische Nothwendigkeit sind. Man dichtet und phantastirt bei jedem Lesen und Hören dazu, weil sich eigene Gedanken, Ansichten und Auffassung nothwendig in die fremden eindrängen, welche wir uns verständlich und zugänglich machen wollen, daher die vielen Mißverständnisse; denn jede Denkweise bleibt eine rein persönliche und mischt sich unabweisbar auch da ein, wo wir recht objectiv beobachten und urtheilen wollen. Ohne daß wir es wollen, bilden wir neue Vorstellungssreihen, indem wir die neuen an die vorhandenen hinzufügen, Gleichartiges mit Gleichartigem verbinden und dadurch rein individuelle Associationen bilden. „Es entstehen daher seltsame Einfälle, frappante Vergleichen, glänzende Bilder, kühne Combinationen, originelle Ideen mit Hilfe der frei schaffenden Phantasie, die wieder je nach der Individualität nach besonderen Richtungen hin stark ist. Weil aber auch bei den sonderbarsten Einfällen und Gedankenverbindungen das natürliche Gesetz der Association eingreift, so ist es schwer, absichtlich Unsinn zu reden. Nur Shakespeare vermag dies; wenn man aber den scheinbaren Unsinn genau betrachtet, so liegt

in ihm doch ein vernünftiger Sinn, weil nur die Perspective der Betrachtungsweise verschoben wurde.“

Vielgestaltig wie die Körperwelt ist auch die Gedankenwelt, denn Sinnestäuschungen mischen sich ein, wenn ein Sinn erkrankt ist oder die Erfahrung fehlt, um die Sinnestäuschung zu berichtigen. Die Sonne geht auf und unter, wie wir alle Tage sehen, und doch täuscht uns diese tägliche Erfahrung. Jahrtausende hat die Menschheit gebraucht, um sich von dieser Sinnestäuschung loszumachen. Physiker belehren uns, wie sehr uns das Auge beim Sehen täuscht, ehe wir Entfernungen abschätzen, Groß und Klein unterscheiden lernen. Ein Sinn muß den andern unterstützen, um unsre Urtheile zu vervollständigen. Hätten wir mehr und schärfere Sinne, so würden wir richtiger urtheilen. Ein Mann, der das Mikroskop, die Spectralanalyse u. s. w. handhabt, weiß sehr wohl, daß wir viel vorhandene Dinge nicht sehn, also kein volles Urtheil bilden können, mithin einseitig urtheilen. Mit Hilfe des Tastsinns und Gehörs lernen wir Raum, Nah und Fern unterscheiden aus Erfahrung und täuschen uns trotzdem oft; mit Hilfe des Gehörs und Gesichts finden wir Merkmale, aus denen wir auf die Zeit schließen. Philosophen haben lange gegrübelt darüber, wie dies zugeht, Physiker (Helmholtz) wiesen den Mechanismus nach. Wie kommen wir zu einer Vorstellung von Raum, Gestalt, Erhaben, Vertieft? Nur durch Erfahrung. Was ist Erfahrung? Ansammlung von Erlebnissen im Gedächtniß. Aus Erfahrungen bilden wir Urtheile, indem wir Vergangenes, was wir im Gedächtniß haben, mit Gegenwärtigem vergleichen. Auf ähnliche Weise bilden wir Schlüsse, indem wir Gegenwärtiges mit Vergangenen vergleichen. Sieht der Hund einen Menschen auf sich losgehen mit einer Peitsche, so reflectirt er mit Hilfe der Erinnerungsbilder so: Mein Herr hatte eine Peitsche und schlug mich damit, dies schmerzte; ich lief davon, und er konnte mich nicht mehr schlagen. Warum? das weiß der Hund nicht, aber die Erfahrung belehrt ihn, wenn er wegläuft, bekommt er keine Prügel. Sieht demnach der Hund einen Menschen mit einer Peitsche auf sich zukommen, so

liest er aus Bewegung und Blick ab, was der Mensch im Sinne hat und denkt: der Kerl hat eine Peitsche und will mich schlagen; trifft er mich, so thut es weh; will ich diesen Schmerz vermeiden, so muß ich davon laufen, denn aus Erfahrung weiß ich, daß ich schneller laufen kann. Wir haben also lauter Erinnerungsreflexe vor uns, täuschen uns aber selbst, indem wir dem Hunde unser logisches Denken zumuthen, vielmehr bestehen seine Denkopoperationen nur in dem Aneinanderreihen von Erinnerungsbildern.

Raum und Zeit sind Abstractionen, welche die Menschen erst nach vielen Erfahrungen bilden lernen. Kindern wird es schwer zu begreifen, was eine Meile, eine Stunde ist; Indianern geht es gerade so; sie verstnlichen sich diese Begriffe, denn Raum und Zeit sind nur gedachte Eintheilungen. Erst nach und nach lernt man diese Abstractionen fassen, mit Hilfe der Association, indem eine Wahrnehmung von Veränderung, ein Wahrzeichen der Veränderung an das andre angeschoben wird, bis die Summe der wahrgenommenen Veränderungen Merksteine werden zu Eintheilungen der Entfernung (des Raumes) und der Veränderungen des Ortes (der Zeit). Urtheile über Raum und Zeit müssen wir erst lernen; sie sind nur insofern uns angeboren, als wir Wahrnehmungen verschiedener Art zu associiren vermögen. Blinde müssen erst den Raum abschätzen lernen mit Hilfe der andern Sinne, namentlich des Tasts- und Gehörsinnes. Um wieder auf das Thema zurückzukommen, muß man behaupten, daß Urtheile, Schlüsse u. s. w. als elementares seelisches Leben nur mechanische Thätigkeiten des Gehirns sind, weshalb auch Thiere solche Gehirnoperationen vornehmen. Etwas ganz Andres sind die logischen Entwicklungen vermittelt der Sprache. Man soll seelisches und geistiges Leben nicht durch einander werfen. Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen sind physiologische Vorgänge, deren materielle Grundlage die Physik und Chemie nachweisen. Aus solchen sinnlichen Wahrnehmungen bilden Thiere und Menschen sich sinnliche Urtheile in verschiedener Form, weil sie Gedächtnisreflexe sind. Sehen wir einen großen Baum, eine Eiche, so bilden wir uns aus den Wahr-

nehmungen ihrer Theile eine Anschauung. Sehen wir eine kleine Eiche, so geschieht dasselbe. Die Ganglien werden erregt, die Wahrnehmung gleicher Merkmale bewirkt dieselbe Ganglienbewegung; wir empfinden aber einen Unterschied in Betreff der Höhe, und diese Empfindung wird zu der Wahrnehmung von Groß und Klein. Betrachten wir eine Buche, so treten in der Erinnerung auch die Merkmale der Eiche hervor, und in Folge der Vergleichung beider Bäume finden wir den Unterschied. Das Auge wird von der Buche anders erregt als von der Eiche, dies bemerken wir erst bei Wiederholung des Anblicks und aufmerkamer Betrachtung und gelangen dadurch zu einem Urtheile. Benutzen wir andre Sinne, betasten z. B. Blätter und Rinde, kosten wir oder beriechen ähnlich aussehende Früchte, so berichtigen wir unser Urtheil, indem wir neue Merkzeichen hinzufügen. Beim Sehen wirken Beleuchtung und Größe dahin, uns ein Urtheil über die Entfernung zu bilden durch Erfahrung; hören wir eine Trommel, einen Schuß in der Ferne, ohne Personen zu sehn, so folgern wir aus Erfahrung, daß dort sich Soldaten befinden und schießen. Es vereinigen sich also Gesicht- und Gehörerinnerungen zu einer Schlussfolgerung. Vernehmen wir einen Ton schwach, so folgern wir, daß er aus der Ferne, oder aus verschlossenem Raume oder von einem kleinen Dinge her stammt. Riechen wir Steinkohlenrauch, so folgern wir, daß eine Fabrik in der Nähe ist, weil wir uns erinnern, daß Fabriken solchen Geruch verbreiten. Natürlich führen solche Sinnesurtheile häufig zu Täuschungen, weshalb wir sie verbessern, je mehr Erfahrungen wir machen.

Indem wir und die Thiere stets unter dem Einflusse der Außenwelt stehn und dieselben oft von uns abhalten müssen, gelangen wir zum Gefühl unseres Selbst, zum Selbstgefühl, da wir uns im Gegensatz fühlen zur Außenwelt; das Begehren und Streben empfinden wir als eigne That, zu welcher der Antrieb und die Ausführung von uns ausgehn, kommen also zu einem sünlichen Selbstbewußtsein. Alles Neue findet daher im Vorstellen Widerstand, bis es in irgend welche Beziehungen zu dem Vorrathe von Wahr-

nehmungen gesetzt, in die Vorstellungen eingereicht und in Eigenthum der Seele verwandelt wird. Die Wahrnehmung verwandelt sich in ein Innewerden um. Je schwieriger sich eine neue Wahrnehmung aneignen ließ, um so fester haftet sie dann im Gedächtniß; hat die neue Wahrnehmung nichts Gemeinsames mit den bereits vorhandenen, so wird sie nicht aufgenommen, sie verschwindet, wir werden ihrer nicht bewußt. Ruht sie lange unbenutzt im Gedächtniß, ohne erregt zu werden, so verliert sie ihre Verbindung mit den verwandten Vorstellungen, die Leitungen der Wahrnehmungen gewöhnen sich an andre Bahnen, und wir vergessen die Sache, d. h. wir vermögen keine Reflexe hervorzubringen, durch welche wir die verlangte Wahrnehmung erregen und ins Bewußtsein zurückführen. Wenn man sich mechanisch beschäftigt, weiß man nicht, was man thut; wenn man mechanisch oder unaufmerksam liest oder zuhört, behält man nichts im Gedächtniß, weil man die neuen Wahrnehmungen nicht in die alten einreicht, sie selbst also verbindungslos bleiben. Beim Besinnen und Ueberlegen dagegen lassen wir unsere Vorstellungen an unserer Aufmerksamkeit vorüberziehen als Erinnerungen, um diejenigen herauszufinden, nach denen wir suchen, deren Merkmale wir aber nur in dunkeln Umrissen im Gedächtniß haben. Wenn sie in Reihe und Glied in Folge der Erinnerungsreflexe erscheinen, hoffen wir sie wieder zu erkennen. Daher fängt man Auswendiggelerntes stets wieder von vorn an, wenn uns ein Wort oder ein Satz fehlt, weil eine Vorstellung die andre erregt, sobald sie mit derselben zugleich hervorgerufen wurde, und endlich fällt uns das gesuchte Wort auf die Zunge. Suchen wir nach einem Namen, von welchem wir nur den Anfangsbuchstaben oder die Endsilbe kennen, so suchen wir ähnlich lautende Namen oder erinnern uns des Zusammenhanges und der Thatsache, bei welcher der gesuchte Name genannt wurde, damit durch Erinnerungsreflexe auch der vergessene Name wieder ins Bewußtsein trete.

Ueberblicken wir also alle diese Erscheinungen, so lassen sie sich auf die mechanische Thätigkeit der seelischen Organe zurückführen und sich als deren Wirkungen auffassen. Wie der Magen die

Speise in Nahrungstoff umsetzt, so verwandelt das Gehirn sinnliche Eindrücke in Vorstellungsz- und Erinnerungsbilder, und wie die Muskeln sich zu Bewegungen coordiniren ohne Zuthun eines ins Einzelne eingreifenden Willens, so verfahren auch die Nervenfasern, weil sie gleichfalls Mittel der Selbsterhaltung sind. Das Denken der Seele ist Mechanismus, die Logik des Geistes dagegen Schöpfung des forschenden, nachdenkenden Geistes; jene will Erhaltung des Lebens, diese Erkenntniß der Wahrheit. Aber die Logik arbeitet mit denselben Apparaten, schreibt ihnen jedoch Zweck und Ziel vor, so daß man auch sehr unlogisch denken kann, weil sich nach unserer Willkür Absicht und Ziel einschleiben und den Denkmeechanismus auf besondere Bahnen lenken. Logik muß erst erlernt werden und ist daher so schwer, weil sie ein künstliches, absichtliches und vom Willen nach einem im Voraus bestimmten Ziele gerichtetes Aneinanderreihen von Urtheilen ist, denen die reale und sinnliche Anschauungsunterlage fehlt.

8. Gedächtniß und Erfahrung.

Die menschliche Seele würde trotz ihrer verschiedenen Organe sich nicht entwickeln können, wie sie nicht das Vermögen besäße, erlittene Eindrücke in sich zurückzubehalten als Gedächtniß, um sie zu wiederholen, wenn sie deren bedarf. Wir bilden unsere seelischen Organe aus mit Hilfe der Erfahrung, aber diese müssen wir im Gedächtniß haben, wenn sie uns zum Gebrauch gegenwärtig sein soll. Wir entwickeln Urtheile, Schlüsse und Folgerungen, verbessern und erweitern dieselben unter Mithilfe des Gedächtnisses. Unsere Sprache, Wissenschaft und Bildung werden nur möglich, so lange wir Gedächtniß haben. Was wir aber beanspruchen, das braucht auch die Thierseele. Der junge Sperling bliebe ein unbeholfenes Thier, wenn ihm die gemachten Erfahrungen nicht im Gedächtniß blieben, nach denen er sich Urtheile bildet und seine Handlungsweise regelt. Unterricht und Erziehung bleiben ohne Gedächtniß undenkbar u. s. w., kurz die Möglichkeit der seelischen Ausbildung liegt in dem, was wir Gedächtniß nennen.

Was ist denn nun das Gedächtniß? Phrenologen und Psychologen haben aus ihm ein besonderes Geistesvermögen machen wollen und besondere Organe im Gehirn für Orts-, Namens-, Personen-, Zahlengedächtniß aufgesucht, und Gedächtnißkünstler stellen eine besondere Gymnastik für Ausbildung des Gedächtnisses auf, ohne sich die Mühe zu nehmen zu der Untersuchung, was denn Gedächtniß eigentlich ist. Erst die realistischen Physiologen brachten diese Frage in's Klare, indem sie nachwiesen, daß das Gedächtniß eine organische Thätigkeit der Muskeln und Nerven ist. Dies klingt sehr nüchtern und materialistisch, trotzdem beweist die tägliche Erfahrung die Richtigkeit dieses Satzes.

Es gibt in der That ein Muskelgedächtniß, mit dessen Hilfe wir alle unsere Bewegungen ausführen, ohne welches wir nicht gehen, stehen, sprechen und arbeiten könnten. Gedächtniß kann man im Allgemeinen als angelernten und eingeübten Mechanismus der Nerven- und Muskelthätigkeit betrachten. Es wurde bereits öfter darauf hingewiesen, daß jene Thätigkeit in einer Veränderung der Ordnung der Molecülen besteht, welche ein electriccher Strom und chemischer Proceß veranlassen. Dieser Strom findet in der vorhandenen Lagerung der Molecülen ein Hinderniß, muß sich nach und nach ein bequemes Bett graben und auswählen, wie es die kleinen Wasserkanälchen des Regenwassers im Acker und auf der Straße thun, in denen sie hernach leicht abfließen und allemal diese gebahnte Straße wählen als die bequemste. In ähnlicher Weise machen sich Nervenregungen Bahnen und ziehn dann diese fertigen Bahnen den unfertigen vor oder müssen sie nach physikalischen Gesetzen vorziehen. Da nun die Nervenzellen als Heerde und Centren solcher Ströme unter sich in vielfacher Verbindung stehn und mehr oder minder viel Nerven- und Muskelfasern in Thätigkeit versetzen, so wird ein gebahnter Strom je nach seiner Breite und Stärke dieses ganze Netz von Fasern erregen, wenn er irgendwo einströmt und sich dann in alle Nebenkanäle verbreitet. Man nennt diese Erscheinungen, soweit sie sich auf Muskelbewegungen erstrecken, das Muskelgedächtniß, mit dessen Hilfe wir uns körperliche Fertigkeiten

erwerben. Dem Klavierspieler, dem angehenden Schreib- und Leseschüler, dem Gymnastiker werden die ersten Bewegungen schwer, aber durch wiederholte Uebung lernen die Muskeln sehr complicirte Bewegungen von selbst ausführen, wenn der Anstoß dazu gegeben wird. Dann verläuft das Ganze wie das Werk eines Mechanismus, weil ein Muskelbündel das andre zur gewohnten Mitthätigkeit anregt und sich alle ohne Weiteres anschließen, ohne daß sie einer besonderen Aufmerksamkeit oder eines Willensantriebes bedürfen.

Mit Hilfe des Muskelgedächtnisses vollbringen wir unwillkürlich nicht nur eingeübte und angelernte Bewegungen, sondern auch die Reflexe werden durch dasselbe möglich, namentlich wenn sie in Folge einer Sinnesempfindung entstehen. Kitzelt man einen Schlafenden in der Nase, so wird er mit der einen Hand zufahren, um den Kitzel zu entfernen; hält man ihm diese Hand fest, so nimmt er die andre, weil er diese Art der Abwehr beim Gefühl des Kitzels gewohnt ist. Das Kind dagegen muß es erst lernen, den Löffel beim Essen in den Mund zu bringen, und im Finsternen wird es kein Erwachsener wagen, auf der Gabel oder dem Messer Speise nach dem Mund zu führen, weil er denselben zu verfehlen und sich daher zu verwunden fürchtet, obshon die leere Hand ganz richtig den Mund und jeden Körpertheil im Finstern auffindet. Das Muskelgedächtniß ist sogar so sicher, wenn es von Sinnen unterstützt wird, daß es den Kraftaufwand sofort anwendet, welchen eine beabsichtigte Bewegung, ein Sprung, ein Schlag u. s. w. erfordert, um zu gelingen.

Was wir lernen nennen, das besteht im Grunde in der Nachahmung von etwas Vorgezeigten, und dies vollbringen wir mit Hilfe des Muskelgedächtnisses. Wenn das Kind lesen lernt, muß es sich die Kennzeichen der einzelnen Buchstaben und ihre Unterschiede merken und dabei genau auf den Laut sammt den Bewegungen der Sprachorgane achten, um so lange dasselbe zu versuchen, bis es den gehörten Laut genau wiedergiebt, also dieselben Muskel-, Zungen-, Kehlkopf- und Zungenbewegungen durchmacht, wie es der Lehrer zeigte. Beim Schreiben, Singen, Zeichnen u. s. w.

wiederholt sich derselbe Hergang. Selbst das Lernen und Verstehen von Gedanken beruht in Nachahmung der geordneten Bewegung von Vorstellungszellen, da ja die Vorstellungen im Gehirn des Schülers ebendenselben Kreislauf machen müssen wie in dem des Lehrers. Lernen setzt daher vielfache Uebung sowie geschärfte Wahrnehmungsorgane und angeborene Geschicklichkeit im Nachahmen und Auffassen voraus. Weil die Kinder aber verschieden d. h. individuell organisiert sind, so lernen sie nicht Alles und noch weniger lernen Alle gleich gut. Werden sie nach den Erfolgen der Nachahmungsversuche classificirt und gar bestraft oder belohnt, so haben sie dies in den seltensten Fällen dem guten Willen und Fleiße zu verdanken, sondern ihrer Organisation. Einige schwache Gesicht- oder Gehörnervensfasern, erkrankte oder fehlende Hirnganglien verursachen einen Unterschied der Kraftleistung, die man nicht mit Hilfe des Stockes, des Hungerns und Einsperrens ersetzen kann.

Was von den Muskeln gilt und ihren Bewegungsnerven, das findet seine Anwendung auf alle Nerven, daß sie wiederholte Reize leicht und bei der geringsten Anregung wiederholen, was man Erinnerung nennt, wenn die Anregung absichtlich geschieht. Man muß demnach annehmen, daß die Ganglien des Gehirns, wenn sie oft dieselbe gleiche Erregung aufnehmen, dieselben endlich derart festhalten, daß sie in der Veränderung ihrer Moleculen oder deren Bestandtheile beharren, in welche sie der electriche Strom des Reizes versetzte. Wird die Ganglienfaser dann gereizt, so regt sich die Ganglie, aber verändert sich nicht, und die Empfindung des gleichmäßigen Verhaltens der Ganglie, die Gleichheit und Dieselbigkeit dieses Zustandes stellt das dar, was wir Erinnerung nennen. Gedächtniß ist demnach ein angeborenes Vermögen, eine organische Thätigkeit, welche durch Uebung kann vergrößert werden; unter Erinnerung muß man die willkürliche Thätigkeit des Gedächtnisses verstehn. Jedenfalls entstehn Gedankenreihen, indem Gruppen von Ganglien gleichzeitig erregt werden, so daß jede Zelle ihren Theil an der ganzen Arbeit, eine einzelne Vorstellung, ausführt. Wiederholen sich diese gleichzeitigen Erregungen öfter, so reicht später die Er-

regung Einer Ganglie hin, um alle Mithelferinnen in Thätigkeit zu versetzen; es tritt die ganze Gedankenreihe in gewohnter Ordnung in's Gedächtniß. Oft pflanzen sich diese Erregungen auf Nachbargebiete fort, so daß wenn man z. B. ein Waldhorn hört, man sich einer Scene erinnert, in welcher man es mit besonderem Interesse hörte; man erinnert sich dann der Landschaft, der Personen und Gespräche, welche damals vorkamen. Ward in der Gruppe damals die eine oder andre Zelle nur schwach erregt und empfing nur einen schwachen Eindruck, so kann man sich darauf nicht recht bestunen, doch gelingt es oft, sie im Zusammenhange mit dem Ganzen klar und deutlich in der Erinnerung herzustellen.

Soll ein Eindruck im Gedächtniß haften, so muß er klar und stark sein, auch oft wiederholt werden, weshalb man besser memorirt, wenn man laut lernt, schwere Worte und Zahlen anschreibt, oder längere Gedankenreihen stückweise lernt. Gedichte behält man wegen des Rhythmus und Reimes leichter als Prosa, rhetorisch geordnete Prosa besser als trockene Abhandlungen, fremde Wörter und Zahlen am schwersten, weil man das nachhelfende ordnende und auffädelnde Denken nicht benutzen kann. Oft behält man nur die Hauptsachen mit Hilfe des Verstandes; dann fügen sich die einzelnen Bruchstücke der Erinnerung durch eingeschobene Satztheile an einander.

Die Erinnerung ist aber nicht etwa nur einfacher Mechanismus, wie es nach der bisherigen Darstellung scheinen könnte, sondern auch eine Urtheilsthätigkeit. Indem wir erkennen, dieselbe Gedankenreihe, dieselben Eindrücke bereits gehabt zu haben, was aus der Empfindung der Dieselbigkeit des Ganglienzustandes sich ergibt, so unterscheiden wir die bekannten Erregungen von andern ungleichen. Aus der Empfindung, sobald sie als Wahrnehmung in's Bewußtsein tritt, bildet sich das Urtheil der Gleichheit oder Ungleichheit. Wie Stimmungen und Zustände wechseln, so auch Empfindungen, Wahrnehmungen und Urtheile darüber. Denn wenn wir dasselbe empfinden, so bemerken wir nebenbei die Veranlassung, sei es die wirkliche oder vermeintliche, halten also die

Wahrnehmung für die Folge der wirkenden Ursache, bilden Schlüsse, und bei Wiederholungen nehmen wir diese Schlüsse mit in's Gedächtniß auf. Weil wir bemerken, daß jedesmal ein eigenthümlicher Knall erfolgt, wenn jemand eine Pistole abschießt, so verbinden wir beide Erfahrungen zu einem Schlußsatz und bewahren ihn als solchen im Gedächtniß. Hören wir einen Knall, so folgern wir in Folge der gegenseitigen Erregung der Gangliengruppe, daß eine Pistole abgeschossen wurde. Weitere Bemerkungen, die wir machten, belehren uns, ob der Schießende weit entfernt oder nahe ist, daß er nach der Scheibe schießt, wir ziehen auch die beobachteten Wirkungen, die Absicht des Schießenden mit in den Kreis der gleichzeitigen Ganglienerregung, bilden Folgerungen, Schlüsse, Urtheile u. s. w., treten also in Folge organischer Thätigkeit in das Gebiet der Logik, Satz- und Urtheilsbildung ein.

Wir nennen diese Thätigkeit der Nervenfasern der Gangliengruppen, sobald sie in das Gedächtniß und Bewußtsein mit eintreten, Erfahrung. Bei jeder Erinnerung tritt dann die logische Thätigkeit der Erfahrung mit hervor, welche letztere also eine weitere Verarbeitung der Wahrnehmungen ist, in welche sie einen Zusammenhang von Ursache und Folge, von Wirkung und Ursache bringt. Hierbei mögen besondere Gangliengruppen oder Faserverbindungen als Organe dienen, aber indem die Erfahrung sinnliche Eindrücke und Erlebnisse in logische Satzformen umgestaltet, entwickelt sie die seelische Thätigkeit weiter; weshalb Erfahrung die Lehrerin der Menschen und Thiere wird. Erst durch Erfahrung verwandeln sich chemische Prozesse in Denkformen, vergeistigt sich der sinnliche Stoff der Wahrnehmungen, bilden sich Ketten von Urtheilen u. s. w., und in den meisten Gebieten des seelischen Lebens wird nur durch Erfahrung ein Fortschritt, eine tiefere Erkenntniß möglich. Die Erinnerung tritt in der Erfahrung als schaffende, sichtende, klärende Macht auf. Der viel verfolgte Sperling wird pfliffig und raffiniert durch Erfahrung, das wohl behütete und gepflegte Schaf verdummt, weil es wenig Erfahrungen zu machen braucht. Manche Philosophen begründen alle Fortschritte und Gesetze des Denkens auf

die Erfahrung, weil sie sinnliche Wahrnehmung, Gedächtniß und Urtheil zu einem fertigen Ganzen verbindet. Der Anschauungsunterricht ist im Grunde eine Sammlung von Erfahrungen, mit jeder Uebung sammelt man Erfahrungen, die Erziehung selbst wurzelt in ihrer Wirkung in der Erinnerung gemachter Erfahrungen, man erwarb Lohn oder Strafe, hatte gute oder schlimme Folgen der Handlungen auszuhalten. In der Erfahrung treten uns ganze Gedankenreihen in's Gedächtniß und regen zum Nachdenken vor dem Entschluß zu einer Handlung an.

Mit der Erfahrung treten wir aus dem niedern Seelenleben in das höhere über, welches sich dann zur freien Thätigkeit des Geistes entwickeln kann. Erfahrung macht klug. Ein Kind, welches bei Gehversuchen oft fällt, lernt durch Erfahrung Vorsicht, Aufmerksamkeit und Ueberlegung; Vorschriften und ängstliches Zurufen der Mutter machen das Kind verlegen, unsicher; aber durch Erfahrung lernt es Geschicklichkeit, Selbstvertrauen und Muth.

9. Das Bewußtsein.

Der Ausdruck „Bewußtsein“ wird in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht, namentlich machen sich die Philosophen viel mit ihm zu schaffen und unterscheiden sogar ein Bewußtsein von einem Selbstbewußtsein, wie es gerade in die Schablone ihres Systems paßt; denn nichts geht über das System, d. h. das philosophische Dogma und Stichwort. Nimmt man die Sache, wie sie ist, so sieht sie etwas anders aus; denn unter dem Bewußtsein kann man nur jene Vorstellungen u. s. w. verstehen, welche dem Gedächtniß gegenwärtig sind. Genauer ausgedrückt umfaßt das Bewußtsein alle aus Wahrnehmungen hervorgegangenen Vorstellungen, deren man sich erinnern kann, sobald man sie gebraucht, von denen man also weiß, daß sie vorhanden sind, über welche man verfügen kann wie über ein angesammeltes Kapital. In Summa: das Bewußtsein ist der Vorrath von Vorstellungen u. s. w., von denen man weiß, daß man sie hat, daß sie im Gedächtniß verbucht und ver-

zeichnet sind. Mithin darf man kein besonderes Geistesvermögen darunter verstehen, sondern nur die Summe des Wissens, der vorhandenen Erfahrungen, Wahrnehmungen, Urtheile u. dgl.

Bewußtsein ist das Reservoir der erworbenen Vorstellungen, und zugleich Füllung für neue Kraftleistungen. Wenn man ein Wasserreservoir für Dampfmaschinen füllt, so laufen gar viele Tropfen vorbei; auf gleiche Weise gelangen nicht alle Wahrnehmungen und Vorstellungen in's Bewußtsein. Zwar sind sie vorhanden, denn in der Natur kann nichts verloren gehen, weil nichts aus der Natur, d. h. dem Dasein der Dinge, heraus kann. Im Gewirr und Zufließen der Wahrnehmungen werden aber einzelne nicht bemerkt, bleiben unbeachtet in einem Winkel stehen, aber wenn das Getümmel vorüber, der Horizont des Gehirns klarer wird, dann treten gar manche Wahrnehmungen aus dunkeln Winkeln hervor in die Lichte des Bewußtseins, so daß man sich oft wundert, daß man dieses und jenes weiß, gesehen, gehört hat. Mithin muß man das Bewußtsein für eine sehr wandelbare Masse halten, welche in steter Veränderung begriffen ist. Denn einestheils lernt man täglich Neues, muß vorhandene Urtheile berichtigen und umgestalten, andertheils wirft man Vorurtheile über Bord u. s. w. Wie der Mensch täglich und stündlich in Folge des Stoffumsatzes in körperlicher Beziehung unmerklich ein anderer wird, so geschieht dasselbe in seinem seelischen Leben. Was er am Vormittage für eine unangreifbare Wahrheit hielt, das erachtet er in Folge eines Gesprächs beim Mittagstisch für ein Vorurtheil, für einen überwundenen Standpunkt. Im Großen erkennt man die Naturwahrheit dieses Sages an der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung, die so gern sagt: vox populi, vox dei, und doch wetterwendisch ist mehr als Aprilwetter. Ein Kind hat später als Jüngling, als Mann, als Greis, als Beamter des Staats, als Rentier, als Fabrikant, als Aktienbesitzer ein anderes Bewußtsein, je nachdem die Papiere stehen und die Minister befehlen. Der Verbrecher hat seine That und deren Veranlassung recht gut im Bewußtsein, aber er verleugnet sie. Der Schuldner weiß recht gut, wem und wie viel er schuldig

ist, aber er thut, als wüßte er nichts. Ein Mensch mit schwachem Gedächtniß und geringer Erinnerungskraft hat ein dürftiges Bewußtsein nicht aus böswilliger Absicht, sondern weil sein Gedächtniß nicht entwickelt ist. Dagegen weiß die unwissende Bauersfrau von jedem Dorfbewohner, woher er stammt, wie viel Kinder er hat, an wen diese verheirathet sind, was aus ihnen wurde u. dgl., also besteht ihr Bewußtsein aus solchem werthlosen Wissen. Von sich, ihrer Natur, ihren Mängeln weiß sie nichts und hält es für Beleidigung, wenn man sie auf ihre Geistesarmut aufmerksam macht. Worin besteht also ihr Bewußtsein? In Wahrnehmungen und Erinnerungen.

Jeder lebendige Organismus hat sein Bewußtsein im weitesten Sinne des Wortes; denn im Bewußtsein liegt als Urgrund das Lebensgefühl, dessen Einheit und Concentration unserer Beobachtung als Bewußtsein entgegentritt. Wenn der Baum seine Blätter entfaltet oder zusammenrollt, so spricht sich darin ein kosmisches oder telurisches Gemeingefühl aus, welches man für den Embryo des Bewußtseins halten muß. Weil man aber nur das wissen kann, was im Gehirn erzeugt wird und vorgeht, so enthält das Bewußtsein nur die bewußten Erzeugnisse der Gehirnthätigkeit, also den Inhalt unseres Selbst. Mithin bleibt es schwer, ein Bewußtsein neben und unter das Selbstbewußtsein zu stellen. Philosophen als Denkforscher behaupten, das Selbstbewußtsein habe das Eigenthümliche, daß es das wissende Individuum von andern unterscheidet und sich als Besonderheit kenne. Indessen das niedrigste Thier empfindet sich als ein Ich. Wenn man den Schmetterling fangen, die Raupe vom Blatt wegnehmen, den Polypen aus dem Kalkstock herausziehen, den Hund prügeln will, so streben diese Geschöpfe sich zu entziehen, weil sie fühlen, daß ein fremder Wille ihnen Gewalt anthut. Darin spricht sich das Selbstgefühl, die Persönlichkeit, der eigene Wille aus, wenn auch nur in seinem Uranfange. Die eitlen Menschen glaubten Jahrtausende, die Welt mit ihren Gestirnen und Geschöpfen sei nur des Menschen wegen da, wogegen man gegenwärtig mit Recht sagt, der Mensch ist nur ein Glied in

der unendlichen Reihe der Dinge; was unter ihm steht, das weiß er, kennt aber das über ihm Stehende nicht, sondern nennt es Engel, Teufel, Götter, Naturdinge u. s. w. Gerade so verhält es sich wahrscheinlich mit dem Selbstbewußtsein, welches der Mensch als sein Vorrecht beansprucht, welches aber jedes Wesen besitzt, dem Nerven verliehen sind. Wir können in eine Vogel-, Walfisch- und Hundeseele nicht hineinschauen, wissen nichts von ihr und sagen dann, sie hat dieses und jenes nicht, weil wir nichts davon wissen.

Bewußtsein kann nichts Besonderes sein, sondern nur der Vorrath des Gedächtnisses, der uns zu Gebote steht, wenn wir seiner bedürfen. Daher bleibt es eine veränderliche Größe. Bei einem Schlag vor den Kopf, bei Ohnmacht und Erbrechen schwindet es, weil die Thätigkeit der Hirnganglien gehemmt wurde, und taucht wieder auf, wenn das Hemmniß beseitigt ist. Der Sprachgebrauch verwechselt es oft mit Gewissen, mit dem Vorrath von sittlichen Ideen; daher sagt man, daß man sich dessen und dessen nicht bewußt sei, d. h. daß man es nicht gethan hat. Dagegen lehrt sorgfältige Beobachtung, daß unter Bewußtsein vorzugsweise der Schatz von Erfahrungen und Erfahrungserinnerungen zu verstehen ist, der Vorrath von Vorstellungen und Gedanken. Sinkt ein Splitter des Schädelfnochens in's Gehirn oder bildet sich in diesem eine Eiterung, so verliert das ganze Gehirn oder nur der kranke Theil das Bewußtsein, denn er kann nicht mehr thätig sein in der Reproduction der Gedächtnißbilder, aus denen neue Vorstellungsverbindungen erwachsen. Drückt man einen Käfer auf einen Fuß, so sucht er sich loszuarbeiten, weiß also recht wohl, daß er an der Ausübung seines Willens gehindert wird, hat also ein Selbstbewußtsein, welches in Form der Nervenreflexe erscheint.

Mit dem Bewußtsein als dem summarischen Gedächtniß der Vorstellungen, Empfindungen und Erfahrungen schließt das elementare Leben der Seele ab; denn sobald sich dieses erweitert und specialisirt, erhält auch das Bewußtsein einen andern Inhalt, tritt es unter die Oberleitung der ausgebildeten Vorstellungen, weshalb der gebildete Mensch ein anderes Bewußtsein hat als der ungebildete,

der Mensch ein anderes als das Thier. Bewußtsein wird daher nur zu einem theoretischen Begriff, als Ding für sich existirt es nicht, weil es nur eine Abstraction oder Summation des systematisirenden Verstandes ist.

Zweites Kapitel.

Das organische Leben der Seele.

I. Die Vorstellungsthätigkeiten der Seele.

1. Erweiterung der Vorstellungen zu Vorstellungsreihen.

Will man über das Wesen der Vorstellungen in's Klare kommen, so muß man sich von der Meinung lossagen, als bilde Leib und Seele einen Gegensatz. Seele ist nur das Erzeugniß der organischen Thätigkeit der Nerven. Die Physiker erklären viele Erscheinungen des kosmischen Lebens, z. B. Licht, Wärme, Electricität u. s. w. aus dem Dasein eines Aethers, obschon man diesen nicht kennt. Die Bewegung seiner Molecülen erzeugt jene Erscheinungen, denen man lange Zeit ein stoffliches Dasein als unwägbare Materien zuschrieb. Leben ist Bewegung, ein stetes Kreisen der Atome, und so waltet auch im menschlichen Körper die stete Veränderung, der stete Umsatz der Bewegungen, indem eine sich in die andere umsetzt. Was wir als Wirkung dieser Bewegungsarten sehen, das nennen wir Kraft, und meinen, einen besondern Stoff, ein besonderes Wesen in derselben gefunden zu haben, obschon es nur die Folge einer Ursache, die Wirkung einer Molecularbewegung ist. Im Nervensystem kreisen solche Bewegungen, deren electricische und chemische Natur sowie deren physikalische Bewegungsgesetze wir

bereits zu erkennen beginnen. Daraus ergibt sich, daß das, was man Geistesvermögen oder Seelenkräfte nennt, nur verschiedene Erscheinungsformen eines electro-chemischen Prozesses, eine Auslösung von Spannkraften sein können. Unsere Sprache ist zu arm und unbestimmt in der Bezeichnung seelischer Vorgänge, weshalb wir so oft in falsche Auffassung gerathen.

In Folge der Ernährung und der stoffverzehrenden Thätigkeit muß in den Nerven ein steter Stoffwechsel vor sich gehen, wenn auch innerhalb normaler Grenzen. Es stehen die Sinnesnerven aber auch mit der Außenwelt in Verbindung, empfangen Reize und Eindrücke, welche ihrerseits wieder in den Stoffwechsel eingreifen, der gegen diese Wirkungen reagirt, bis er überwältigt wird oder sich siegreich behauptet. Diese Bewegung der Molecülen geht bis zu den Nervenwurzeln im Centrum der Sinnesempfindung, bewirkt dort ein besonderes Spannungsverhältniß der Molecülen, welches wir Empfindung nennen. Steigert sich die Spannung im Centrum, so strebt sie nach Auslösung, d. h. die Bewegung pflanzt sich auf neuen Bahnen nach den Ganglien der Gehirnrinde fort, wo sie zur Wahrnehmung wird. Das heißt, die Empfindung des veränderten Zustandes der Hirnganglien kommt uns auf bisher unerklärte Weise als Wahrnehmung zum Bewußtsein, als Rohstoff einer Vorstellung. Weil aber die Nerven in verschiedener Stimmung und Stärke- oder Schwächezustande sind, wir aber uns jede Empfindung aus vielen Nervenfaserberichten bestehend denken müssen, so gelangen nicht alle zur Wahrnehmung, die also lückenhaft ist und durch Wiederholung vervollständigt wird. Schon hieraus kann man folgern, daß Wahrnehmungen und Empfindungen sehr individueller Natur sind und von der allgemeinen Stimmung sowie von der Beschaffenheit der leitenden Organe in Betreff der Klarheit, Stärke und Inhalt abhängen.

Es wirkt aber bei der Entstehung der Wahrnehmungen und bei der Umbildung derselben in Vorstellungen auch die Aufmerksamkeit mit, jener von innen kommende Trieb, der sich bis zum Interesse steigern kann. Aufmerksamkeit ist der Anfang eines Willens,

die Geneigtheit, Eindrücke aufzunehmen; von dieser Seite also eine Gemüthserrregung. Manche Psychologen halten sie für das Hervortreten und Durchscheinen der Seele als des Urgrundes aller Bewegung. Wir wollen dies nicht bestreiten, weil in jedem feelischen Vorgange natürlich die Seele thätig sein und zum Vorschein kommen muß. Indessen das Wie der Entstehung der Aufmerksamkeit wird damit nicht erklärt, man muß vielmehr zurückgreifen auf die sinnliche Grundlage, um sich den Vorgang faßbar zu machen, und unwillkürliche und absichtliche Aufmerksamkeit streng unterscheiden, denn jene ist rein sinnlicher, physikalischer Natur, diese entsteht aus Vorstellungs- und Gemüthsthätigkeit, die als Wille zur That d. h. zur äußeren Erscheinung werden.

Was man unwillkürliche Aufmerksamkeit nennt, das ist nur ein heftiger Nervenreiz, welcher die Widerstände in den Nerven bewältigt. Lehrer machen davon oft Gebrauch, und deshalb wirkt dieses Mittel zulezt wenig. Ist die Klasse unrubig, so schreit sie der Lehrer nieder, er klopft, schlägt auf den Tisch, pausirt u. s. w., d. h. er erregt die Hörnerven heftig oder unterbricht durch die Pause des Innehaltens in der Rede den monotonen Vortrag und die ermüdende Nervenreizung. Aber damit fesselt er die Aufmerksamkeit nicht, sondern unterbricht nur einstweilig den Lauf der Wahrnehmungen, lenkt sie auf den stärkeren Reiz. Ebenso können Lichtreflexe, Geruchsempfindungen durch übermächtige Eindrücke die Wahrnehmungen fesseln und dadurch zu neuen, andersgearteten Vorstellungsreihen führen, was man Zerstreutheit nennt, weil die Vorstellungsreihen sich nicht zusammenhängend entwickeln, sondern rasch und unvermittelt von einer Wahrnehmung zur andern überspringen.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß durch Zwischenfälle der ruhige Verlauf an einander gereihter Wahrnehmungen unterbrochen wird und in Folge davon neue Vorstellungen anderer Art sich zu entwickeln beginnen: Hört z. B. Jemand dem Prediger aufmerksam zu und es dringt ein Sperling in die Kirche, fliegt ängstlich hin und her, weil er gern wieder entfliehen möchte, so

wird der Verlauf der Vorstellungen unterbrochen, weil neue Vorstellungen hervortreten. Man fragt: Wo kam der Sperling her? Wird er einen Ausweg finden? Was wird sein Schicksal sein? Wird er den Redner nicht in Verlegenheit bringen? Also laufen neben den begonnenen Vorstellungsreihen plötzlich Gedanken anderer Art neben her, verdrängen jene, und man kommt aus dem Zusammenhange. Endlich kommt es häufig vor, daß man beim Lesen oder Hören einen Gedanken findet, welcher besonders interessiert, so daß man sich ihm zuwendet, ihn weiter verfolgt, eigene Gedanken einmischt und dabei auf ein ganz anderes Thema kommt. Dieses Hin- und Herschwanke des Interesses und Uberspringen von einer Vorstellungsreihe zu einer ganz andern charakterisirt die Zerstreuung als Schwäche, neuen sinnlichen Reizen zu widerstehen, um begonnene Vorstellungsreihen bis zum Abschluß zu entwickeln. Je öfter sich ein Lehrer durch Zwischenbemerkungen, Strafreden, Ruhegebieten und Aufschlagen unterbricht, um so mehr befördert er die Zerstreuung seiner Schüler, und ist zuletzt gar noch im Stande, die Schüler deshalb zu bestrafen, weil sie sich durch seine wiederholten Abschweifungen vom Thema zerstreuen ließen.

Man kann jene unwillkürliche Aufmerksamkeit also füglich nicht Aufmerksamkeit nennen, sondern einen verstärkten sinnlichen Reiz. Die wahre Aufmerksamkeit geht von den Vorstellungsorganen aus, welche wieder von den Gefühlsorganen angeregt werden, so daß das Streben oder Verlangen entsteht, einem ansprechenden Vorstellungsverlaufe sich hinzugeben. Will Jemand ein Experiment vormachen, eine Rede halten u. dgl. und sagt uns das Thema zu, entspricht es unserer Stimmung, Neigung und Interesse, sympathisiren wir also, so tritt in den erregten Gefühlsorganen eine Spannung ein, welche sich entladen will. Diese Gefühlsregung kommt in den Vorstellungsorganen zur Auslösung ihrer Kraft, insofern die Vorstellung von dem zu Erwarteten und seinem Genuße die Vorstellungsorgane in Spannung versetzt, welche als Willenstrieb geneigt macht, die kommenden Vorstellungen mit aller Kraft aufzunehmen, alle Hindernisse zu beseitigen, indem durch die Vor-

stellungskraft der Willensrichtung die hemmenden Organe abgeschwächt werden. Will man Musik recht genießen, so schließt man die Augen, um Gesichtseindrücke zu vermeiden.

Will man Aufmerksamkeit erregen, so muß entweder bereits ein Interesse vorhanden sein, d. h. ein sympathisirender Zustand der Vorstellungsorgane, oder es muß geweckt werden. Die erste Anregung zur Aufmerksamkeit geht stets von einer Gemüthsregung aus, weil man Gefallen an dem zu erwartenden Eindrücke, eine Neigung, eine vorgefaßte Meinung von dem bevorstehenden Genuße haben muß. Für Unangenehmes, Nichtansprechendes hat man keine Aufmerksamkeit, weil die Neigung, die Willensbereitschaft fehlt. Ein Schüler, der für Geographie kein Interesse besitzt, wird nie aufmerksam sein, weil dazu die erforderliche Spannung der Vorstellungsorgane fehlt, wodurch er unempfindlich wird. Die ganze Bewegung der Vorstellungen weicht vor der Apathie der Organe zurück, findet in den energielosen Organen keinen Eingang, kann nicht wirken, d. h. sie zur Spannung der Action bringen.

Jede Gesamtempfindung besteht aus der Vereinigung, d. h. dem gleichzeitigen Eintreffen vieler Einzelpfindungen, weil jedes Ende einer Nervenfasernach dem Centrum rapportirt. Schon unterwegs mögen in den Nervenkerne Veränderungen der Rapporte vorgehn, von denen wir aber bis jetzt durchaus nichts wissen. Aus vielen Empfindungen entsteht als Einheit in den Ganglien eine Wahrnehmung und verschiedene gleichzeitige Wahrnehmungen bilden eine Anschauung, welche, in's Abstracte überfetzt, nun Vorstellung, d. h. eine gedachte, im Gedächtniß erneuerte Anschauung ist, weshalb die Vorstellung nie ganz der Anschauung entspricht, weil nicht alle Theile der Anschauung gleichzeitig und gleich stark eintreten.

Die Vorstellung erscheint als etwas Fertiges, Selbständiges, mit welchem man Zusammenfügungen, Erweiterungen und Ketten bilden kann, wie es jeder gesprochene Satz beweist, den man dann als Begriff oder Gedanke wieder zu einer Einheit zusammenfaßt, und der seine besonderen Organe haben mag. Nach dieser Seite hin kann man das Denken als einen Mechanismus auffassen, wie

Träume, Visionen, Delirien, gedankenloses Reden und Phantasterei es klar beweisen.

Jede Wahrnehmung meldet nur den zufälligen Zustand der wahrgenommenen Empfindung, mithin muß auch die Vorstellung als das Erinnerungsbild der Anschauung mehr oder minder einseitig sein und bedarf der Verbesserung. Dies geschieht, indem die verschiedenen Sinne ihre Wahrnehmungen mit einander vergleichen, sich gegenseitig berichtigen und ergänzen, und dadurch die Vorstellung der Wahrheit näher bringen. Die Bildung der Vorstellungen geschieht also durch Verschmelzung, durch Ergänzung und Umformung, an welcher wir eigentlich Zeitleben arbeiten. Wie die Verdauungsorgane die Fähigkeit haben, Nahrungstoffe chemisch zu zerlegen und in Blut umzuwandeln, so haben auch die Vorstellungsorgane ein solches Assimilationsvermögen, indem sie sinnliche Eindrücke, wenn sie gleichzeitig oder neben einander oder regelrecht nach einander erscheinen, zu einem Ganzen vereinigen, und durch Fortsetzung dieses Prozesses Begriffe erzeugen als rein geistige Gebilde, welche mit den wirklichen Dingen nichts gemein haben, ihnen auch wohl gar nicht entsprechen und dann Irrthum heißen.

Für den Unterricht und das Erkennen im Allgemeinen sind die Bildung und Entwicklung der Vorstellungen von der größten Wichtigkeit, weshalb man mit deren sinnlicher Grundlage, der Anschauung, anfängt. Man läßt den vorgelegten Gegenstand als Ganzes, nach Größe, Farbe und Gestalt betrachten, benennt ihn, zeigt ihn von verschiedenen Seiten, beachtet dann die einzelnen Theile, ihr Verhältniß zu einander und zum Ganzen, ihre Zahl und ihren Zweck, und faßt dann diese einzelnen Wahrnehmungen wieder zu einer Gesamtausschauung zusammen. Wiederholt man diese Uebungen, so gewöhnen sich die Ganglien daran, gleichzeitig sich erregen zu lassen und mittels dieses Gedächtnisses erscheint das äußere Ding im Gehirn als Vorstellung. Die Ganglien sind gewohnt, in einen gewissen Erregungszustand sich versetzt zu fühlen, wenn man z. B. den Hofhund sieht. Reizt man die Nerven durch den Willenstrieb des Sicherinnernwollens, so müssen die erregten

Ganglien das produciren, was sie als Inhalt, als bleibenden Eindruck, als eingprägtes Bild besitzen. Bei jeder Erregung treten diese Bilder hervor und wir nennen dies Erinnerung, müssen daher voraussetzen, daß Erinnerung nur dann möglich wird, wenn durch öftere Wiederholung desselben Eindruckes die betreffende Ganglie einen bleibenden Zustand angenommen, sich gewissermaßen mit einem bestimmten Inhalte angefüllt hat. Wird die Ganglie lange Zeit nicht benutzt, so erleidet sie durch den Stoffwechsel nach und nach eine Umstimmung oder sie erschlafft (verfettet) in Folge der Trägheit, und wir vergessen (verlieren) den Inhalt der Ganglie.

Sieht ein Kind einen Baum, so empfindet das Auge zunächst die Farbe grün, und weil sich bei jedem Baume dieser Sinnesindruck wiederholt, so gewöhnt sich das Kind daran, die grüne Farbe für ein Merkmal der Bäume zu halten, bis es im Herbst bemerkt, daß die Blätter sich färben und es nun die Anschauung verbessern muß. Außerdem prägt sich der Umriss des Baumes ein, es lernt nach und nach Blätter, Stamm und Zweige unterscheiden, ohne sie bezeichnen zu können, wohl aber empfindet es den Unterschied der Größe einzelner Bäume und lernt die Unterschiede von Groß und Klein kennen. Daraus macht es sich nach und nach aus Erfahrung ein allgemeines Bild von einem Baume. Es hört aber auch einen Vogel auf dem Baume singen, sieht ihn sich bewegen, fortfliegen und wiederkommen, woraus es bei den wechselnden Eindrücken folgert, daß der Vogel nicht zum Bilde des Baumes nothwendig gehört, wogegen die Frucht an derselben Stelle bemerkt wird, bis sie abfällt. Hört das Kind dagegen jenen Vogel schreien, so fügt es dem Gesichtsbild des Vogels die Eigenschaft der Stimme hinzu, weil es beide Eigenschaften zu gleicher Zeit wahrzunehmen pflegt. Am Apfel, den es vom Baume pflückt, lernt es den Wohlgeschmack kennen und verbindet mit der Vorstellung vom Apfelbaume als besondres Kennzeichen die Vorstellung einer genießbaren Frucht.

Auf diese Weise vervollständigen sich die Vorstellungen, indem

an den Dingen Eigenschaften wahrgenommen werden, zu denen auch Thätigkeiten kommen. So treten nach und nach zu den Anschauungsbildern der sinnlichen Wahrnehmung solche Vorstellungen, die man durch Beobachten und Nachdenken gewinnt. Da sie oft zu gleicher Zeit vor die Sinne treten, so vereinigen sich diese verschiedenen Sinneindrücke zu einem Ganzen, welches wesentliche und unwesentliche Merkmale enthält, welche nach fortgesetzter Erfahrung unterschieden und in Haupt- und Eigenschaftswörter getheilt werden. Aber auch Handlungen werden bemerkt, in denen Eigenschaften hervortreten, und so tritt das Zeitwort hinzu mit Entwicklung der Vorstellungen, die bereits in reines Denken (Urtheilen) übergehn, wozu die Sprache zwingt, in denen das Kind seine Vorstellungen aus Nachahmung auszudrücken gezwungen ist.

Es verschmelzen demnach nicht nur sinnliche Eindrücke, sondern auch Reflexionen über das Wahrgenommene. Zudem sie diese zum Grundstock nehmen, setzen sich die einzelnen Bemerkungen als Dazugehöriges an, und wenn eine Hauptganglie erregt wird, treten die übrigen in Thätigkeit, wodurch die Vorstellung zu einem umfassenden Ganzen wird. Nicht nur Verwandtes, Zugehöriges und Gleichzeitiges, z. B. Farbe, Rauschen und Fließen des Baches, vereinigen sich nach und nach, sondern auch dazu Gedachtes. Man hat im Bache z. B. Fische gesehen, hat ihn durchwatet, aus ihm getrunken u. s. w., und diese Nebenumstände vervollständigen das Erinnerungsbild des Baches und seiner Eigenthümlichkeiten. Selbst Gegensätze schließen sich gern an, besonders wenn sie sinnlich hervortreten; die Eiche ist groß, der Hund darunter klein, das Blatt grün, die Pflaume blau. Die Unterschiede, welche das Urtheil auffindet, heben andre Merkmale in Folge der Vergleichung hervor, wie ja der sprachbildende Unterricht auf dieselbe Weise verfährt oder verfahren sollte. Behandelt man solche Vorstellungen oft in derselben Reihenfolge oder nach derselben Methode, so treten sie auch gemeinsam in das Gedächtniß, um die Grundvorstellung zu erweitern. Verfährt man auf dieselbe Weise mit verschiedenen Vorstellungen, indem man irgend eine Beziehung derselben zu einander als Binde-

mittel benutzt, so müssen Vorstellungsreihen, entwickelte Sätze und Urtheile entstehen, bis man Fertigkeit genug besitzt, selbständig ohne sinnliche Anregung mit Hilfe des Erfahrungsschatzes Gedankenreihen zu entwickeln, wozu sehr bald die Abstraction der Sprache und ihrer Formwörter zwingt.

Es bedarf aber auch ein Sinn des andern, um die Vorstellungen zu berichtigen. Man lernt das Eis erst kennen, wenn man es nicht nur gesehen, sondern betastet und betreten hat. Holz und Eisen lernt das Kind nur durch Betasten unterscheiden, wozu das bloße Sehen nicht ausreicht, Zucker und Salz muß das Kind kosten, um es sicher zu unterscheiden. Ist dies geschahn, so verbinden sich die verschiedenen Sinnesindrücke, weil sie sich auf denselben Gegenstand beziehen, zu einer Gesamtvorstellung, welche aber bereits durch die Thätigkeit des Vergleichens, Unterscheidens und Urtheilens zu Stande kam.

Die Bildung der Vorstellungen muß man also für einen angeborenen und angelernten Mechanismus der organischen Thätigkeit halten, denn auch Thiere haben Vorstellungen, bei Kindern entwickelt sich mit den Monaten und Jahren das Denk- und Sprachvermögen, und im Traum, in Delirien u. s. w. verrichten die Organe eine rege, wenn auch ungeleitete Denkhätigkeit. Die gewöhnliche Unterhaltung der Menschen besteht aus mechanischer Redefertigkeit, denn es kommen ihnen Worte und Gedanken auf die Zunge, von denen sie erst im Augenblick des Sprechens erfahren und nichts mehr von ihnen wissen, wenn sie fertig sind. Dieselbe Beobachtung macht man an leidenschaftlich Erregten, welche sich in heftigen Reden ergießen und hernach manches bereuen, was sie gesagt haben, weil sie in der heftigen Aufregung sprachen ohne zu wissen, was sie sagten. Trunkenen geht es ebenso, Wein macht bekanntlich redselig und gesanglustig.

Solche Thatsachen zwingen zu der Annahme, daß der Organismus die Verbindung und Entwicklung der Vorstellungen zum Theil automatisch besorgt wie Bewegungen und Ernährung. Nicht umsonst besitzen wir Millionen von Gehirnganglien, und

Nervenfaser, welche jedenfalls engere und weitere Gruppen bilden und unter einander durch zuleitende Fasern in vielfacher Wechselbeziehung stehen, sich also gegenseitig anregen. Jede Zelle füllt sich mit einem bestimmten Inhalt, mit einer Wahrnehmung, weil jede einzelne Sinnesnervenfaser nur in Einer Zelle endigt, so daß derselbe Reiz stets dieselbe Ganglie trifft, wogegen sie andre nicht annehmen kann, weil ihr diese nicht zugeleitet werden. Verwandte, gleichzeitige Wahrnehmungen, die stets gemeinsam erregt werden, treten dann in der Anschauung als Ganzes auf, wie ja ein Gesichtsbild als Ganzes empfunden wird, obschon es aus unendlich vielen Lichtpunkthchen sich zusammensetzt. Dieses Zusammenfassen der Vorstellungen als Einheit und als Reihe organisch fortwachsender Einheiten geschieht durch das Gedächtniß und Bewußtsein, das seelische Ich. Daher mag ein starkes oder schwaches Gedächtniß zum Theil in der Masse und Stärke der Wahrnehmungsganglien seinen Grund haben. Würde jede einzelne Ganglie verschiedenen Inhalt aufnehmen, so dürfte es vielfache Verwechslungen und Unordnungen geben. Nehmen wir aber an, daß jede Sinneswahrnehmung im Gehirn seine besondern Zellen als Centren hat, so läßt sich leicht erklären, daß das, was gleichzeitig von den Sinnen vernommen wird, im Gehirn gleichzeitig erscheint und in dieser Weise mittels der Verbindungsfasern im Gedächtniß erhalten wird.

Es ist zugestandene Thatsache, daß Träume und Visionen in Wahrheit nur Erzeugniß der Hirnganglien sind. Hat man etwas gehört, überdacht oder nur flüchtig beachtet, und tritt dann die Ruhe des Schlafes ein, so kann der Fall eintreten, daß einige Ganglien noch in Thätigkeit bleiben, oder noch kräftig sind, und bei der Erholung durch den Schlaf sich regen in Folge der vorhandenen Ueberfülle ihrer Spannung. Indem sie thätig werden, reproduciren sie mechanisch ihren Inhalt und regen die Ganglien zur Mithilfe an, welche sich bereits erholt haben oder mit ihnen in Verbindung stehen. Daher entwickelt sich ein Gewirr vielartiger Vorstellungen, denen der innere Zusammenhang fehlt, eine Menge von

Bildern, die in Hast vor dem Bewußtsein vorüberschießen, und auf welche man sich nie recht besinnen kann, weil der Zusammenhang fehlt. Es geschieht z. B. etwas im Traume, dazu dichtet der Mechanismus der Bewegung Ursache, Folgen u. s. w., weil das Gehirn solche Thätigkeit gewohnt ist. Werden auch Sinnesnerven ergriffen, so reproduciren sie mechanisch ihren Inhalt; man hört sprechen, sieht Personen u. s. w., weil die Vorstellungen ihr Bild auf die Sinnesnerven reflectiren, wo es nun Erregungszustand wird, wir aber nach gewohnter Weise das in die Außenwelt versetzen als Gestalt und Ton, was in den Ganglien vorgeht.

Oft veranlassen körperliche Zustände Träume. Man liegt z. B. unbequem, fühlt Athmungsbeschwerden, der Blutumlauf wird erschwert oder erleichtert, daraus entsteht ein Gemeingefühl, und nun sucht der Verstand den Grund dieses Gefühls aus der Fülle seiner Erfahrungen. Hat man Angst, so wird man im Traume von Däsen, Räubern u. s. w. verfolgt, geht schwindelnde Wege, klettert auf Balkengerüst u. s. w. Solche Ursachen schiebt die Reflexion dem Gefühle unter, reizt die Sinnesnerven zur Thätigkeit, und nun sehn wir den Däsen, hören Flintenschüsse u. s. w. Die Visionen schwärmerischer Personen darf man also nicht für Lügen halten, sondern sie sind Sinnestäuschungen, indem das, was das feste Nachsinnen, das Hin- und Herdenken mächtig aufregt, so gewaltig auf die Sinne wirkt, daß diese das Gedachte reflectiren und als sinnliche Wahrnehmung erscheinen lassen. Der Furchtsame sieht Gefahren, im wehenden Strauche einen lauernenden Räuber, im aufgehängten Hemd ein Gespenst, weil er sich solche Dinge vorstellt, so lebhaft, daß die Sinne es reproduciren als wirkliche Erscheinungen. Dem Ruthigen, Hoffnungsvollen erscheinen seine Wünsche und Erwartungen bereits als Thatfachen, er sieht das Kommende bereits als unausbleibliche Erscheinung, und dies kräftigt seinen Entschluß.

Alle diese Erscheinungen, daß Gedachtes sinnliche Form des Daseins annimmt, nennt man Phantastie. Wenn der Knabe sein Steckenpferd füttert, so sieht er es fressen, wenn er sich auf's Stecken-

pferd setzt, so steht er es laufen, hält seine Bewegungen für die des Pferdes. Wenn der Schneider ein Kleid zuschneidet, so steht er schon, wie es sich ausnehmen wird, wenn es fertig ist. Der Künstler seinerseits sieht oder hört die Ideen verkörpert, die sein künstlerisches Denken erzeugt. Der Dichtler hört die Melodie seiner Empfindungen, die Noten kommen ihm in die Feder, ohne daß er an Generalbaß und Contrapunkt denkt, dem Dichter fallen Verse, Reime, Bilder, Rhythmus plötzlich ein; muß er lange an der Feder kauen, so wird das Gedicht ein gemachtes, aber kein künstlerisches. Es steckt also in der Phantasie ein Gedächtniß; es treten Wahrnehmungen vor das Bewußtsein, die dem Zustande der Begeisterung entsprechen, und welche nun der Geist so umformt, daß sie vollständig das Empfundene darstellen. Je nach Stimmung und Persönlichkeit giebt es verschiedene Stärkgrade und Arten der Phantasie; aber kein Mensch entbehrt derselben, selbst Thiere haben sie, wie sie auch Träume haben, namentlich bei Hunden und Singvögeln ist diese Thatsache erwiesen. Droht man dem Hunde, der oft geprügelt wird, mit dem Stocke, so fängt er an zu heulen, denn er fühlt in der Angst bereits die Prügel, die er erhalten wird. Aus dem Gedächtniß kennt er den Stock und dessen Wirkung, beides combinirt er schnell und meint dann bereits geprügelt zu werden. Die heftige nervöse Erregung zur Brunst- und Paarungszeit der Thiere wird einestheils von der organischen Entwicklung der Geschlechtsorgane, dann aber auch vom Geruch verursacht; Vierfüßler brüllen und werden streitsüchtig, Vögel erfinden sich Melodien, und jedenfalls spiegelt ihnen die Phantasie den bevorstehenden Genuß vor, der sie noch mehr in Aufregung bringt.

Bekanntlich besitzen Mädchen eine lebhaftere Phantasie, weshalb ihr Unterricht eine besondre Vorsicht erfordert. Denn die Phantasie scheint ein lebhaftes Eingreifen der Gefühls- und Gemüthsorgane auf die Thätigkeit der Vorstellungsorgane zu sein, welche wieder je nach der persönlichen Anlage auf die Sinnesorgane wirken in deren Thätigkeit dann die angeregte Bewegung ihre Ableitung nach außen in die sinnliche Welt nimmt. Denn wie überall in der Natur so

greift auch im Gehirn ein Organ anregend ins andre ein, leitet seine Bewegung auf dasselbe, so daß sehr combinirte Bewegungen entstehen, die wir als Seelenvermögen zu einer Einheit zusammenfassen, wie im Krystall ja auch eine gewisse Zahl verschiedener Atome sich vereinigen, je nachdem sie Verwandtschaft zu einander haben.

Was man in der sogenannten anorganischen Natur Affinität nennt, das heißt im Seelenleben Assimilation. Das Gesetz ist dasselbe, es erscheint nur in andrer Form. Daher kann man die sogenannten Seelenkräfte nie trennen, da immer eine zugleich in der andern enthalten ist.

2. Was sinnliche Denken und der Verstand.

Es läßt sich zwischen Vorstellen, Denken, Fühlen u. s. w. keine unbestreitbare Grenze ziehen, weil diese Ausdrücke nur vorübergehende Momente, nur Arten der Bewegungen bezeichnen. Vorstellen ist schon Denken, weshalb auch die Thiere denken, denn in dem Empfinden der niedrigsten Thierarten steckt schon das Denken. Die Natur bleibt nicht beim Vorstellen stehn — nur der Theoretiker legt hier willkürlich eine Station an — sondern im Nu verwandelt sich die Vorstellungsthätigkeit in Denktthätigkeit. Wenn man der wandernden Raupe den Finger in den Weg legt, so stutzt sie, empfindet durch ihre Borstenhaare, daß sie einen fremdartigen Körper vor sich hat, findet das Uebersteigen zu schwierig, sucht daher das Hinderniß zu umgehen, worauf sie die eingeschlagene Richtung weiter verfolgt, weil sie in derselben den Geruch genießbarer Blätter wahrnimmt. Zeigt die Raupe nicht Ueberlegung, Berechnung, Urtheil und Schlußfolgerung, wenn sie um den Finger herumgeht? Jedenfalls empfindet sie, daß der Finger kein Zweig, kein Stein u. s. w. ist, vielmehr mag ihr dessen Ausdünstung durch die Poren sagen, daß er ein ihr nicht zusagender Körper ist. Wenn der Schmetterling sich auf eine künstlich gemachte Blume niederläßt, so hat ihn der Gesichtssinn zu einem falschen Urtheil verleitet, das Geruchsorgan belehrt ihn eines Besseren, er urtheilt richtiger und

verläßt die saftlose Seidenblume. Der Säugling, der die Mutterbrust halb im Schlafe sucht, urtheilt bereits, daß er an ihr den Hunger stillt und warm und weich ruht. Das Thier muß denken, sobald es Nerven hat. Die Grade des Denkens hängen von der Beschaffenheit der Nervenorgane ab.

Wir sind täglich einer Menge sinnlicher Eindrücke ausgesetzt, aus denen Vorstellungen werden sollen, aber unsere Organe vermögen diese Ueberfülle nicht zu fassen, nehmen also nur eine Auswahl auf, wie sie gerade der Stimmung, dem vorherrschenden Spannungszustande entspricht. Weil jede Vorstellung das Erzeugniß einer Empfindung ist, jede Veränderung des Zustandes der Vorstellungsganglien eine Empfindung hervorrufen muß, so wird es erklärlich, daß jede Vorstellung von einer Empfindung begleitet wird. Sie behagt, weckt Wohlgefallen, sagt dem allgemeinen Gehirnzustande zu oder bringt das entgegengesetzte Gefühl hervor. Vorstellungen, die uns unangenehm sind, suchen wir abzuweisen oder loszuwerden, wogegen wir angenehme gern aufnehmen. Namentlich muß jede ganz neue Vorstellung Widerstand finden, weil sie die vorhandenen Spannungsverhältnisse der Ganglien stört, das Gleichgewicht bedroht, und daher wird es uns schwer, neue Vorstellungen uns anzueignen, wogegen verwandte Wahrnehmungen sich leicht an vorhandene Vorstellungen anschließen. Kennen wir das Blau der Blume, so bemerken wir mit Freuden, daß der Himmel, ein Tuch, ein Papier auch blau aussehn. Dieses Wiedererkennen des Bekannten ist uns als Kraftgefühl und Selbstbewußtseinsbereicherung angenehm.

Betrachtet man dieses Vorstellen näher, so erkennt man, daß es im Urtheilen, im Auffinden des Gleichartigen und Verschiedenen besteht und in verschiedenen Formen hervortritt. Es ist ein Hin- und Herbewegen des Vergleichens, also ein von Erinnerungszelle zu Erinnerungszelle fortgesetztes Wandern der erregten Spannung. Wenn man z. B. die blaue Farbe an verschiedenen Gegenständen wiedererkennt, so beruht dies zunächst darin, daß durch dieselben die das Blaue empfindenden Nervenfasern des Auges gereizt werden,

was in uns das Gefühl erzeugt, daß derselbe Reiz, dieselbe Ursache wirken. Das Gewahrwerden des Unterschiedes entsteht dadurch, daß keine Zelle beim Anfragen des Gedächtnisses gereizt wird, sondern eine bisher unthätige den Reiz in sich aufnimmt. Dieses Gefühl des Unterschiedes oder der Gleichheit, der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit kommt in der Form eines Urtheils zu Stande und zum Bewußtsein, weshalb auch Thiere das sinnliche Empfindungsdenken besitzen, wofür die Menschen Wörter gebrauchen, um die Erfahrung im Gedächtniß zu fixiren.

Wie bereits bemerkt wurde, verbessern wir fortwährend unsere Urtheile, indem wir stets neue Erfahrungen machen, sie denen zufügen, die wir bereits im Urtheil besitzen, andre Erfahrungen mehr machen, dagegen ganz neue aufnehmen müssen. Dies Alles geschieht durch Ganglienerregungen und vielfache Correspondenz durch die Gangliensfasern. Man nennt diese Thätigkeit Verstand, der also sinnlicher Natur ist und im Bilden wie im Umändern von Vorstellungen besteht. Gelangt man zu Begriffen und Gedankensätzen, so tritt die Thätigkeit in eine Sphäre über, welche man Vernunft nennen sollte, und welche nur dem Menschen der Möglichkeit nach gegeben ist, welche man aber nur durch Unterricht erlangt. Verstand ist angeboren, seine Thätigkeiten sind organische Erzeugnisse, Vernunft aber wird erlernt, ausgebildet und entwickelt, doch bedarf sie als Voraussetzung des Verstandes, wie man zur Blutbereitung Zähne, Magen, Eingeweide, Lymphgefäße u. s. w. braucht.

Noch giebt es sogenannte Gebildete genug, welche ein stilles Grauen überläuft, wenn man auch den Thieren Verstand zuschreibt, obschon oft genug das Pferd klüger handelt als der Kutscher. Der Verstand läßt sich aber mitsammt seinen Urtheilen aus Ganglienzuständen ableiten und begreifen. Wenn der ältere Sperling den Bauer mit der Flinte sieht oder riecht, so weiß er aus Erfahrung, daß man mit der Flinte schießen und ihn verwunden kann. Hält ein Knabe einen Stock an die Schulter, als ob er eine Flinte anlege, und schreit Puff, so ignorirt der Sperling den Focuspocus des Knaben und bleibt ruhig auf dem Kirschbaume sitzen. Bückt

sich der Knabe nach Steinen und wirft, so beobachtet der Spatz, wie weit die Steine fliegen, und flieht erst dann, wenn er sie durch die Blätter sausen hört, denn nun begreift er die Gefahr seines Standortes. Demnach unterscheidet der Sperling Flinte und Stoß, Bauer und Knabe, folgert zugleich, wer ihm gefährlich ist und ergreift danach seine Gegenmaßregeln. Wie geht dies zu? Zunächst tritt hier das Gedächtniß wirksam hervor und greift die Vergleichung ein, aus welcher sich ein Urtheil, ein Entschluß, eine Willenshandlung entwickelt. Sieht der Sperling eine Flinte, so prägt sich deren Gestalt im Auge und Gehirn ab, dasselbe geschieht mit dem Stoß. Das Bild Beider ist aber ein verschiedenes, worauf der Sperling nach und nach aufmerksam wird, indem er den Unterschied des Eindruckes empfindet, weil bei dem Anblick des Stoßes nicht alle Ganglien gereizt wurden, auf welche der Anblick der Flinte wirkte. Er urtheilt also: dies ist ein Stoß, jenes eine Flinte. Aus Erfahrung lernt er die Wirkung der Flinte kennen, denn er hat beobachtet, daß ein Knall erfolgt, wenn der Mensch die Flinte zielend an den Kopf hält, und daß Kameraden getödtet oder verwundet wurden, weshalb er nothwendig den Zusammenhang zwischen Schuß und Tödtung folgert, weil er beides hinter einander geschehen sah. Er bildet demnach aus der steten Aufeinanderfolge jener sinnlichen Wahrnehmung in Form von Empfindungsvorstellungen das Urtheil, daß für ihn eine Flinte gefährlich ist, und lernt aus Erfahrung, daß nur schnelle Flucht ihn sichert. Seine Logik sagt also: eine Flinte ist gefährlich, wenn der Jäger nahe kommt, da nun ein Jäger mit der Flinte nahe kommt, so wird mein Aufenthaltsort unsicher, und ich muß mich entfernen. Die Wiederholung derselben Wahrnehmungen regt in derselben Reihenfolge seine Wahrnehmungsorgane an, und in Folge des Gedächtnisses regen sich, wenn er die Flinte wahrnimmt, sofort auch die andern Wahrnehmungszellen und siehe da, Schluß und Folgerung sind fertig. Dem Kinde geht es gerade so. Wenn es fällt, empfindet es Schmerz, um nicht zu fallen, muß es sich anhalten, wie es aus Erfahrung weiß. Fängt es an zu wanken und droht ein Fallen,

so tritt sofort die Urtheilszelle in Thätigkeit, daß es sich anhalten muß, reizt die Greifmuskeln durch Reflexe, und so kommt eine Handlung zu Stande, welche wie Ueberlegung aussieht und doch nur ein Kreislauf von gegenseitigen Erregungen und Reflexen ist, mit der Zeit zur unwillkürlichen Gewohnheit wird, wie alle Reflexbewegungen.

Man unterscheidet die Menschen bekanntlich nach dem Lebensalter, kann aber nie eine bestimmte Grenze angeben, wann das eine aufhört und das andre anfängt; ebenso ist es mit dem Unterschiede von Verstand und Vernunft. Die Natur giebt jedem Geschöpfe die Mittel, für seine Selbsterhaltung zu sorgen. Die Geschöpfe, welche sich bewegen, Nahrung suchen und gegen Gefahren schützen müssen, bedürfen der Wahrnehmungsorgane, des Gedächtnisses, des Urtheils u. s. w., und diese Thätigkeiten zusammen machen das aus, was man Verstand nennt. Denn dieser bezieht sich eben nur auf die Interessen der Lebenserhaltung. Es giebt eben so wenig eine Geisteskraft Verstand, wie es überhaupt keine Geisteskräfte giebt, welche vielmehr nur zu den Vorurtheilen der Gelehrten gehören wie die Systematik der Naturreiche. Man muß den Muth haben, sich von solchen Meinungen loszusagen, welche nur wegen ihres Alters ehrwürdig erscheinen, und die man auf Treue und Glauben als unbestreitbare Thatsache angenommen hat.

Untersucht man die Thätigkeiten des Verstandes genauer, so findet man in ihnen stets organische Thätigkeiten wieder; die Natur leistet von selbst, was sie zur Selbsterhaltung braucht. Daher besitzen auch Thiere Verstand, denken, reihen Vorstellungen an Vorstellungen. Ihre Urtheile werden um so umfassender und reichhaltiger, je mehr Sinne sie besitzen und je besser die Sinne organisiert sind, denn dadurch erweitern sich die Erfahrungen, werden schärfer und vielseitiger. Man sagt daher, manche Thiere übertreffen den Menschen an Verstand. Aber dies soll nur heißen: sie nehmen sinnlich schärfer wahr, bilden also richtigere Urtheile und haben ein treueres Gedächtniß. Der Hund riecht und hört besser als der

Mensch, mithin muß er über Vorkommnisse besser urtheilen, welche in das Bereich jener Sinne fallen. Pferde und Ragen besitzen ein außerordentliches Ortsgedächtniß jedenfalls deshalb, weil sie schärfer sehn, da sie bekanntlich im Finstern gut sehn in Folge der eigenthümlichen Construction der Augennervspitzen und Stäbchen im Auge. Menschen können aber durch Uebung gleichfalls ihre Sinne weiter ausbilden, wie denn Jäger z. B. sehr scharf sehn und unterscheiden, Indianer Fußspuren da bemerken, wo ein Europäer nichts sieht, sogar an der Fußspur riechen, welches Stammes der Spurtreter war. Ein Fisch, der einmal an der Angel gefangen wurde, dem es aber noch gelang, wieder loszukommen, läßt sich zum zweiten Male schwer fangen, wie Sachkundige behaupten, weshalb denn Fischer und Jäger stets neue Listen erfinden müssen, um die Thiere zu täuschen, d. h. zu falschen Urtheilen zu verleiten.

Die alte Logik, auf mangelhafter Naturkenntniß beruhend, suchte die verschiedenen Erscheinungen des seelischen Lebens in ein System zu bringen, um sie übersichtlich zu machen und classificiren zu können, und so stellte sie nicht nur einige Grundvermögen auf, sondern unterschied auch Urtheil, Schluß, Folgerung, Bedingung, Wunsch u. s. w., d. h. sie machte Satz- u. Darstellungsformen zu besonderen Arten des Verstandes, wie wenn Jemand die Gestalt einer Kirche classificiren wollte, je nachdem er sie von vorn, von der Seite, schräg oder von der Rückseite ansieht. Wenn die Raupe erkennt, daß sie ein genießbares Blatt gefunden hat, so liegt in diesem Urtheil: dies ist für mich Nahrung, der Schluß, daß andre Blätter für sie ungenießbar sind, woraus sie folgerte, sie müsse weiter wandern, um Nahrung zu finden. Der Säugling folgert, wenn ich saugen will, muß ich Milch zu schlucken erhalten. Erst nach und nach erkennt er, daß nicht überall Milch ausströmt und lernt die Warze der Mutterbrust unterscheiden. Er weiß also instinctiv, weil dies keine Brustwarze ist, so kann ich keine Milch saugen; findet er die Warze, so denkt er, da ich hier eine Warze vorfinde, so muß ich saugen, wenn ich den Hunger stillen will.

Warum und in welchem Falle die Warze Milch liefert, das erforscht der Verstand nicht, dies kann nur die Vernunft, dieses abstracte Suchen a priori nach Ursachen, Bedingungen und Wirkungen.

Weil der Verstand nur aus der Thätigkeit der Sinnesorgane erwächst und durch Erfahrung ausgebildet wird, so haben jene Naturforscher jedenfalls das Richtige getroffen, welche da behaupten, er vererbe sich. Denn die Ausbildung der Wahrnehmungsvermögen muß sich vererben mit der Körperconstitution; die dressirten Thiere beweisen dies, wie z. B. jede Hundeart ihre besondere Stärke in irgend einer seelischen Urtheilsrichtung hat, was jeder Jäger bestätigt. Aus manchem Hunde läßt sich nichts machen, weil ihm das Talent fehlt, sein Temperament sich nicht eignet.

Die Völker haben in ihrer Sprachbildenden Periode mit scharfem Auge und Ohr die Natur beobachtet und den Dingen nach den Eigenschaften, die ihnen besonders auffielen, Namen beigelegt, dagegen achteten sie wenig auf das seelische Leben und erfanden für dasselbe ganz unzureichende Namen. Spätere Forscher pflegten bei ihren Untersuchungen von dem zufälligen Namen auszugehen und geriethen also von vorn herein auf Irrwege. So soll z. B. das deutsche Wort Seele mit dem Wort See zusammenhängen und das Bewegte bedeuten, die Römer nannten sie *Athem*, Hauch und hielten sie für gleichbedeutend mit *Muth*. Eben so schwer ist es für uns, dem Worte Verstand eine Bedeutung abzugewinnen, welche einigermaßen dem Sachbestand entspricht, vielmehr hat jener Ausdruck wegen seiner Ungenauigkeit vielerlei Bedeutungen erhalten und wird mit *Kennen*, *Erkennen*, *Urtheilsfähigkeit*, *Vernunft* u. s. w. verwechselt. Zwischen einem verständigen und vernünftigen Menschen macht der Sprachgebrauch heute noch keinen scharfen, greifbaren Unterschied. Zum Unglück gingen auch die Philosophen bei ihren Untersuchungen von der Etymologie aus anstatt von der Physiologie und kamen also nicht recht ins Klare.

Im Ganzen entspricht der Begriff des Wortes Verstand dem, was man unter Urtheilskraft versteht, obgleich das angehängte Wort „Kraft“ leicht auf falsche Vorstellungen führt, weil man ge-

wohnt ist, unter Kraft sich ein Ding für sich vorzustellen. Hält man diese physikalische Bedeutung fest, so wird das Wesen des Verstandes begreiflich. Alle seelischen Vorgänge kann man nur als Bewegungen der Nervenmolecüle auffassen, deren Ergebnis im Urtheil zur Erscheinung kommt. Bewegungen werden in den Nerven nur durch äußere Reize veranlaßt, mithin ist der Verstand sinnlichen Ursprunges, bedarf sinnlicher Grundlage, bezieht sich nur auf sinnliche Erscheinungen, die als Vorstellungen — Abbilder sinnlicher Vorgänge — zum Bewußtsein kommen. Hat der Verstand jene Fertigkeit im Abstrahiren erlangt — und jedes Urtheil ist eine Abstraction —, daß er sich nur mit Abstractionen beschäftigt, mit ihnen verfährt wie mit sinnlichen Eindrücken, so nennen wir diese Thätigkeit der ausgebildeten Hirnorgane Vernunft. Gesetz, Wissenschaft, Kunst, Staat sind vom Geiste geschaffene Realitäten, denen nur mehr oder minder bemerkliche Spuren des sinnlichen Ursprunges anhaften. Satzformen sind Denkformen des Geistes. Das Thier denkt auch, aber nicht in Sätzen und Perioden, entwickelt nicht Systeme von Gedanken, sondern nur Vorstellungen und Erinnerungsbilder, die es auch durch Laute und Geberden ausdrückt, was manche Forscher mißbräuchlich Thiersprache nennen. Die Menschensprache, selbst die unvollkommenste, steht hoch über der Thiersprache, denn sie unterscheidet Wortklassen, Declination und Conjugation, bewegt sich also in abstracten Schematen, welche der Geist geschaffen hat, dem es auch gelang, die Sprache zur Literatur zu entwickeln, indem er Grundgedanken in langsamem Wachsthum mit erweiterter Erkenntniß, angeregt durch Verkehr der Völker, mit Erlebnissen und eigenen Thaten folgerichtig entwickelte. Weil die Sprache eine Schöpfung des Geistes ist, so folgt sie dem Gesetze der freien Selbstbestimmung, entwickelt sich bei jedem Volke, in jeder Landschaft angemessen den gegebenen natürlichen Bedingungen, aber mit voller innerer Folgerichtigkeit, wie es die Gesetze des Lautwechsels u. s. w. lehren. Demnach ist die sogenannte materialistische Naturanschauung im vollen Rechte, so weit sie die Seele behandelt, und weil auch der Geist von materiellen Verhält-

nissen bedingt wird, so kann man diese auch im Gebiete des Geistes nachweisen, wobei aber wohl zu beachten ist, daß sich der Geist auch unabhängig macht, indem er die Natur in seinen Dienst nimmt, sie für sich braucht, zum Mittel für seinen Zweck macht.

II. Die Gefühlsänderungen und ihre Formen.

3. Entstehung und Arten der sinnlichen Gefühle.

Empfindungen und Gefühle werden im gewöhnlichen Sprachgebrauch häufig verwechselt, wie denn auch die Wörter Gemüth und gemüthlich eine mehr oder minder vieldeutige Bezeichnung unklarer Vorstellungen sind.

Bereits früher wurde das Entstehen der Stimmungen und Empfindungen abgeleitet aus Veränderungen eines vorwaltenden Nervenzustandes, welche durch sinnliche Eindrücke (Reize, Erregungen) hervorgebracht sind. Werden ganze Nervenpartien von dieser Spannung des Gereiztseins ergriffen, so entsteht ein Gemeingefühl, welches man Stimmung nennt, sobald die Verdauungsorgane die Veranlasser sind, wogegen es Empfindung heißt, wenn die Nerven durch eine Wahrnehmung erregt wurden. Die Empfindung muß demnach etwas Vorübergehendes sein, weil die Nervenberichte stets wechseln und ganz Verschiedenes enthalten. Man kann sich daher auf Empfindungen nicht besinnen, weil sie unbestimmt sind und erst in der Form von Wahrnehmungen in die Vorstellungsorgane eintreten. Nun steht aber fest, daß das allgemeine Gesetz der Bewegung und Auslösung von Kraft auch auf die Nerven Anwendung findet. Diese Bewegung und Umsatz der Kraft aus einer Kraft (Spannung) in die andere bezeichnen wir mit verschiedenen Ausdrücken. Nach physiologischen Gesetzen und den anatomischen Verbindungen der Nervenfasern folgend, geht die Bewegung der Sinnesnerven auf die Vorstellungsorgane über, welche die Arten der Erregung für Eigenschaften der Dinge halten, den Grund auffuchen, ihn in der Außenwelt suchen und daher Gehirnvorgänge zu Eigenschaften und

Gestalten der Dinge machen. Die Empfindung erhält durch die Vorstellung Inhalt und Namen und geht in dieser Form in's Gedächtniß über. Die Bewegung ergreift aber auch, ihrer natürlichen Bahn folgend, das Centralorgan der Sinneserregungen, das sogenannte Sensorium commune oder Mittelhirn, wo es natürlich eine allgemeine Spannung verursacht, die wir als Gefühl wahrnehmen, insofern uns die empfangenen Eindrücke angenehm sind oder unangenehm, je nachdem sie zu der vorhandenen Stimmung und dem vorwaltenden Nervenzustande passen oder nicht. Von dieser Spannung wird auch das Vorderhirn unterrichtet, weil beide Organe gleichzeitig erregt werden, und nun fügt das Vorstellungsorgan den Gefühlen eine Vorstellung bei als bestimmten Inhalt, so daß aus angenehmer Stimmung Lust und Freude, aus unangenehmer Unlust oder Trauer werden. Besser kann man sagen, daß Gefühle im Vorderhirn nur als Vorstellungen und Urtheile wahrgenommen werden, indem wir sie nach ihren Ursachen oder Folgen specialisiren und benennen. Hierbei wirkt das Individuelle mit ein, denn was der Eine süß nennt, empfindet ein Andreer als sauer; der Eine findet die Temperatur hoch, der Andre niedrig. Gefühle bleiben eben individuelle Nervenstimmungen.

Ueber den Inhalt und den Grund der Gefühle belehrt uns erst das Urtheil der Erfahrung. Weil aber Empfindungs- und Bewegungsnerven im Rücken- und im verlängerten Mark derart mit einander in Verbindung treten, daß die Bewegungsnerven zu Reflexen veranlaßt werden, so pflegen einerseits Gefühle sofort Handlungen hervorzurufen, die wir einem besondern Willensvermögen zuschreiben, andererseits können Vorstellungen nur mittels der Gefühlsorgane Handlungen hervorbringen, so daß dasjenige, was wir Willen nennen, in Wahrheit die in Gefühlsbewegungen übergegangenen Vorstellungen sind, die auf diese Weise auf den Bewegungsnerven nach außen geleitet werden, wie sie durch die Empfindungs- und Sinnesnerven in das Gehirn geführt werden, so daß also ein Kreislauf von Bewegungen und Kraftumsatz sich vollzieht. In den Gefühlen wohnt etwas Unsaßbares, weil sie eben

nur Stimmungen von Nervencentren sind. Die Sprache vermag Natur, Art und Eigenthümlichkeit nur in geringem Maße zu bezeichnen, weshalb man für Gefühle wenig Worte hat. Nur im Ton der Musik, im Klang der Stimme und der Betonung erhalten dargelegte Vorstellungen jene Färbung, welche dem Gefühle entspricht, ebenso erwecken Farben Gefühle, kommen in den Formen von Bau- und Bildhauerwerken Gefühle zum Ausdruck, deren Inhalt von der Aesthetik untersucht und systematisirt wird. Frauen haben mehr Gefühl als Männer in Folge ihrer Gehirnentwicklung.

Gefühle muß man als Wahrnehmungen von den Nervenzuständen der Centralorgane auffassen, da nun diese stets in Thätigkeit sich befinden, so müssen stets Gefühle vorhanden, jede Wahrnehmung von einem Gefühle begleitet sein, und da die Nervenzustände oft wechseln, so beherrschen uns auch wechselnde Gefühle, wie wir dies bei Selbstbeobachtung bald erkennen. Erleidet ein Nerv oder Centralorgan in Folge seiner Thätigkeit eine Veränderung, so wird der vorhandene Zustand des Centralorganes zur Reaction genöthigt, er wird den neuen Zustand annehmen, wenn dieser zu dem vorherrschenden paßt, ihn steigert und in Dauer erhält, oder im entgegengesetzten Falle wird das Gegentheil erfolgen. Alles dies geschieht in Folge der Organisation, für welche die Selbsterhaltung Hauptaufgabe bleibt. Es wird hieraus leicht erklärlich, was man unter Sympathie und Antipathie zu verstehen hat, welche Gefühle sich mit einander vereinigen (associiren) und welche sich gegenseitig ausschließen. Zugleich erhält aber auch der vielfach geschmähte Egoismus seine volle Würdigung als oberstes Naturgesetz. Der Kampf um's Dasein wird im Großen wie im Kleinen geführt, denn jedes Wesen will zunächst da sein.

Wie jede Vorstellung, so ist auch jedes Gefühl sinnlichen Ursprungs und sinnlicher Natur; höhere Gefühle, wie man zu sagen pflegt, entwickeln sich nur unter Einfluß höherer Gedanken oder Ideen. Wenn diese dann die Naturmacht, Wärme und Farbe von Gefühlen annehmen, so werden sie zu Gemüth, weshalb sie im zweiten Haupttheile erst besprochen werden. Die sinnlichen Gefühle

können rein körperliche oder seelische sein. Jene entstehen aus gewaltfamen Veränderungen des Nervenzustandes, welche Schmerz verursachen, indem der Organismus beschädigt, theilweise zerstört oder heftig angegriffen wird. Eine weitere Erklärung des Schmerzes ist nicht gut möglich. Schmerzgefühle setzen Bewußtsein voraus, weshalb man Säuglinge schneiden und stechen kann, ohne daß sie schreien, z. B. beim Impfen der Pocken. Ob niedre Thiere Schmerz empfinden, ist noch fraglich, wir setzen dies nur voraus, wenn wir Zuckungen sehn; die aber nur mechanische Reflexe sind. Das Geföpftwerden der Menschen und Thiere ist jedenfalls schmerzlos, da es schnell und mit scharfem Instrumente geschieht; dasselbe kann man von augenblicklichen Tödtungen, z. B. in der Schlacht, behaupten, weil man keine Verziehungen der Muskeln bemerkt. Selbst der Schmerz beim Sterben ist jedenfalls nur ein eingebildeter der Zuschauer, weil der Sterbende in der Regel bereits mehr oder minder bewußtlos ist und nur die Organe noch mechanisch arbeiten. Das Behethun des Schmerzes entsteht zum großen Theil erst durch die That des Denkens, welches die Gefahr ermüßt und auch wohl vergrößert. Kräftig organisirte und ungebildete Personen sind daher weniger empfindlich gegen körperlichen Schmerz, als gebildete und bequem erzogene: willensstarke Personen ertragen den Schmerz, ebenso fühlen aufgeregte, begeisterte Soldaten im Siegen die Wunden erst nach der Schlacht oder dem errungenen Vortheile, bei Schlägereien merken die Streitenden die Schläge nicht, die sie erhalten, und wundern sich hernach, wenn sie an verschiedenen Stellen bluten. Aengstliche Kranke, die auf jedes Nervenzucken, auf jedes Stechen und Husten achten, fühlen den Schmerz mehr, als er es verdient; Kinder schreien, wenn man sie mit einem Messer bedroht, weil sie im Voraus den Schmerz fürchten, sie schreien, wenn ihnen die Nase schmerzlos blutet, weil sie Blutverlust für tödtlich halten. Man könnte daher fast die Behauptung aufstellen, daß Schmerz nur ein Vorurtheil, nur eine Vorstellung ist. Wenn die Mutter bitterlich weint, weil ihr unheilbares verkrüppeltes Kind gestorben ist, so schmerzt sie

nur das Aufhören der Gewohnheit, das Kind zu sehn und zu pflegen, denn für das Kind war der Tod eine Wohlthat.

Wird ein Organ gewaltsam gestört, so muß eine heftige Reaction erfolgen, die wir als Schmerz fühlen; aber nicht jede Störung verursacht Schmerz, z. B. ein Schnitt, vielmehr ist die vermehrte Thätigkeit des heilenden Organismus mit dem Gefühl verbunden, welchen wir Schmerz nennen. Viele Schmerzen sind derart, daß wir ihren Sitz nicht kennen, ja selbst die Art des Schmerzes nicht zu bezeichnen vermögen.

Dasselbe gilt von den Lustgefühlen, in denen gleichfalls Vorstellungen verborgen sind und die sich bis zu dem Gefühl der Wollust steigern können. Beide aber, Schmerz und Lust, können so tief auf den seelischen und körperlichen Zustand einwirken, daß sie Geistesstörungen verursachen, indem sie die Denkorgane desorganisiren oder mit falschen Urtheilen überfüllen. Nervenbetäubendes Opium macht bekanntlich gefühllos gegen Schmerz, weil es wie andre solche Heilmittel das Bewußtsein unterdrückt.

Die seelischen Gefühle unterscheiden sich von den körperlichen dadurch, daß sie rein seelischen Ursprunges sind, indem sie ihre Bedeutung, ihren Inhalt durch die Vorstellungen erhalten, welche sich aus sinnlichen Eindrücken entwickeln und in Urtheile umwandeln, die ihrerseits dem Gefühlsorgane eine bestimmte Färbung verleihen. Das Gefühlsorgan steht mit Bewegungsorganen in Wechselverkehr, namentlich mit den sympathischen, herumschweifenden und oberen Rückenmarksnerven, welche auf Herz- und Blutbewegung, auf Drüsen und Eingeweide wirken. Daher wird es erklärlich, daß Gefühle auf Herzschlag, Verdauung, Athmung, Blutumlauf, Kehlkopfs- und Gesichtsmuskeln einwirken, die ihrerseits wieder entsprechende Gefühle hervorrufen. Man erblaßt, erröthet, zittert, bricht zusammen, ballt die Hände, bekommt Durchfall oder Erbrechen, stammelt, stöhnt, schreit, verzieht das Gesicht, die Augen funkeln oder trüben sich, Ohrenbrausen tritt ein u. s. w. bei heftigen Gefühlen. Die Geberde wird die Sprache der Gefühle, welche man oft nur an den Geberden erkennt, da der Betreffende oft seine

Gefühle verbergen will. Angenehme Gefühle wirken belebend, anregend, die Kraft steigend, unangenehme verursachen das Gegenheil: sie hemmen, erschaffen, lähmen den Organismus.

Will man die Gefühle eintheilen, so kann man nur angenehme und unangenehme unterscheiden, welche wieder verschiedene Grade erreichen können. Es giebt nur freudige und traurige Gefühle, in jenen empfindet man die nachhaltige Förderung des Strebens und Daseins, in diesen dagegen eine Hemmung, einen unterliegenden Widerstand, eine Schwäche und Bedrohung des Daseins. Auf der Grenzlinie zwischen beiden stehn die Wehmuth und die sogenannten rührenden Gefühle, die zum Weinen nöthigen und sich darin erschöpfen. Die Wehmuth erzieht sich in das Traurige mit dem Bewußtsein, daß der Lauf der Welt es so verlangt. Denn selbst die Freude stimmt wehmüthig, wenn man daran denkt, wie viel freudelose Menschen es giebt, wie viel freudelose Tage man durchgemacht hat und vielleicht noch durchmachen muß.

Gefühle sprechen Nervenzustände aus; sind diese dauernd, so werden die Gefühle zu Stimmungen, denn das Nervensystem befindet sich in dem Zustande, was der Klavierstimmer eben Stimmung nennt, was die Musiker vor dem Concert recht gut wissen, indem sie ihre Instrumente in gleiche Stimmung bringen. Stimmungen wachsen oder nehmen ab, je nachdem die äußeren Einflüsse einwirken und geartet sind. Freude bedeutet die Empfindung, daß die Vorstellungen übereinstimmen mit äußeren Ereignissen, dauert die Freude — dieser musikalische Schlüssel der Vorstellungskomposition — länger an, so wird sie zur Heiterkeit, zum Frohsinn, zur Lustigkeit, zur Ausgelassenheit, je nachdem die Masse angenehmer Vorstellungen und Nervenspannungen zunimmt und endlich dem gesammten seelischen Leben eine vorwaltende Stimmung, Färbung und steten Wiederklang verleiht. Näheres über solche Steigerung und deren Aeußerung in Geberden und Worten lese man in der trefflichen Psychologie Lessens nach. Die theoretischen Psychologen unterscheiden Zufriedenheit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, Wonne, Entzücken u. s. w., für welche Erscheinungen sich kaum Gradunterschiede

angeben lassen. Trifft uns eine Freude, die wir nicht erwarteten, so nennen wir sie Ueberraschung; geschieht etwas, was wir nach unserer Erfahrung für unmöglich halten, so sind wir erstaunt, verwundert oder bestürzt, wenn es nachtheilig wirkt. Diese Steigerung der Freude kann so mächtig in das Nervensystem eingreifen, daß dasselbe gelähmt wird, was dann als Tod in den Zeitungen angekündigt wird. Die Schwester des berühmten Leibniz, die einfache Frau eines Dorfpastors, starb vor Ueberraschung oder Freude, als sie von ihrem Bruder 20,000 Thaler erbt.

Unangenehmes macht uns betrübt, verursacht Schmerz, Kummer, Gram oder Harm und kann bis zu Trübsinn anwachsen oder zur Schwermuth und Gemüthskrankheit werden. Besorgniß, Angst, Furcht entstehen aus Vorstellungen kommenden Uebels; Schrecken, Entsetzen, Grausen sind das Gegentheil der Ueberraschung, Bonne u. s. w., indem unerwartetes Unangenehmes uns trifft und das ganze Vorstellungssystem in Aufregung bringt, so daß bloße Vorstellungen mittels der erregten Sinnesorgane die Gebilde der Vorstellungen als fertige Gestalten und Thatsachen reproduciren.

Lachen und Weinen sind die mimischen Ausdrücke dieser Gefühle; nur der Mensch kann lachen oder weinen, woraus ersichtlich wird, daß er eben kein chemisch-physikalischer Apparat ist. Lachen und Weinen sind die Mimik des Gemüths, also des Geistes.

4. Temperamente, Lebensalter, Klima.

Ursachen zu beständigen Gefühlsstimmungen kommen aus dem Temperamente und dem Lebensalter. Ueber das Wesen der Temperamente wird noch viel gestritten, weil man sich von althergebrachten und dadurch geheiligten Vorurtheilen nicht loszumachen wagt. Wer will denn einem Aristoteles, Hippokrates, Galenus u. s. w. widersprechen? Temperamente entstehen jedenfalls durch Nervenstimmungen, welche einestheils von der individuellen Beschaffenheit derselben, andernteils von deren Ernährung und Stoffumsatz bedingt sein mögen, namentlich scheint die Beschaffen-

heit des Blutes und seine Ernährungsfähigkeit von großem Einflusse zu sein. Ein wässeriges Blut mit weniger Nahrungstoff enthaltenden Blutkörperchen muß auf die Centralorgane anders wirken, als ein mit unverdaulichen Stoffen überfülltes: Wasser reizt die Nerven, wässeriges Blut muß also ein erregbares und reizbares Temperament erzeugen (sanguinisches Temperament), wogegen ein träg fließendes, überladenes Blut phlegmatisch stimmt, ein Blut mit gut verarbeiteten und leicht abzusetzenden Blutkörperchen die Kraft des Cholericers verleiht, wogegen Blut mit unverdauten Bestandtheilen die krankhafte Stimmung des Melancholikers hervorzurufen muß.

Temperature sind Nervenstimmungen, die in der Constitution und Beschaffenheit des Nerven- und Ernährungssystems liegen, und die ganze Auffassungsweise der Sinne bedingen, aus denen wieder besonders gefärbte Vorstellungen, Gefühle und Strebungen hervorgehen. Weil nun nicht nur im Laufe des Wachstums und Alterns, sondern auch im Leben der Organe Veränderungen vorkommen, so hat im Ganzen jedes Alter und Geschlecht sein natürliches Temperament, außerdem treten auch Mischungen ein, so daß ein Temperament selten einseitig hervortritt, sondern bald die eine, bald die andre Seite. Sei dem, wie ihm wolle, so steht die Thatsache fest, daß unsere Gefühle Färbung und Charakter durch die Temperature erhalten, weshalb ein vorsichtig Urtheilender, namentlich Richter und Lehrer, auf das Temperament des zu Beurtheilenden sorgfame Rücksicht nehmen müssen. Eine Charakterisirung der Temperature, wie sie häufig gegeben wird, bleibt trotzdem ein unwahres Ideal, welches sich die Psychologen theoretisch zurecht zu machen pflegen, denn ein Temperament tritt nie rein als solches auf, sondern individuelle Anlagen, Gewohnheiten, Umgang und Lebensweise wirken abändernd ein auf dasselbe.

Es gehen in dem Menschen aber auch in den sogenannten Lebensaltern große Veränderungen vor, namentlich in den Ernährungsorganen, was wieder zurückwirkt auf physisches und psychisches Leben. Im Großen und Ganzen kann man dies be-

obachten, aber bei jedem Individuum läßt sich dies schwer nachweisen. Bekanntlich giebt es Mannweiber und weibliche Männer, frühreife Kinder und kindische Greise; außerdem vererben sich in Familien nicht nur Talente und Krankheiten, sondern auch Gefühls- und Denkungsweise. Selbst Beschäftigung, Stand, Wohnplatz und Umgebung beeinflussen das Fühlen. Ein Mann, der täglich schwere Arbeit verrichtet, wird nicht so feinsühlend sein wie ein gebildeter Grundherr, der eine ordentliche Erziehung erhielt. In einem abgelegenen Dorfe und bei einförmiger Arbeit werden manche Seiten der Gefühlsorgane gar nicht angeregt, bleiben thatlos und unentwickelt, und ein Bewohner flacher Getreidegegenden kann nicht die Gefühlseindrücke erhalten, welche dem Bewohner eines Gebirgsthales, einer Steppe inne wohnen, welche täglich in dessen Organe eindringen.

Was von Ständen und Landschaften gilt, hat auch seine volle Anwendung auf ganze Nationen, von denen aber nicht eine einzige sich rein erhalten hat, vielmehr bestehen alle aus einem Gemisch von Nationen. Trotzdem bildet sich manches Gemeinsame aus, wie es gleiche Beschäftigung, gleicher Boden und geschichtliche Erlebnisse bewirken. Man kennt alle diese Geseze nur im Großen, vermag sie aber im Einzelnen nicht durchzuführen, weil es zu viel Ausnahmen giebt. Es gelang bisher nicht einmal, die Völker zu classificiren, da manche noch gar nicht, andere nur oberflächlich bekannt sind.

Besonderen Einfluß auf Temperament, Gefühle und Vorstellungen muß man dem Klima zuschreiben, denn Licht, Luft und Feuchtigkeit wirken nicht blos auf Pflanzen und Thiere bestimmend, sondern auch auf den Menschen. Die eindringende Wärme übt einen arithmetisch zu berechnenden Druck oder eine Stoßkraft aus, muß also zunächst auf die Blutgefäße der Haut wirken, den Blutumlauf beeinflussen und dadurch das körperliche und seelische Leben gestalten. Außerdem führt die Luft electriche Elemente zu, wie wir dies vor und nach einem Gewitter an uns sehr gut verspüren, mithin wird das Nervensystem mehr oder minder reizbar sein.

Weil das Klima den Pflanzenwuchs bedingt, Feuchtigkeit und Kälte zu besonderen Krankheiten disponiren, das Athmen erleichtert oder erschwert wird, so bildet sich nach und nach eine besondre Stimmung, eine Empfänglichkeit oder Unempfindlichkeit der Sinnesorgane aus; diese wecken oder unterdrücken Gefühle, welche dann wie Schatten die Vorstellungen umschweben. Der Südländer besitzt daher ein lebhafteres, reizbares Temperament: doch gebricht es ihm an zäher Ausdauer. Denn die Natur liefert ihm gar Vieles ohne sein Zuthun und bei geringer Arbeit, an welcher ihn außerdem die erschlaffende Hitze hindert. Der helle Glanz der Sonne, der heitre Himmel, scharfgezeichnete Bergformen, farbenreiche Fernsichten bilden besonders seinen Gesichtssinn und sein Gehör aus, geben ihm Formen- und Farbensinn, stimmen ihn lebensfroh und gestatten den geselligen Verkehr im Freien. Den Nordländer stimmen der wolkengraue Himmel, lange Nebel, unfreundliche Winde düster, sie erfüllen seine Phantastie mit Geistergestalten, bannen ihn ins Haus und in die Familie, die karge Natur zwingt zu schwerer Arbeit, die langen Regen und Wintertage hindern den Verkehr, das Nachsinnen ist in sich gekehrt und erfundet Märchen, Sagen, Geistergeschichten u. s. f., wogegen der Südländer sich gern dem sonnigen Tummelplatz des geschichtlichen Lebens zuwendet. Freilich wirken hierbei umgestaltend ein die geographischen Verhältnisse, geschichtliche Entwicklung, Verkehr mit Nachbarvölkern u. s. w., so daß es schwer wird, sich vor Einseitigkeit zu schützen, wenn man ganze Völkerschaften in ihrer seelischen Eigenthümlichkeit charakterisiren will, wie es Reisebeschreiber gern thun.

Wer der Entwicklung der schönen Künste nachforschen und deren Naturbedingungen auffinden will, kann solchen Untersuchungen über nationale Gefühle nicht ausweichen. Nerzke haben eine Geographie der Krankheiten zusammengestellt, woraus man erfieht, wie tief das Klima eingreift in die Entwicklung des Organismus, und Reiche hat in seinen verschiedenen Schriften bereits ein reiches Material von Beobachtungen und Thatfachen gesammelt. Auch machen Naturforscher darauf aufmerksam, wie das Klima auf

Sinnesart, Lebensweise, Gewohnheiten und Farbe der Thiere Einfluß ausübt, denn aus Gefühlen erwachsen Triebe oder heftige Gefühlserregungen, die sofort in Begierden und Leidenschaften umschlagen. Ein Ohr, welches nur das Tosen der Schneestürme, das Knirschen und Dröhnen von Eisschollen vernimmt, kann sich schwerlich für harmonische Musik ausbilden, abgesehen davon, daß auch die Natur unzureichendes Material zum Bau musikalischer Instrumente giebt. Fehlen ganze Gruppen von Gefühlserregungen, so bleibt auch die Entwicklung der Sprache und daher das Verständniß für solche unbekannte Gefühle zurück. Selbst der gebildete Europäer kann sich sehr schwer in die Gefühlswelt seines Umgangs versetzen, weil das Gefühl das Unfassbare ist.

Man schreibt manchen Thieren Gemüth und Mitleid zu, denn man hat beobachtet, daß verwaiste Vögelchen von andern aufgefüttert werden, daß einem zahnlosen Pferde von seinen Nachbarn das Futter vorgekauft wurde, daß große Hunde sich von kleinen jungen viel Ungezogenheiten gefallen lassen, ohne sie zu beißen, aber dies sind jedenfalls nur Ausnahmen, denn in der Thierwelt herrscht der Egoismus, der Kampf ums Dasein vor. Sucht sich doch ein Baum über den andern emporzudrängen, um Licht und Regen zu empfangen, ranken sich Schlingpflanzen wie Schmeichler am stattlichen, wetterfesten Baume empor, leben eine Menge von Insecten und Schmarozern auf und in andern thierischen Körpern. Eines lebt und zehrt vom andern und wird dann von Größeren verzehrt. Dies ist die Ordnung in der Natur und auch in der Menschenwelt. Der Kapitalist ruinirt den Handwerker, der Großhändler den Krämer, der Kleiderfabrikant den Schneidermeister, der Bucherer den Verarmten. Doch kann der Mensch sich gegen solche sociale Uebel durch Gesetze und die Kraft des allgemeinen sittlichen Willens schützen.

5. Wie entstehen und was sind Gefühlserregungen?

Der oft genannte Maudsley weist den Zusammenhang der Gefühle mit den Vorstellungen und dem Verlangen als beginnendem

Willen klar nach aus physiologischen Gesetzen. „Der Mensch ist thätig und leidend; er erleidet gewisse Eindrücke und vollbringt gewisse Thätigkeiten. Genau genommen sind alle unsere Seelenzustände zuerst Gefühle, werden aber durch die vielfältige Erfahrung in uns nach und nach fest organisiert und dadurch unter den gewöhnlichen Verhältnissen indifferent und automatisch. So lange nicht die Vorstellungen oder Seelenzustände, den Beziehungen des Individuums zur Außenwelt entsprechend, eine adäquate Organisation erfahren haben, wird ihr Auftreten immer mit mehr oder weniger in den Vordergrund tretenden Gefühlen verbunden sein. Daber ist der Zustand der Nervencentren von der größten Bedeutung für die Ausbildung der sogenannten Seelenfähigkeiten, weshalb verschiedene Menschen von einem und demselben Gegenstande oft verschieden afficirt werden. In den Gefühlen offenbart sich die Tiefe der menschlichen Natur, denn sie bezeichnen den Tonus seiner nervösen Elemente, der wiederum das Resultat ihrer angeerbten oder erworbenen Constitution oder Zusammensetzung ist. Eine Vorstellung, die der Selbstexpansion des Ich förderlich, erregt ein freudiges Gefühl, eine hinderliche dagegen erweckt Unbehagen und Schmerz, weil die Ganglien der Hemisphären sich in der Entwicklung gefördert oder gehemmt fühlen. Ein Reiz, der anfangs angenehme Gefühle erzeugt, kann bei zu langer Dauer unangenehm werden. Gelangt das Gefühl des Unbehagens zum Bewußtsein, so erwacht als organische Reaction das Verlangen, sich von dem Unangenehmen zu befreien, weil jeder Materie der Selbsterhaltungstrieb inne wohnt. Hat ein Reiz, der eine der Hirnganglien trifft, nicht ausreichende Stärke, deren Bedürfnisse zu befriedigen, so wird von den Centren ein Impuls nach außen, ein Begehren oder Streben gegeben, welches, wenn es im Bewußtsein auftritt, als Verlangen, Wunsch oder Begierde sich kund giebt. Auf einen überstarken Reiz erfolgt die Reaction der Abwehr, ist er zu schwach, so entsteht das Verlangen, ihn zu kräftigen durch Zufuhr neuer ähnlicher Reize. Das Verlangen wird also zum Motiv von Bewegungen, die sich nach und nach mit den Vorstellungen ausbilden.

Das unbewusste Leben der Seele oder des Gehirns ist ja viel mächtiger als die bewusste Seelenthätigkeit.“

„Findet kein Reiz von außen statt, so wendet sich die Reaction auf einen Reiz für das Wachsthum der Vorstellungen und die Wechselwirkung unter ihnen, d. h. auf die intellectuelle Entwicklung. Jede Vorstellung ist anfangs mit einem Gefühl verbunden, schwindet dieses nach und nach, so schreitet in demselben Maße die Organisation der Vorstellung fort. Dagegen erreicht man durch lebhaftes Sehnen oft die Erfüllung der Vorstellung und des Strebens, wogegen der erwägende, überlegende Verstand das Handeln hemmt und ungeschlüssig macht. Jedes Gefühl ist vom Wesen des Reizes und vom Zustand der Organe abhängig. Tritt hier eine Störung ein, so kann das ganze Seelenleben leiden. Heftige Gefühle wirken daher erschöpfend, da sich dabei die Moleculen zersetzen und diese Zersetzung erzeugt Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Erst Vorstellungen geben den Gefühlen den bestimmten Charakter, aber die Vorstellung hängt von der Natur des Eindrucks und von der durch die Erfahrungen des Lebens modificirten Natur der reagirenden Nervencentren ab, welche gemäß ihrer durch Erziehung erworbenen Natur und als Ausdruck ihrer fertigen Entwicklung organisirte Vorstellungen enthalten. Denn die Hirnzellen sind nur für Vorstellungen empfindlich und empfänglich.“

„Die Nervencentren besitzen ihren Tonus wie die Rückenmarkscentren. Dieser Tonus ist die Grundlage, auf der die Vorstellung des Individuums von seinem eigenen Ich beruht. Die Art und Weise, wie dieses Ich afficirt wird, enthüllt demnach seine wahre Beschaffenheit. Denn auch Vorstellungen machen gradweise Veränderungen durch im Wechsel der Beziehungen zur Außenwelt. Auch Erziehung und Erfahrung modificiren den Tonus des Charakters. Durch beständiges Tadeln gewisser Handlungen und stetes Loben anderer erziehen die Eltern ihre Kinder, d. h. sie beherrschen und befestigen gewisse Urtheile. So kommt es denn, was in einem Lande für Anstand und Tugend gilt, in einem andern als Roheit und Laster angefeindet wird. Selbst Liebe beruht nur

auf einem Tonus der Seelenzustände, die so disponirt machen, daß Gedanken, Gefühle und Handlungen so harmoniren, um einen angenehmen Eindruck zu machen. Schriftsteller gefallen, die in einen solchen Tonus versetzen. Aesthetische Gefühle sind die Folge guter Erziehung und Bildung, indem aus der unbewußten Entwicklung unbewußt allmählig eine Art Instinct hervorgegangen ist, eine Veredlung, welcher alles Gemeine widerstrebt."

„Bevor Bildung und Erfahrung bestimmte Wege für die Ideenassociation gebahnt haben, strebt jede Bewegung des Gemüths direct sich nach außen zu kehren, entweder auf Organe des vegetativen oder des organischen Lebens. Kinder und Wilde haben deshalb lebhaftere Geberden. Anatomisch wurde von Pflüger u. A. nachgewiesen, wie die Hirnganglien auf Organe des niederen Lebens einwirken, den Puls beschleunigen, Lachen, Singen, Weinen u. s. w. veranlassen. Leidenschaft besteht daher in Sympathie des ganzen Nervensystems, wobei nur Kultur hemmend und unterdrückend einwirkt. Ahmen wir dagegen eine Gemüths-erregung, z. B. Zorn, nach, so gerathen wir sehr leicht wirklich in dieselbe. Wie wir unsere intellectuelle Thätigkeit durch die Mitwirkung der Gefühlsorgane verstärken, indem wir unsere abstracten Vorstellungen durch sinnliche Vergegenwärtigung zu bestimmten Bildern gestalten, so wird auch in unfrem Gemüthsleben eine Leidenschaft stärker und bestimmter durch das Vorhandensein derjenigen körperlichen Zustände, die sich gewöhnlich hervorbringen, oder die, wenn sie auf anderem Wege entstanden sind, umgekehrt die Leidenschaft hervorzurufen trachten. Jede Leidenschaft hat ihren besonderen körperlichen Ausdruck in den Organen des animalischen Lebens, aber ihr Sitz ist das Gehirn, weshalb jeder gesteigerte Affect zur Leidenschaft wird.“

„Wie durch Verbindung und Vermischung von Vorstellungen zu Gruppen und Reihen sich allmählig ein Character entwickelt, so werden auch die zu den Vorstellungen gehörigen Gefühle und die Begehungen, welche jene begleiten, vermischt und zu einem entsprechenden Complex vereinigt, und so Neigungen und Abneigungen von der verschiedensten Art und Verbindung als Be-

standtheile des Characters organisirt. In der Folge davon wird dann oft das Verlangen, das ursprünglich auf einen bestimmten Zweck gerichtet war, auf die Mittel übertragen, durch welche dieser Zweck erreicht wurde. Daher kann eine unangenehme Handlung des Zweckes wegen angenehm erscheinen und zur Gewohnheit werden. Gleiches beobachtet man an ganzen Generationen. Die innere organische Anpassung, die der Verschiedenheit der äußeren Lebensbedingungen entspricht, pflanzt sich zuweilen auf Generationen als Naturanlage fort. Denn auch das Gehirn ist bildungsfähig für Vervollkommnung. Das sittliche Gefühl z. B. zeigt von einer veredelten Qualität, von einer höheren Organisation der nervösen Elemente, die im Laufe der regelrechten Entwicklung zu Stande kommt und eben so leicht durch eine physische Störung wieder vermindert und verschlechtert werden kann. In der durch Generationen hindurch erfolgten Veredelung der Menschen durch den Fortschritt in der Humanität ist die Höhe solcher Vollkommenheit erreicht worden, bei Verschlechterung und Demoralisation des Menschen ist eine der ersten Symptome der Verlust der Tugend, die Vernichtung des sittlichen Gefühls. Die innigen wichtigen Beziehungen der Affecte zum Vorstellen, welche jenen an Zahl und Verschiedenheit gleich kommen, beweisen zur Genüge, daß das Gesetz des Fortschreitens vom Allgemeinen und Einfachen zum Besondern und Zusammengesetzten auch für ihre Entwicklung volle Geltung hat.“

Man hat eine Menge von Gefühlen specialisirt in den Psychologien, aber diese Species existiren gar nicht, denn sie sind nur verlarvte Vorstellungen oder beginnende Willensäußerungen, weshalb sie in diesen Kapiteln nicht weiter zu besprechen sind. Was ist Sympathie und Antipathie, Liebe und Haß, Mitleid und Zorn u. s. w.? Vorstellungsmassen, die in Handlungen übergehn, weil es sich um die Erhaltung des Lebens oder Wohlbehagens handelt. Hartmann und Carus haben vollständig recht, wenn sie den Ursprung des seelischen Lebens und den Lebenstrieb überhaupt im Unbewußten, d. h. im Organismus, suchen. Was man Gefühle nennt, das ist nur der Phosphorschimmer oder das Leuchten des Unbewußten, es

sind Nervenzustände, welche wirken, d. h. Folgen haben, Kraft auslösen müssen und für alles seelische Thun die unverwüßliche Urkraft liefern. Im Menschen, wenn er sich in Folge jahrhundert- und jahrtausendelanger Kultur entwickelt hat, erhebt sich der mechanische Verstand zur autonomen Vernunft, das sinnliche Gefühl des Egoismus zum Gemüth und zur Humanität, der sinnliche Trieb zum sittlichen Willen, zum Gesetz der Gesellschafts- und Staatsordnung. Wie oft bemerkt wurde, vermag die heutige Wissenschaft die Grenzlinie noch nicht anzugeben, aber die Thatsache darf sie nicht leugnen, daß zwischen dem Triebe eines Regers und dem gesetzgebenden Minister oder Parlamentsmitgliede in Europa ein gewaltiger Unterschied herrscht, d. h. im gebildeten Europäer wurde der Mensch zum Menschen, wenn auch bis jezt noch nicht überall und in jeder Beziehung, wogegen die Afrikaner und andre Völker auf dem thierischen Naturstandpunkte zurückblieben und sich nur durch Sprache und Sitten von Thieren unterscheiden. Die sogenannten Thierstaaten der Ameisen, Bienen u. s. w. enthalten trotz des verlockenden und verführenden Wortes nichts von dem, was man unter Staat versteht. Bunt mißbraucht die Sprache, wenn er solch instinctives Zusammenleben mit der angeerbten Arbeitstheilung Staat nennt. Nun gar von einer Ehe der Pflanzen sprechen, wie es einseitige Naturforscher thun, verräth Roheit des Denkens, mit welcher man nicht rechten kann.

III. Der sinnlich-seelische Willen.

6. Was ist der sinnlich-seelische Willen?

Allen Schulmeistern wird anbefohlen, den Willen auszubilden, und der freie Wille ist das Ideal aller Volksbeglückter, Socialisten, Theologen und Philosophen, obschon diese aus Erfahrung wissen sollten, daß sie (Spinoza, Wolf, Lessing, Kant, Fichte, Kuno Fischer, Vischer) das nicht lehren durften, was sie aus Ueberzeugung lehren wollten und sollten. Wie steht es denn unter solchen Verhältnissen mit dem freien Willen? Spinoza sagt: „Die Menschen irren sich, wenn sie frei zu sein glauben. Diese Meinung beruht darauf,

daß sie sich ihrer Handlungen bewußt sind, aber die Ursachen nicht kennen, welche sie dazu bestimmen. Es sind nur leere Worte zu sagen, die Handlungen hängen vom freien Willen ab. Was das eigentliche Wesen dieses freien Willens sei, wie er den Körper bewege, das sind Dinge, die kein Mensch weiß, und diejenigen, die sich anmaßen, vom Siege der Seele und ihrer Dauer zu sprechen, machen sich lächerlich oder erregen Mitleid. Von denen, die behaupten, daß sie reden, schweigen und handeln könnten gemäß freier Selbstbestimmung, kann ich nur sagen, daß sie mit offenen Augen träumen.“

Maudsley fährt fort: „Es ist sonderbar, wie Viele, die den Beweis für die Existenz einer Gottheit auf den Satz gründen, daß jedes Ding auf der Welt eine Ursache haben müsse, in ihrem Eifer für den freien Willen sich damit zufrieden geben zu sagen, der Wille könne sich selbst bestimmen und habe keine Ursache. Ein solcher Wille entspricht keiner concreten Realität in der Natur, wo wir im Willen die Wirkung einer Ursache erkennen, die je nach den Veränderungen der Ursache von wechselnder Beschaffenheit ist. Einen beträchtlichen Theil unsrer alltäglichen Handlungen haben wir als die Folge der automatischen Fähigkeiten des Rückenmarks kennen gelernt; die Sinnesorgane sind offenbar die unabhängige Ursache verschiedener anderer Acte, und andre Acte entspringen aus Vorstellungen oder Gefühlen. Wenn ein bestimmter Willensact das Resultat einer Reflexion ist, so stellt er physikalisch eine Kraft dar, welche in Folge der Uebertragung von Thätigkeit von einer Zelle oder Zellengruppe auf eine andre innerhalb der Lager der grauen Hemisphäre verwendbar oder frei geworden ist. Es muß daher die Modification dieses Zustandes der Centralorgane die Reflexion behindern und auch auf die hierauf resultirende Willenskraft von Einfluß sein, so daß diese Kraft nach Dualität und Quantität bei den verschiedenen Menschen und demselben Individuum den Veränderungen des nervösen Substrates entsprechende Abänderungen zeigt. Denn der Wille ist das Verlangen oder Widerstreben, das stark genug geworden ist, um nach geschעהener Ueberlegung eine Handlung hervorzubringen; der Wille richtet

sich also nach dieser jeweiligen vorhergegangenen Association, die wieder von körperlichen Zuständen bedingt wird. Was man als Motive unseres Wollens bezeichnet, sind unsere verschiedenen Sinnesempfindungen, Triebe und Affecte, wenn sie durch die Ueberlegung dem Urtheile des Verstandes unterworfen werden. Das Wollen ist daher eine besondere Kraft, die im Zeitpunkte ihrer Wirksamkeit bloß durch die Combination oder das Zusammenwirken der sie constituirenden Elemente ins Leben gerufen wird. Irrsinnige und Betrunkene glauben am festesten an ihre Willensfreiheit, Leidenschaftliche meinen frei zu handeln und sind doch Sklaven ihrer erregten Gefühle und Begierden. Unsere Urtheile hängen oft von Stimmungen ab, und nach Urtheilen handeln wir. Daher ist es eine Selbsttäuschung zu sagen, daß die Handlungen vom Willen abhängig sind, und dann nicht auch zu fragen, wovon der Wille abhängt. In der Natur pflegen wir von einer Ursache auf die andere zurückzugehen, um die erste Ursache aufzufinden, aber bei der Beurtheilung des Willens lassen wir die Naturgesetze ganz aus der Acht, als ob der freie Wille eben nur Laune und Willkür sei.“

„Wenn die endliche Reaction nach einer Ueberlegung, die wir Willen nennen, wie andre Arten der Reaction von Nerven-elementen aus einer gewissen moleculären Veränderung in einem Nervencentrum von bestimmter Constitution resultirt, dann muß auch die Zweckmäßigkeit eines bestimmten Willensactes, wie die Zweckmäßigkeit der Thätigkeiten des Rückenmarks, die physische Folge einer besonderen inneren Constitution oder Organisation der nervösen Materie sein, d. h. der Willensact, der der endliche Ausdruck eines Reflexionsvorganges ist, muß eine Vorstellung von dem verlangten Endzwecke enthalten — eine Vorstellung, deren Charakter durch den Reflexionsvorgang bestimmt wurde. Damit das Verlangen in die auf seine Befriedigung gerichtete Thätigkeit übergehen könne, ist das Bewußtsein des Endergebnisses der betreffenden Thätigkeit nothwendig, d. h. eine Vorstellung ihres Endzweckes. Das Verlangen giebt den Antrieb, welchen die Reflexion leitet, und der Willensact ist das Ergebniß jenes Antriebes. Die Zweckmäßigkeit

der Handlung hängt von der angeborenen Natur oder von Erziehung und Lebenserfahrung ab. In Folge der reactiven Anpassung des Gehirns an die Verschiedenheit der äußeren Eindrücke organisirt sich durch Entwicklung der höchsten Nervencentren die Reflexion der Seele als Fähigkeit. Der Ausdehnung und Art dieser Reflexion entspricht auch die Vollständigkeit der Vorstellung vom Zweck und von der Zweckmäßigkeit. Denn die Willensacte lassen wie Sinnesempfindungen und Vorstellungen ihre Residuen zurück, die in den Nervencentren organisirt werden und künftige analoge Willensacte leichter machen. Je cultivirter also der Geist und je mannichfaltiger die Erfahrung ist, desto größer wird auch die Kraft, Gedanken, Gefühle und Handlungen in der gehörigen Weise zu coordiniren, wie dies ja beim Rückenmark auch der Fall ist.“

„Der Wille ist eine veränderliche Kraft, welche durch vorausgehende Ursachen bestimmt wird, aber er wirkt auf untergeordnete Nervencentren innerhalb gewisser Schranken ein. Dagegen hat er über gewisse Bewegungen, die für die Fortdauer des Lebens nothwendig sind (Athem, Herzbewegung, Eingeweide, Arterien) keine Gewalt, eben so wenig beherrscht er jene willkürlichen Bewegungen, welche zuvor sorgfältig müssen eingeübt werden (Gehen, Schreiben, Singen, Springen) denn die Uebung muß solche Bewegungen in den betreffenden Nervencentren organisiren. Der Wille macht dann diese bereits organisirte Bewegung nur frei, indem er gewisse Nerven und durch diese die Muskeln erregt, wovon das Bewußtsein nichts weiß und sie nicht anordnet. Da selbst unsere Vorstellungen allmählig durch Erfahrungen sich bilden, und auch ihre Association der Erfahrung gemäß erfolgt, indem beide Vorgänge auf dem organischen Leben beruhen, und außerhalb des Bereiches des Bewußtseins liegen, so kann der Wille offenbar weder das Material für die Gedanken noch die Gesetze der Wechselwirkung unter den Vorstellungen bestimmen, sondern muß vielmehr die Vorstellungen und den Modus ihrer Association als fertige Thatsache und organisirte Resultate annehmen, kann eingegangene Verbindungen nicht trennen, neue Vorstellungsketten nicht hervorruhen.“

Ist dagegen deren erstes Glied ergriffen, so erfolgt die Aufeinanderfolge der Vorstellungen regelmäßig in Uebereinstimmung mit dem durch Erziehung und Bildung geordneten System. Die Seele (das Unbewusste) beginnt einen bestimmten Gedankenzug, die Gedanken rufen sich dann der Reihe nach selbst hervor. Uebung und Bildung können daher die Willenskraft nur kräftigen und erweitern, doch wird dabei vorausgesetzt, daß sich bereits feste Reihen von Vorstellungen in der Seele gebildet haben, welche dann mit Nothwendigkeit auf einander folgen wie Naturereignisse. Lernen wir diese Gesetze kennen, so können wir die Bedingungen für ihr Wirken so gestalten, daß wir eine Abänderung des Enderfolgs herbeiführen, indem wir die Gesetze zu unserem Nutzen und für unsere Zwecke verwenden. Es ist aus demselben Grunde dem Willen unmöglich, vorhandene Vorstellungen zu entfernen; denn zwei Vorstellungen können nicht zu gleicher Zeit im Bewußtsein bestehen, vielmehr wird die eine die andre verdrängen, um einen neuen Gedankengang anzubahnen, wogegen die alte wieder aufzutauhen sucht oder in latenten (schlafenden) Zustand übergeht. Tauchen diese schlafenden Vorstellungen wieder auf im Bewußtsein, so können sie die vorhandenen wieder verdrängen, und dann sagen wir: das Denken macht frei. Vorstellungen bilden sich durch Beobachtung und Reflexion, und jedes Vorstellungscentrum ist zugleich auch Reactionscentrum für das Wollen, da auch nach Spinoza Denken und Wollen dasselbe Ding sind.

„Denken wir uns, die erste in der Seele eines Kindes auftauchende Vorstellung reagire nach außen, lasse aber in dem betreffenden Nervencentrum ein Residuum zurück. Tritt dieselbe Vorstellung zum zweiten Male auf, so ist bereits ein Streben zu ähnlicher Reaction vorhanden. War die erste Vorstellung Schmerz, so wird die Reaction denselben abwehren, im Wiederholungsfalle vorbeugen oder zurückhalten. So entsteht also ein Wollen in der Seele. Wie die Vorstellungen in der Seele sich vervielfältigen und sich zu Gruppen oder Reihen associiren, so wird der Prozeß complicirter. Die Residuen von Willensacten bleiben wie die von

Empfindungen und Vorstellungen in der Seele zurück und machen künftige gleichartige Willensacte leichter und bestimmter. Das allgemeine Wollen repräsentirt gewisse Reihen oder Gruppen von Vorstellungen und verleiht gewissermaßen dem richtigen Ablauf ihrer coordinirten Thätigkeit Ausdruck. Durch die Beständigkeit dieses allgemeinen Wollens in der Seele und sein wirksames Eingreifen daselbst wird der Charakter unseres Denkens, Fühlens und Handelns auf eine für uns unbegreifliche Weise abgeändert. Manche Handlungen sind uns anfangs unangenehm und werden uns schwer, nach öfterer Wiederholung aber angenehm und zur Gewohnheit, selbst ähnliche Acte werden dann leicht und angenehm, so daß unser Urtheil sich auch ändert.

„Demnach ist Wollen ein veränderliches und dem Grade nach verschiedenes Organisationsresultat. Jeder einzelne Willensact hat sein Centrum in einer Ganglienzelle oder Gangliengruppe der grauen Hirnrinde, wo ein Empfindungsnerf einmündet und ein Bewegungsnerf ausgeht, und die wohlgeordnete Coordination der Thätigkeit der höchsten Centren im Seelenleben nennen wir Wollen, welches wir durch stufenmäßiges Ueben ausbilden zu verstandesgemäßen Handlungsvermögen. Zwei Bedingungen ermöglichen die vollkommene Willensthätigkeit: vermöge einer ungehinderten Ideenassociation rufen die Vorstellungen einander leicht hervor und kann nun eine vollständige Ueberlegung erfolgen; dann muß aber auch ein fester Charakter zwischen sich widerstrebenden Vorstellungen und Begehrungen entscheiden können. Der Charakter aber ist das Resultat einer auf eine gut constituirte originäre Natur angewandten guten Erziehung, und er bestimmt in jedem einzelnen Act direct den Willen. Dieser dagegen wirkt auf den Charakter indirect, indem er die Verhältnisse bestimmt, die das Ich in der Folge allmählig anders machen. Dieses Ich ist eine Combination, die alle Residuen vergangener Gefühle, Gedanken und Willensacte in sich faßt, daher fort und fort wechselt, wenn auch unbemerkt außer bei plötzlichen inneren oder äußeren Ereignissen. Geht das Gleichgewicht der Seele plötzlich verloren, geräth das Ich mit sich in Zwiespalt, so er-

folgt Irrsinn. Es giebt keinen besonderen fleischlichen und geistigen Willen, denn nur Gedanken oder Begehungen erzeugen den Willen.

„Das, was der Mensch gethan hat, zeigt uns, was er wollte, fühlte und dachte, d. h. die Resultate seiner Natur, seiner Constitution und Lebenserfahrung. Ausbildung des Willens ist daher gleichbedeutend mit Ausbildung des Charakters, die Richtung dieser Bildung können indirect äußere Verhältnisse bestimmen. Könnte man einen Menschen ganz durchschauen, seine Beweggründe aus obwaltenden Lebensbedingungen ableiten, so könnte man seine Handlungsweise für jeden einzelnen Fall voraussagen, weil man wüßte, welche Leidenschaften, Interessen oder Grundsätze ihn in Bewegung setzen. Die Leichtigkeit und Vollständigkeit der Ideenassociation hängt von dem Zustande der nervösen Elemente ab. Ein mit Affect verbundenes Vorstellen schwächt den Willen, doch können plöbliche Affecte auch den Willen beschleunigen. Wird die Leidenschaft in richtigen Schranken gehalten und wirkt sie unter der ruhigen Herrschaft der Vernunft, so ist sie eine sehr mächtige Kraft, verleiht dem Ausdruck der Gedanken Gluth und Stärke. Doch übereilen sich manche Reformatoren, weil sie die bestehenden Verhältnisse zu wenig achten, die erforderlichen Bedingungen zum Gelingen nicht herbeischaffen, sondern ihr Princip in die Welt hinaus schleudern und beim Mißlingen muthlos werden oder spotten; denn jeder Fortschritt wird nur möglich als naturgemäße Entwicklung aus bestehenden Thatsachen. Wenn man etwas erreichen will, muß man mit verständigem Blick die Ereignisse übersehn und sie als einfache Wirkungen von Naturgesetzen betrachten, den Charakter und die Wichtigkeit des Bestehenden erwägen und die wahre Bedeutung der obschwebenden Frage richtig auffassen.

„Ohne Zweifel ist der Wille die höchste Kraft in der Natur, die letzte vollendete Blüthe all' ihres wunderbaren Strebens. Als natürliches Product der höchsten und vollkommensten Reflexion stellt er jene reactive Thätigkeit des Menschen dar, die auf's Feinste und Genaueste der besten Erkenntniß und Einsicht in die Be-

ziehungen angepaßt ist, in denen er sich bewegt. Daher die unendliche Kraft menschlichen Willens, die wir in dem Leben außerordentlicher Männer entfaltet sehn. Sie harmoniren mit dem Strome der Ereignisse, in dem sie leben; indem sie in sich selbst die in ihrer Umgebung wirksamen Kräfte coordiniren, vollbringen sie, was zu ihrer Zeit der Welt am Herzen liegt. So ist die Kraft, die sie entfalten, nicht ihre eigene, es ist die Kraft des Universums, zu deren Werkzeugen sie wurden.“

„Bedenken wir, wie so die intellectuellen und socialen Kräfte eines Zeitalters in dem Werk eines Genius coordinirt werden, und dagegen wieder, wie die Thätigkeit der verschiedenen Nervencentren des Körpers in den Kundgebungen des Willens sub- und coordinirt werden — wie sie so zu sagen eine Zusammenfassung von verschiedenen Kräften in einen bestimmten Willensmodus darstellen, — so können wir uns eine Vorstellung machen über den Modus jener Höhergestaltung von Kraft und Stoff in der Natur, die wir in ihren innersten Prozessen nicht mehr verfolgen können. Durch die Kraft eines wohlorganisirten Willens reagirt der Mensch verstandesgemäß auf die Außenwelt, bringt sich selbst in vollkommenen Einklang mit seiner Umgebung, assimilirt und einverleibt sich die Natur und kommt so in seiner organischen Entwicklung vorwärts. Das Wollen in seiner höchsten Entwicklung ist daher eine schöpferische Thätigkeit, denn es giebt Anstoß zu neuer Entwicklung der Natur.“

Dagegen hebt Hartley hervor, daß der Wille etwas Mechanisches ist, weil Verlangen und Abneigung, Liebe und Haß u. s. w. etwas Erworbenes und durch Association mechanisch Entstandenes sind. Abneigung und Begierde entstehen ohne Ueberlegung; Begierde aber ist nicht freie Wahl, sondern nothwendige Folge einer Ursache; überall herrscht daher Nothwendigkeit, weshalb für Freiheit kein Raum übrig bleibt innerhalb des sinnlich-seelischen Lebens.

7. Entstehung und Arten des Willens.

Einen Willen als besondere Geisteskraft giebt es also nicht, wie Maudslay handgreiflich zeigte, vielmehr ist der Willen nur eine

Reaction, die aus der Bereinigung von Gefühl und Vorstellung hervorgeht und auf die ableitenden Nerven wirkt. Wir pflegen im gewöhnlichen Leben einen Willen da vorauszusetzen, wo wir eine Bewegung bemerken, weil wir aus Erfahrung einen Zweck derselben voraussetzen und unterscheiden, den sinnlichen, rein mechanischen Willen nicht von dem bewußten und sittlichen, obschon jener Naturnothwendigkeit, dieser aber freier Entschluß ist.

Der Ursprung des Willens liegt in der Empfindung, denn ihn veranlaßt die Erregung der Wahrnehmungsorgane. Werden diese durch einen Reiz aus ihrem bestehenden Molecularzustande gebracht, verändern sie sich, so muß eine Gegenwirkung des bestehenden Zustandes erfolgen. Die Nervenorgane werden sich für Aufnahme des Reizes empfänglich zeigen oder dieselben abweisen. Eine Thätigkeit muß nothwendig erfolgen und in dieser liegt der Embryo des Willens eingebettet. Behagt der neue Reiz, so verwandelt sich die angenehme Empfindung in die Vorstellung, daß der Reiz uns befriedigt, und aus dem Erhaltungstriebe wächst das Verlangen heraus, die Dauer des Reizes zu verlängern. Stimmt der Reiz unbehaglich, so strebt der Organismus ihn abzuhalten. Soll der Reiz beibehalten werden, so muß man ihn erneuern oder durch gleiche Reize verstärken. Dies lernt die Vorstellung nach und nach aus Erfahrung, indem sie im Gedächtniß behält, daß gerade dieser Reiz ein angenehmer ist, und sich die Mittel merkt, wie seine Dauer verlängert wurde. Später entwickelt sich aus den wiederholten Erfahrungen die Ueberlegung, indem sie in Folge der erwachten Gefühle das Verlangen prüft, den Grund erkennt, den Zweck feststellt und über die Zweckmäßigkeit der Bewegungen verfügt.

Das Verlangen ist eine Vorstellung in Folge einer Gefühls-
 erregung eines vorwaltenden Zustandes, gegen welchen man Zu-
 oder Abneigung fühlt. Im Verlangen empfindet man dunkel und
 instinctiv einen Mangel oder eine Belästigung, je nachdem Unge-
 nehmes fehlt oder Unangenehmes vorhanden ist; in ihm spricht sich
 aber auch das Wissen des verursachenden Grundes aus, weshalb
 wir uns in die vorwaltende Stimmung versetzt fühlen. Es bedeutet

also den Uebergang der Wahrnehmung in eine Vorstellung der Angemessenheit oder Unangemessenheit, eine bewußte Reaction gegen sinnliche Eindrücke, welche sich im Streben oder Abwehren offenbart. Nimmt nemlich der angenehme Zustand ab, so entsteht das Gefühl eines beginnenden Mangels; weil aber das Ich den Grund dieses Mangels instinctiv erkannt hat, so geht das Verlangen in Thätigkeit über, es wird zum Streben, mit welchem der unbewußte Wille beginnt. Je klarer die dabei mitwirkenden Vorstellungen hervortreten, um so bewußter wird das Streben, welches im Bereiche des sinnlichen Lebens zum Trieb, zur Begierde und Leidenschaft heranwächst, im Kreise des geistigen Lebens aber zum sittlichen selbstbewußten Willen, welcher der Pflicht und dem Gesetz gehorcht, nicht leiblichen Bedürfnissen.

Der Wille hat seinen Ursprung demnach in dem Gefühle eines wirklichen oder drohenden Mangels, welches nach den Gesetzen der Nervenverbindung von den Gefühlsorganen auf die Denk- und Bewegungsorgane übergeht, d. h. das Verlangen wird zum Streben, nachdem die Vorstellung den Grund des empfundenen Mangels aufgefunden hat und diesen Grund nun zum Motiv oder zur Ursache einer Handlung macht. Wenn der Säugling Hunger empfindet, so sucht er nach der Mutterbrust; denn er empfindet Nahrungsmangel und weiß aus Erfahrung, daß ihn Saugen sättigt. Daher saugt er an jedem vorgehaltenen Gegenstande. Er verlangt nach Nahrung und strebt durch Saugen das Verlangen zu stillen, unterscheidet also logisch richtig Ursache und Folge. Je mehr Vorstellungen im Verlangen enthalten sind, um so reichhaltiger und vielartiger gestalten sich die Strebungen des Handelns.

Die ersten Strebungen werden durch den Trieb der Lebenserhaltung erregt und beziehen sich auf Nahrung, Bewegung, Begattung, Sorge für die Nachkommen, was man also Instincthandlungen nennen könnte. Da sie auf Genuß gerichtet sind, so nennt man sie Begehren. Das Verlangen bleibt nur allgemeine Stimmung und Thätigkeitsdrang, das Begehren dagegen besitzt bereits einen besondern Inhalt, und im Streben erkennen wir Inhalt und

Richtung des Begehrens. Jedes Begehren ist ein egoistisches Gefühl und als solches unerklärbar; die Vorstellung erst bringt gewissermaßen Bewußtsein in das Begehren, indem es darüber aufklärt, was und warum begehrt wird, und nun tritt der Drang zur Ausführung vermittels der Muskelreflexe ein.

Will man daher die Arten des Willens in ein System bringen, so muß man das Begehren mit einrechnen und etwa so classificiren: 1) Begehrungs-handlungen, in denen das Gefühl vorwaltet; 2) Reflex-handlungen, die man sich durch Sitte und Gewohnheit angeeignet hat; 3) bewußte und überlegte Handlungen, in denen Vorstellungen vorwalten. Die Motive der ersten Klasse liegen in Gefühlsstimnungen, die der zweiten Art sind bewußtlose und die der dritten Klasse bilden den Uebergang zu den sittlichen Handlungen, zum selbstbewußten freien Willen. Die drei genannten Klassen fallen in das Gebiet des sinnlichen (seelischen) Willens, welchen der Mensch mit den Thieren gemein hat; sittliche Handlungen dagegen gehören ausschließlich dem denkenden Menschen an, und setzen einen gewissen Grad von Bildung, Wissen und Erkenntniß voraus, weil ihr Motiv im Gewissen und in sittlichen Grundsätzen liegt. Der sinnliche Wille wird angeboren, den sittlichen Willen erwirbt man sich.

Begehrungs- oder Gefühls-handlungen entstehen aus dem Selbsterhaltungstrieb, wurzeln also im Egoismus als dem angeborenen Urmotive vieler Handlungen. Dabei handelt es sich nur um das Verhalten des Individuums gegen die Außenwelt und deren Wirkungen, welche angenehme oder unangenehme sein können, weshalb das Streben dahin sich richtet, angenehme Eindrücke sich zu verschaffen oder beizubehalten, unangenehme aber abzuweisen oder zu entfernen. Je nach dem Vorstellungsinhalte dieser Gefühle kann es eine Menge von Arten und Stufen geben, von denen die Sprache nur einige bezeichnet, bei denen dann auch die alte Psychologie stehen bleibt. Freude und Schmerz sind je nach ihren Vorstellungsmotiven verschieden, haben auch ihre physiologischen und anatomischen Merkmale in Geberden, Blutumlauf, Blick und Eingeweide

und äußern sich bei jedem Individuum je nach dessen Constitution, Temperament und Erziehung verschieden, weshalb sich allgemeine Kennzeichen nicht angeben lassen. Der gebildete Mensch soll sich beherrschen, die Ausbrüche übermäßiger Freude, des Mergers und Jornes, des Neides und Hasses u. s. w. unterdrücken. Ward er zu dieser Selbstbeherrschung erzogen, so ist es schwer, zu errathen, was in ihm vorgeht. Beherrscht er sich, oder heuchelt er, oder verstellt er sich, oder ist er leicht- oder stumpfsinnig, feinführend oder roh? Wer kann wissen, was der Einzelne bei Worten denkt, wie weit seine Geberden die Kennzeichen seiner Gefühlsregungen sind? Liegt in seinen Gesichtszügen Schadenfreude, Haß, Neid oder sind sie convulsivische Zuckungen als Folgen einer Krankheit oder mangelhafter Muskelregierung? Wer kann aus Blicken Gedanken errathen?

Man kann die Gefühle nur in angenehme oder unangenehme eintheilen und in ihrer Wirkung auf die Centralorgane des Sensoriums die erste Veranlassung zu einer Action oder Reaction sehn. Jeder Sinn hat sein Gebiet des Angenehmen oder Unangenehmen, die zu Lust oder Schmerz werden, wenn sie tiefer in den Nervenzustand eingreifen durch größere Stärke oder längere Dauer. Angenehmes erweckt Behagen, Unangenehmes aber Mißbehagen; tritt in dem Angenehmen die Harmonie, das Ebenmaß hervor und stimmt Augen- und Ohrenorgane behaglich, so nennen wir dieses Gefühl das Schöne, im entgegengesetzten Falle das Häßliche, wirkt es auf unsre moralischen Vorstellungen angenehm, so nennen wir dieses Behagen das Gute, das Unbehagen das Schlechte, unterscheiden mithin die Gefühle stets nach ihrem Vorstellungsinhalte, welchen sie mit Gleichartigem vermehren oder zur Abwehr zwingen. Es treten in unsern Gefühls- und Nervenzustand Zuwachs oder Hemmiß ein, welche nothwendig zu Strebungen führen, in denen jene Gefühlszustände als ihr Wesen zum Vorschein kommen. Wir fühlen unsre Kraft überlegen (Lust) oder unterliegend (Schmerz), eine Steigerung oder einen Gegensatz als Hemmung.

Wird unser Gefühl erregt durch etwas, was unsre besondre

Theilnahme besitzt, oder uns an eigne durchlebte Zustände erinnert, so nennen wir diese Gefühlsverwandtschaft Sympathie oder Mitgefühl, die in Mitfreude oder Mitleiden bestehen kann. Befindet es sich im Gegensatze zu unfrem Zustande, so entsteht Antipathie, welche Verdruss und Schmerz verursacht, wogegen die Sympathie Lust und Heiterkeit erregt. Stärkere Gefühle verändern das Gleichgewicht des vorhandenen Zustandes heftiger und heißen deshalb Gefühlserregungen oder Gefühlserschütterungen (Affecte). In jedem Falle entsteht eine Spannung in den Organen. Werden die vorhandenen Gefühle durch gleichartige angenehme vermehrt, so entsteht eine Ueberfüllung, überwältigen aber Gefühle anderer Natur die Vorstellungsorgane und verdrängen die behaglichen gewohnten Gefühlsvorstellungen, so verursacht dieser eintretende Mangel Unbehagen und reizt zur Gegenwehr, zum Kampfe. Dieser Zustand bringt uns aus dem Gleichgewicht der seelischen Zustände, man kommt „außer sich“, „verliert den Kopf; kennt sich nicht mehr, verliert alle Fassung.“ Die Lust steigert sich bei anhaltender Dauer zur Heiterkeit, bei zuströmenden neuen Lustgefühlen zur Lustigkeit, Ausgelassenheit, als Ausdruck der allgemeinen Stimmung. Gefühle, die uns trotz ihrer Mannichfaltigkeit als Einheit faßlich und angenehm werden, bringen uns zur Bewunderung und zum Entzücken, vermögen wir sie nicht zusammenzufassen, so setzen sie uns in Staunen und Verwunderung, besonders wenn sie unerwartet kommen; ergreifen sie alle Vorstellungs- und Gefühlsorgane, so reißen sie uns zur Begeisterung hin und beherrschen all' unser Thun.

Die Hoffnung entsteht durch die Vorstellung der Erwartung von Angenehmem, sie erweckt daher Muth, indem sie die Vorstellungsorgane belebt, sehn wir uns dagegen enttäuscht, so erfolgt Trauer und Niedergeschlagenheit, Verzagtheit und Verzweiflung. Besitzen wir noch die Spannkraft des Muthes, so kann die Hoffnung zur Entzückung und Schwärmerei werden; peinliche Hemmnisse erregen dann unsern Zorn, der zur Gewalt greift, oder sich mit Spott und Hohn begnügt, indem er die Form der Lustigkeit au-

nimmt, oder als Grimm uns quält, wenn er muß zurückgehalten werden. Die lang anhaltende Traurigkeit, welche keine ermutigenden Vorstellungen aufkommen läßt, gestaltet sich zur vorherrschenden Stimmung der Schwermuth oder Melancholie. Das Verweilen bei traurigen Erinnerungen verursacht Kummer, macht kleinmüthig und hoffnungsarm. Erwarten wir Unangenehmes, so spricht sich die erste Regung in der Angst und Besorgniß aus, bemächtigen sich aber solche Vorstellungen aller Vorstellungsorgane, so erwacht Furcht mit ihren erdachten Gefahren und lähmt die Reaction, wie uns auch das plötzliche Eintreten von etwas Unerwartetem Schrecken macht und lähmend wirkt. Erkennen wir uns als die Ursache eines eintretenden Schmerzes, so empfinden wir Betrübniß und Reue; fühlen wir unsre Ohnmacht schmerzlich, so erregt dies Scham, wir fühlen uns vernichtet und gerathen oft in Verzweiflung, wenn ermutigende Vorstellungen nicht können gebildet werden. Selbst Thiere empfinden Scham; denn wenn sie mit einander kämpfen um ein Weibchen, so schleicht sich der Besiegte davon, und Spuren von Reue kann man darin finden, daß manche Thiere eine angefangene Handlung plötzlich aufgeben, um eine andre zu beginnen; hat der Hund die verdiente Strafe erhalten, so springt er fröhlich um seinen Herrn herum, wie wenn er Besserung geloben wollte.

8. Motive zu Willenshandlungen.

Bei unbefangener Beurtheilung der Thatfachen muß man zugestehn, daß Gefühle und Begehrungen Vorgänge sind, die schnell in einander übergehn, also zu Bewegung und Kraftumsatz werden, um als Streben oder Wollen zur Reaction (Ableitung nach außen) zu werden, d. h. sich umzugestalten. Wenn man einst den Bau des Gehirns namentlich die Verbindung der einzelnen Organe und Centren mittelst Nervenfasern wird genauer erforscht haben, so wird Manches leichter begreiflich erscheinen, was uns jetzt noch wunderbar vorkommt.

Die sinnliche Erregung, welche in den Nervenwurzeln des verlängerten Markes ankommt, wird auf die Fasern der Vorstellungs- und Gefühlsorgane geleitet; in jenen verwandelt sie sich in Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff u. s. w., in diesen zu Gefühl, Begehren, Gemüth u. s. w. Die Zustände dieser beiden Organe werden von demselben äußeren Eindrucke herbeigeführt, enthalten also Gleiches in verschiedener Form. Dieses Gleiche vereinigt sich mittels correspondirender Fasern, indem die Vorstellungen ihren Inhalt, (ihre Spannung) wie auch die überfüllten Gefühlsorgane ihre Spannung auf die Bewegungsorgane überleiten, in denen die ganze Bewegung gewissermaßen abfließt in einer Handlung. Diesen Mechanismus nennen wir Willen, sobald uns Zweck und Wahl der Mittel in's Bewußtsein treten oder deutlicher gesagt, Vorstellungen und Gefühle zu Motiven werden.

Gefühle, wie bereits nachgewiesen wurde, vereinigen sich oder widerstreiten einander, wie es auch Vorstellungen thun. Es herrscht auch bei ihnen das chemische Gesetz der Affinität oder Verwandtschaft. Man sagt auch bildlich: sie verschmelzen mit einander, unterdrücken einander, sinken unter und tauchen wieder auf. Es mögen dies Prozesse sein, wie sie beim Entstehn chemischer Verbindungen und Scheidungen in ähnlicher Weise vorkommen. Da sich solche Vorgänge unsrer Beobachtung entziehen, so können wir nur aus den fertigen Erscheinungen auf sie als deren Ursache schließen, um sie zu erklären, und haben dazu einen guten Grund, denn jeder thätige Nerv muß eine chemische Veränderung erlitten haben, weil er sauer reagirt.

Manche Gefühle bewirken ohne Weiteres Muskelreflexe, als unwillkürliche Bewegungen, die wir oft für bewußte Willenshandlungen halten, indem wir eine Absicht voraussetzen. Wenn wir einen Sterbenden in mechanischen Zuckungen liegen sehn, so meinen wir, er müsse dabei Schmerzen empfinden, denn wir sehn in den Zuckungen Ausdrücke eines großen Schmerzes. Dabei vergessen wir, daß wir bei vielen Beschäftigungen, bei hohen, bei gymnastischen

Uebungen dieselben Bewegungen ausführen, ohne dabei Schmerzen zu fühlen, nur stellt sich endlich natürlich eine Ermüdung ein, weil wir vorhandenen Stoff verbrauchten.

Gar Vieles thun wir ferner mechanisch ohne besonderen Willenstrieb aus Gewohnheit, in Folge der Erziehung und Sitte, wenn solche Handlungen so oft wiederholt sind, daß sie bei der leisesten Anregung von selbst erfolgen. Erst wenn wir uns solche Gewohnheiten abgewöhnen wollen, bemerken wir deren Macht, und es kostet uns oft einen schweren Kampf, ehe die Vorstellung stark genug wird, die angewöhnten Gefühle und Bewegungen nach einer andern Richtung zu leiten. Heimweh, Vaterlandsliebe, Trauer um Verstorbne haben ihren ersten Grund in dem peinlichen Gefühl, daß Bekanntes, Gewohntes uns fehlt. Ja selbst alte Kleider sind uns lieber als neue, weil wir uns an sie gewöhnt haben, auch wenn sie unbequem waren. Wer zu einer bestimmten Stunde Kaffee zu trinken, eine Gesellschaft zu besuchen, dort einen bestimmten Platz einzunehmen gewohnt ist, wird sich unbehaglich fühlen, wenn der Kaffee nicht zur rechten Zeit da, wenn der Stuhl besetzt ist, auf welchem man zu sitzen pflegte. Kindern wird das Stillsitzen in der Schule, das Ausharren bei einer Arbeit u. s. w. schwer, weil sie Wechsel und freies Umhertreiben gewohnt sind.

Wer den Willen lenken will, wie es die Erziehung thun soll, muß auf Gefühle und Vorstellungen zugleich einwirken, indem er zu vorhandenen zur Verstärkung entsprechende ähnliche fügt, oder entgegengesetzte Gefühle hervorruft, wenn er vorherrschende unterdrücken will. Um aber Gefühle umzugestalten oder auszubilden, bedarf man entsprechender Vorstellungen, indem man zukünftiges Angenehme oder Unangenehme vorzeigt, sowie die Mittel, deren man bedarf. Man muß Motive erzeugen, weil jede Erziehung ihre Stärke in der Bildung hat; fehlt dieselbe und die Entwicklung richtiger Urtheile, so bleibt die Erziehung ein mechanisches Abrichten und Drillen, wie es Unterofficiere mit Recruten, Jäger und Reitmeister mit Hunden und Pferden machen, indem sie mit Gewaltmitteln Gewohnheitshandlungen erzwingen

In dem, was wir Wollen nennen, liegt gar Vieles, weil jede besondere Erregung, jede Sinneswahrnehmung das Motiv zu einer Willensregung giebt, die zur That heranreift, wenn sie die erforderliche Kraft erlangt, Hemmnisse und Gegeneinflüsse zu überwinden. Im engeren Gebiete des Vorstellungslebens sind Interesse und Aufmerksamkeit solche Willensregungen oder Begehungen, indem die Vorstellung, etwas Angenehmes, Zusagendes zu erlangen, also die Erwartung eines Genusses die Organe in jene entgegenkommende Spannung versetzt, welche für die bevorstehenden Erregungen empfänglich macht. In dieser Geneigtheit, sich erregen zu lassen, die wir Aufmerksamkeit und Interesse nennen, liegt der Anfang und der Durchbruch eines Wollens, weil entgegengesetzte Begehungen zurückgedrängt werden. Der Aufmerksame begehrt einen Genuß zu erlangen und fortzusetzen, bis die Fassungskraft erschöpft ist oder die Erwartung sich getäuscht fühlt. Dann tritt Unaufmerksamkeit ein. Im Kampfe zwischen ihr und der Aufmerksamkeit wechselt die Richtung des Interesses, es wendet sich auf andre Gegenstände, kehrt zum ersten zurück, um sich wieder abzuwenden u. s. w., und diese Unentschiedenheit des Interesses nennen wir Zerstreuung. Im Interesse liegt eine sympathische Geneigtheit für die kommenden Vorstellungen; entsprechen diese unserer Erwartung, so dauert das Interesse fort, es steigert sich, es wird gefesselt; finden wir uns getäuscht, so schwindet das Interesse und wir finden uns gelangweilt. Das Interesse entspringt aus einem Verlangen nach Genuß, den wir als sicher erwarten; es ist eine Erwartung bestimmten Inhalts, welche in der Aufmerksamkeit zur passiven That wird, indem man sich den erwarteten Vorstellungen ganz hingiebt, alle übrigen dagegen zurückdrängt. In der Aufmerksamkeit bereitet sich die Seele auf das Kommende vor; sie ist gewissermaßen eine elektrische Spannung, die den Gegenpol erwartet, um sich in dem Gefühl der Befriedigung zu entladen. Wer etwas nicht hören oder sehen oder essen will, der wird dem Angebotenen keine Aufmerksamkeit schenken. Der Aufmerksame will, er begehrt das Angebotene, Erwartete, und dieses Will geht von

der Vorstellung aus, daß er Zusagendes erlangen wird. In der Aufmerksamkeit kommt die Neigung, das Interesse als That zur Ausführung, tritt das Interesse aus dem Kreise des sympathischen Gefühls zur That der Anpassung über. Denn diese Anpassung und das Zurechtmachen kennzeichnet die Aufmerksamkeit als stille Willensrichtung. Vortragende und Lehrer verlangen daher Aufmerksamkeit; doch meint man mit diesem Worte meistens auch die Dauer des Interesses und der Spannung, welche dadurch erreicht wird, daß jeder einzelne Act des Erwarteten bei seinem Erscheinen befriedigt und die Aufmerksamkeit in der Erwartung sich mit derselben Kraft auf das Nachfolgende richtet, das Ganze also gewissermaßen ein electrisches Funkenprühen wird, bis der electrische Stoff erschöpft ist und Abspannung eintritt.

Aufmerksamkeit schließt in sich eine Regung der Geneigtheit zum Wollen, und zwar zum passiven Wollen, und diese Neigung geht aus einer Erwartung hervor. Anders entsteht das Begehren; in ihm vereinigen sich Vorstellung und Gefühl. Das Gefühl bringt die Nachricht von etwas Angenehmen oder Unangenehmen; bei Wiederholung dieser Gefühle erkennt die Seele die Ursache derselben, ermisst deren Folgen und wird die Wiederholung erstreben oder zu verhindern suchen. Es entsteht daraus der Willensdrang des Begehrens oder Verabschueens, des Zustrebens oder Widerstrebens. Angenehme Eindrücke wünscht man zu erneuern, begehrt dieselben und der Verstand giebt die Mittel an die Hand, wie dies geschehen kann, worauf das Begehren sofort in ein Streben übergeht. Bei unangenehmen Eindrücken geschieht das Gegentheil, indem man Mittel anwendet, um sie zu entfernen und unmöglich zu machen.

Den Inhalt des Begehrens und Strebens liefert die Vorstellung, die Anregung dazu das Gefühl. Wenn einem Kinde ein Apfel geschmeckt hat, begehrt es einen zweiten; und wenn es einen Apfel sieht und sich des angenehmen Geschmacks desselben erinnert, so erwacht sofort das Verlangen, denselben zu essen. Der Anblick des Apfels erinnert an den Genuß und die Vorstellung sagt, daß

der Genuß sich wiederholt, wenn der Apfel genossen wird. Das Kind greift ohne Weiteres nach dem Apfel oder bittet darum, wenn es gut erzogen ist. Jeder Reiz weckt ein Begehren oder ein Verabscheuen; man hört daher unterhaltende Erzählungen gern wieder und wenn der Großvater kommt, der schöne Geschichten zu erzählen weiß, so werden die Enkel ihn bestürmen, wieder die schönen Geschichten zu erzählen.

Folgt das Streben derselben Richtung und wird es ein bleibendes, so nennen wir es *Trieb*, welcher seiner sinnlichen Natur angemessen sich vorzugweise auf die Erhaltung des Lebens, des Geschlechtes und der unentbehrlichen Bedürfnisse richtet. Dann wird das Begehren zur *Neigung* und zum *Hang*, dessen Inhalt wiederum je nach den Vorstellungen, die es veranlassen, ein verschiedener sein kann. Bei zunehmender Stärke wird das Begehren zur *Begierde*, welche den Menschen oft mit der Kraft einer elementaren Naturgewalt beherrscht. Zu- und Abneigung hängen oft ab von der körperlichen Konstitution, vom Temperament, von Sinnesrichtung und Erziehung: sie können je nach ihrem Vorstellungsinhalte gut oder schlecht sein, wie es ehrenwerthe Begierde und niedrige, thierische giebt. Will man feiner unterscheiden, so kann man mit Raulich sagen: „Die Neigung ist nur die Stimmung zum Begehren, Hang aber ein wirkliches Begehren. Neigungen sind daher wandelbar, da sie nach Zeit und Umständen wechseln, der Hang aber sucht alles Ernstes sein Ziel zu erreichen. Ist die Neigung übermäßig stark, dann wird sie *Sucht* genannt, und dann wird der Hang zur *Leidenschaft*. Diese läßt sich in der Erreichung ihres Zieles nicht aufhalten, wird vielmehr bei jedem Widerstande nur heftiger und rücksichtsloser.“

Zu den Trieben rechnen manche Psychologen auch den *Instinct*, den man gewöhnlich auch als *Selbsterhaltungstrieb* auffaßt. In der Feinfühligkeit der Sinnes- und Ernährungsorgane mag er seinen Grund haben. Der Vogel als Luftthier ist jedenfalls viel empfindlicher gegen Temperaturunterschiede, die ihn zum Weiter-

ziehn antreiben; weshalb es auch möglich ist, daß sich der Vogel täuscht; wie denn zuweilen Tausende von Vögeln umkommen, weil sie zu früh in ihre alte Heimath zurückkehrten und nachkommende kalte Witterung nicht vertragen können, und wie die Aasfliege sich auf stinkende Blumen setzt, weil sie dieselben für stinkendes Fleisch hält. Da auch der Mensch oft durch Sinneswahrnehmungen und darauf erfolgende Reflexe geleitet wird, so begehrt er auch viel Instincthandlungen.

„Jedes Streben, sagt Drobisch mit Recht, rührt von einer Veränderung des gegenwärtigen Zustandes des Bewußtseins her und bezweckt zugleich einen solchen, mag er ein zukünftiger oder jetziger sein, mag man begehren oder verabscheuen; es gehn gewissermaßen chemische Verbindungen oder Ausscheidungen des Verwandten oder Entgegengesetzten vor sich. Das Angenehme ist ein Gegenstand des Begehrens, das Unangenehme Gegenstand des Verabscheuens. Hindernisse machen das Begehren zu einer Spannung, verursacht von Vorstellungen und deren Aufstreben in's Bewußtsein, wie auch das Verabscheuen durch einen Druck entgegengesetzter Vorstellungen hervorgebracht wird.“ Wird das Begehren durch die Erinnerung an etwas vergangenes Angenehmes oder durch Phantasiebilder erregt, so nennen wir sie Sehnsucht, tritt uns der Inhalt des Begehrens als Vorstellung entgegen, so wird das Begehren zum Wunsche, welchem eine gewisse Heiterkeit, Munterkeit und Freiheit anhaftet, weil die Vorstellungsrreihen leichter zu ordnen und leiten sind als Gefühle. Wird der Wunsch heftiger, so steigert er sich zum Verlangen, erregt er den Vorstellungskreis tiefer, so nennen wir ihn Interesse, welches sich Verwandtem, unserem Zustande Zugewandtem zuwendet.

Manche Begehungen wenden sich auf die Mittel, durch welche man einen Genuß erreichen kann, namentlich auf Besitz, Ansehen und Macht und werden dann zur Sucht oder zur Leidenschaft, wie oben bereits gesagt wurde. In der Liebe und dem Haß tritt das Begehren nach Genuß besonders hervor; der Liebende will den Gegenstand besitzen, sei es Geld, Ehre, Macht, weil er meint, dieser Besitz

werde ihn glücklich machen, so daß er also Angenehmes erwarten darf. Der Haß dagegen fühlt sich durch das Dasein des gehaßten Gegenstandes in seinem Lebensgenuß gehindert, und will ihn vernichten, um ein für allemal der Furcht vor demselben los zu sein. Wird das Bestreben blos auf den Besitz gerichtet, ohne den Genuß sich zu erlauben, so wird es zum Geiz, wogegen Habsucht nur Begierde nach Besitz enthält. Es entstehen noch eine Menge anderer Suchten und Begierden, je nachdem sie auf diesen oder jenen Gegenstand gerichtet sind, z. B. Ruhmsucht, Ruhmbegierde, Ehrsucht, Selbstsucht, Eigennuß, Eitelkeit, Neid, Mißgunst u. s. w., die man unter dem Namen Gefühlserregungen zusammenfaßt, welche gleichfalls dem seelischen Leben angehören, aber stets Vorstellungen zum Inhalte haben. Erheben sich diese zu Begriffen und Ideen, so wird die Gefühlserregung zur Gemüthsbewegung.

Diesen Motiven zu Handlungen gegenüber stellt man den bewußten Willen, doch ist die Grenze zwischen Willen und Trieb schwer zu ziehn. Man sagt, um Willen zu haben, muß man wissen, was man will. Aber der Leidenschaftliche, der Gewohnheits- und Temperamentsmensch folgt dem Drange seines Organismus oder dem Drängen vorwaltender Vorstellungen. Jeder Mensch thut das, was er unter obwaltenden Einflüssen und vorhergegangenen Thatfachen thun muß, so daß der Wille oder die That nur die Wirkung jener Ursachen, die plößliche Entladung einer vorhandenen Spannung ist. Ob man daher von einem freien Willen in dem gewöhnlichen Sinne reden kann, wird von vielen Physiologen bezweifelt, oder man muß mit Schopenhauer, Hartmann u. A. den Willen als das Unbewußte, den Urtrieb des Lebens annehmen. Der Wille setzt nicht, wie Drobisch behauptet, die Erlangung des Begehrten unbeding't voraus, sonst könnte man nicht sagen: ich will nicht, mache mit mir, was du willst! Man kann etwas wollen und hinterher doch nicht thun, weil man sich anders besonnen hat. Daraus erseht man, daß der Willen eine Richtung des Denkens ist, welches eine besondre That zum Ziele hat. Im Willen sammeln sich ganze Vorstellungssreihen, welche Zweck und Mittel zum Inhalte haben,

beide gegen einander abwägen, ehe es nach der Wahl zur Entscheidung des Entschlusses kommt, der sich in der Vorstellungsmasse des Vorsatzes, des in sich fertigen Planes, zur That vorbereitet. Oft verursachen Vorstellungsvorgänge äußere Bewegungen, man liest laut, spricht mit sich laut, gesticulirt, ohne es zu wissen, und gewöhnt sich sogar solche Eigenheiten an. Dies sind Reflexbewegungen, weshalb man mit Recht willkürliche und unwillkürliche Bewegungen unterscheidet. Selbst manches Denken besteht nur aus solchen mechanischen Reflexen der Hirnganglien, so daß sich ein Gedankenlauf ganz regelrecht abspinnt, wie dies bei den Alltagsunterhaltungen der Fall ist.

„Ein vorherrschender Kreis von Vorstellungen bildet sich in jedem Individuum von selbst aus. Natürliche Anlagen, die Einflüsse unserer Umgebungen, Beschäftigungen, Erholungen, Gewohnheiten, die aus diesen sich bildenden Reigungen, Liebhabereien, Meinungen, Vorurtheile, Ansichten, Ueberzeugungen bringen in dem eine geregelte Lebensweise führenden Menschen einen vorherrschenden Gedankenkreis hervor. Die Herrschaft dieser Vorstellungen ist theils bedingt durch ihren Zusammenhang mit der Lebensweise, welche durch periodisch wiederkehrende äußere Eindrücke jene Gedankencomplexe wach und lebendig erhält, theils durch ihre sich fortwährend reicher gliedernde innere Verbindung, vermöge deren ein immer festerer unveränderlicher Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile hergestellt wird, der dem Ganzen allmählig eine regelmäßig systematische, endlich eine wahrhaft organische Durchbildung giebt und in diesem innigen Zusammenhange eine Stärke verleiht, die selbst den mächtigsten Einzelvorstellungen überlegen ist. Dieser gewohnte Gedankenkreis wird dann zum Wollen.“ Greifen Leidenschaften ein, so handeln wir unbesonnen, überlegen wir die Wahl der Mittel, so handeln wir verständig, Ueberlegung des Zweckes verhilft zu vernünftigem Wollen.

Von welcher Seite man daher auch den sinnlichen Willen betrachten mag, er erscheint stets als ein Product natürlicher Vorgänge, wenn wir ihn bis zu seinem Ursprunge verfolgen. Der

Entschluß, der Vorsatz, die Motive u. s. w. stammen zwar von Vorstellungen, Urtheilen und Erinnerungen her, aber diesen haftet doch der sinnliche Anstoß an, welcher die Anregung zu der besonderen Vorstellung gab. Diesem Willen fehlt also die Unabhängigkeit und die Freiheit, weil er seinen Bewegungsgrund nicht in festen Grundansichten hat, in denen man sich der Welt gegenüber stellt, lieber das Leben hergiebt, als von seinen Grundsätzen abweicht oder denselben entgegenhandelt.

Die Unfreiheit des sinnlichen Willens muß als Thatsache anerkannt werden, weshalb man Zornige, Wüthende, leidenschaftlich Erregte, Ueberlustige, Kranke u. s. w. nicht für zurechnungsfähig hält, weil ihnen die Kraft höherer Urtheile und leitender Grundsätze fehlen. Es treibt sie die Natur des inneren Ich, wie sich dieses unter äußeren Einflüssen entwickelt hat. Einer langen schweren Arbeit bedarf es, ehe man es zum freien Willen bringt, den man sich selbst macht und zum Oberherrn über das Ich mit seinen Neigungen, Launen, Aufregungen und Begehungen erhebt. Die Natur, und mit ihr die Geschöpfe, kann sich keinen Willen, keine Gesetze geben, sondern steht unter Gesetzen eines unbekanntem Gesetzgebers; sie muß gehorchen und kann nicht anders wollen, als sie soll. Unser Körperbau, die Thätigkeit unserer Organe, also unsere Lebensbedingungen stehen außerhalb unsres Willens, sie sind Naturgaben, welche wir nehmen müssen, wie sie grade sind. Wenn Jemand einem in's Wasser gefallenem Kinde in den Strom nachspringt, um es zu retten, so kann ihn das Gefühl hinreißen, ohne daß er zuvor die Mittel zur Ausführung seiner That berechnet, und es kann die Frage entstehen, ob der Retter aus freiem Willen handelte, obschon ihn keine äußere Gewalt zu dem Entschlusse seiner That zwang. Wenn sich aber Jemand entschließt, seine Zeit und sein Vermögen Nothleidenden zu widmen, Volksbildung zu verbreiten, um auf dieser Grundlage die allgemeine Sittlichkeit zu heben, wenn er gar Sorgen und Mühen aller Art auf sich ladet, durch Undank oder Mißerfolge sich nicht abschrecken läßt von seinem Vorhaben, wenn er Verfolgung und Verläumdung über sich ergehen

läßt, so beweist ein solcher Mann, daß es einen freien menschlichen Willen giebt. Zwar empfindet er bei Verfolgung seines Zweckes eine innerliche Befriedigung, so daß seinem Handeln ein feiner Egoismus zu Grunde zu liegen scheint; aber dies scheint nur so, denn er handelt nach Principien, die er sich selbst gestellt hat, und weiß, daß er Unangenehmes dabei ertragen muß. In Summa: die Seele als Naturproduct ist unfrei, der Geist als Kultur-erwerbniß wird frei.

Zweiter Theil.

Das Leben des Geistes.

I. Die Denkhätigkeiten.

1. Das Werden des Geistes.

Alles was da ist, muß seinen Grund des Daseins haben; Alles was da ist, hat seine Wirkungen, die wir Kräfte nennen, und da Alles auf einander einwirkt, entstehen eine Menge Kräfte, welche in verschiedenen Formen zur Erscheinung kommen und sich in das Gleichgewicht einer Organisation setzen, um sich zu erhalten. Dieses Selbsterhalten ist aber ein stetes Verändern in Folge der gegenseitigen Einwirkungen. Wo eine solche nothwendige Kraft fehlt, entsteht eine Störung des Gleichgewichts, wo aber die Kräfte in organischer Gliederung thätig sind, entsteht eine Entwicklung, eine gesetzmäßige Fortbewegung und ein Kreislauf der Kräfte, deren verschiedene Bewegungsarten nothwendig als verschiedene Erscheinungs- und Wesensformen hervortreten. Nach diesen Gesetzen bewegen sich die Weltkörper und deren mikroskopische Elementarkörper; aus Gasen werden Wasser, Mineralien, Pflanzen und Thiere, je nachdem eine gewisse Anzahl chemischer Elemente sich zu einem Ganzen organisirten. Unser Körper besitzt eine

Menge von Organen, von denen jedes seine besondere Aufgabe hat, die aber in ihrer ineinander greifenden Gesamtwirkung das erzeugen, was wir Leben nennen. Ein Theil dieser Organe sind Nerven und Gehirn, welche die Bestimmung haben, äußere Eindrücke in Empfindungen und Wahrnehmungen umzusetzen, d. h. die Wirkung jener Eindrücke erscheint in seelischer Form. Da aber die Nerven materieller Natur sind, so muß ihre Thätigkeit auch von materiellen Einflüssen, von der Beschaffenheit der Luft, des Blutes, der Constitution und Organisation bedingt sein, und müssen je nach solchen äußeren Bedingungen eine Menge von Abstufungen des seelischen Lebens entstehen. Der thierische Körper ist dazu bestimmt, Seele zu erzeugen, in welcher sich die Gesamtkraft des Organismus concentrirt und von welcher aus wieder die Gesamthätigkeit geleitet wird. Es bildet sich aus der Wirkung eine Gegenwirkung, denn aus den Einzelnen organisirt sich das Ganze, welches als solches den Einzelnen überlegen ist und sie beherrscht.

Das thierische Gehirn entwickelt sich nur bis zu einem gewissen Grade und besitzt daher nur jene seelischen Kräfte, welche zur Erhaltung des Daseins nothwendig sind. Je schwieriger diese Erhaltung ist, um so mehr entwickeln sich die seelischen Organe, vermehren und ergänzen sich die Sinne, verfeinern sich die Wahrnehmungen, schärfen sich die Urtheile mit Hilfe des Erfahrungsgedächtnisses. Diesen Organismus hat auch der Mensch und theilt daher mit den Thieren das seelische Leben, welches also ganz auf dem Mechanismus organischer Thätigkeit beruht, so daß Vorstellen, Fühlen, Gedächtniß, Verstand Erzeugnisse von jenem Mechanismus, daß sie dessen Wirkungen sind.

Nun hat aber der Mensch in den Hirnwindungen, in der Art der Hirnzellen und deren Vertheilung, endlich in den Sprachwerkzeugen vor den Thieren Organe voraus, welche ihm eine weitere Umgestaltung und Fortbildung der sinnlichen Eindrücke gestatten. Er besitzt das Abstraktionsvermögen, entkleidet dadurch die Urtheile u. s. w. ihres sinnlichen Ursprunges, erweitert die Ergebnisse seiner Erfahrungen zu allgemeinen Gesetzen, erzeugt dadurch Gedanken

über die Dinge und deren Wesen, welche sein volles Eigenthum werden, indem er sie durch Lautgebilde bezeichnet, diese Sprache dann selbstständig je nach seiner wachsenden Erkenntniß ausbildet und dadurch das Gebiet der Kultur betritt. Jetzt erfaßt er Ideen, sucht nach der Wahrheit, erhebt das Erkennen zur Wissenschaft, das Angenehme zum Kunstschönen, das Zweckmäßige zum Gesetz, bildet das Gefühl aus zum Gemüth, das Wissen zum Gewissen, den Geselligkeitstrieb zu Familie und Staat, die Liebe zur Ehe u. s. w. In allen diesen Thätigkeiten waltet wohl noch die Seele als Urstoff, aber sie ist zu Geist, zur Freiheit der Selbstbestimmung geworden. Kultur und Geist entwickeln sich wiederum je nach den gegebenen Verhältnissen, da ja überall Naturgesetze walten, aber Wesen und Zweck sind andere, sind geistige. Daher dringen Völker und Einzelne mehr oder minder tief in das Reich des Geistes ein, weil dies eben das Reich der Freiheit ist, welches kein Thier besitzt. Dieses leiten Triebe, den Menschen aber die Vernunft. Als Geist nähert sich der Mensch Gott, als Seele ist er noch Thier.

Drobisch hat in seiner Psychologie umständlich nachgewiesen, wie ungenau und widersprechend die Ausdrücke: Verstand, Vernunft, Gemüth, Gefühl und Sinn gebraucht werden, und wie die Philosophen sich verleiten ließen, auf Grund willkürlicher Deutung jener Ausdrücke eine Theorie der Seelen- und Geisteslehre aufzustellen, und wer die inhaltslose Systematik von Rosenkranz gelesen hat, wird dem Drobisch vollkommen beistimmen und zugeben, daß mit Beneke und Herbart in dieser Beziehung ein bedeutender Schritt vorwärts gethan ist.

Der Verstand wird angeboren, die Vernunft erworben, weshalb es viele Menschen nicht bis zur Vernunft bringen. Der Verstand verarbeitet, verdaut und verwandelt sinnliche Eindrücke in Urtheile u. s. w., welche durch den Mechanismus der Denorgane zu Stande kommen, die Vernunft entwickelt aus Urtheilen und Erfahrungen Ideen als die höchsten Abstractionen, zu denen man aber erst durch ernstes Nachdenken und Forschen kommt. Daher hängt die Vernunft nur indirect von Nerven und Hirnganglien ab, aber

als höhere Macht beherrscht sie dieselben auch; daher erduldet der sittliche Mensch Hunger und Noth, aber er raubt und betrügt nicht, nimmt Unrecht, Haß und Verfolgung auf sich, ohne an Rache zu denken. Der Künstler lebt in Ausübung seiner Kunst glücklich, auch wenn er darben muß und geldgierige Bucherer ihn ausbeuten. Wie aber in der Natur alle Uebergänge unmerkliche sind, so auch bei der Fortentwicklung des Verstandes zum Geiste. Der Verstand ist einseitig und richtet sich nur auf das Nächste und Zweckmäßige; er will praktisch sein; aber den tieferen Grund und das Urwesen der Dinge, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen will es nicht erforschen; nur der gebildete Mensch strebt auf einer gewissen Stufe der Kultur nach tieferer Erkenntniß, findet im Forschen nach Wahrheit Genuß und höchste Befriedigung. Solches Thun wird ihm nicht angeboren, sondern dies lernt er in Folge der Kulturentwicklung. Die Welt des Geistes und des geschichtlichen Lebens, in welchem der Geist sich offenbart, ist die Schöpfung des Menschengeistes, wenn er bei diesem Schaffen auch materiellen Bedingungen Rechnung tragen muß. Ein Neger kann eben so gut Künstler werden wie ein Europäer, wenn er die leibliche Befähigung dazu und Gelegenheit zur Ausbildung seines Talentes hat. Das Thier fühlt Angenehmes und Unangenehmes, hat aber keine religiösen, ästhetischen und patriotischen Gefühle; es zeigt Affecte und Leidenschaften, die oft in Erstaunen setzen, bringt es aber nicht zur freiwilligen Selbstbeherrschung und zum Gehorsam aus Ueberzeugung, es hat kein Gewissen, keine Tugend. Man kann also bei unbefangener Auffassung dieser Thatsachen Mensch und Thier nie verwechseln, mithin kann aus einem Affen nie ein Mensch werden, wenn auch mancher Mensch zum Affen wird. Es giebt aufrecht gehende Affen, die sich Laubhütten bauen, aber eine Sprache, welche der armseligsten Menschensprache gleich käme, besitzen sie nicht, weil ihnen dazu die Organe fehlen. Noch nie ist ein Thier darauf gekommen, sich Kleider und Waffen zu verfertigen, sich ein Fahrzeug zu machen, Wunden zu verbinden u. s. w.

2. Umwandlung der Vorstellungen in Gedanken (Begriffe und Ideen).

Es würde die Untersuchung über psychologische Fragen sehr erleichtern, wenn der Sprachgebrauch in Betreff einiger psychologischen Begriffe ein entschiedener und allgemein gültiger wäre. Denn nicht nur bedienen sich die einzelnen philosophischen Schulen abweichender Ausdrücke, sondern auch die Schriftsteller verfahren unvorsichtig bei der Wahl ihrer Ausdrücke, indem sie Seele und Geist, Vorstellungen, Begriffe, Gedanken und Ideen, Empfindung und Gefühl, Gefühl und Gemüth nicht unterscheiden, sondern oft als gleichbedeutend gebrauchen. Natürlich werden durch solche lexicalische Unsicherheit die Leser unsicher gemacht, verlieren die obwaltenden Unterschiede ganz aus den Augen, so daß endlich die genannten Begriffe in der Dämmerung des Auffassens verschwinden. Dazu kommt noch, daß sich die Schüler Beneke's und Herbart's bildlicher Ausdrücke bedienen, von einem Heben und Sinken, von einem Verschmelzen der Vorstellungen reden, und unter diesen doch nur rein gedachte Vorgänge meinen, so daß man nicht begreifen kann, wie in diesem (rein gedachten) Bewußtsein sich Gedachtes heben und senken kann, was nur sinnliche Dinge vermögen.

Wenn jeder seelische Vorgang durch einen äußeren Reiz, durch Luft, Licht, Temperatur, Druck, chemische Elemente u. s. w. hervorgerufen wird mit Hilfe der Sinnesnerven, so darf man die materielle Entstehung seelischer Erscheinungen nicht mehr in Zweifel ziehen, denn sie sind, wie optische und akustische Apparate vor-demonstriren, Bewegungen und Zustandsveränderungen in den Nervenmoleculen, über deren Art wir nur Vermuthungen aussprechen können, weil sie sich bis jetzt noch der Beobachtung entziehen. Die Physiologen erkennen in ihnen chemisch-electrische Prozesse, und wir müssen ihnen so lange Glauben schenken, bis sie widerlegt sind. Jeder einzelne Reiz muß demnach auf die Nerven wirken, sie mehr oder minder erregen und ihre Elemente umstimmen. Diese Umstimmung bewirkt eine Empfindung; werden wir diese

Verschiedenheit des Nervenzustandes in den Centralorganen gewahr, so nennen wir die Empfindung ein Gefühl. Jede Empfindung entsteht aus einem einzelnen Reize; da solcher Reize aber viele erfolgen, so schwächen sich die Empfindungen gegenseitig bis zum Unmerklichen ab, weil sie, um bis zu den wahrnehmenden Centralorganen zu gelangen, ihre Bewegung durch verschiedene Organe fortsetzen, dieselben also umstimmen müßten, aber in deren Zustand Hindernisse finden, so daß endlich ihre Bewegungskraft erlahmt. Erst wenn dieselben Reize sich wiederholen, brechen sich die Molecularbewegungen bis zum Vorderhirn Bahn, wirken dort auf die entsprechenden Ganglien, bewirken eine Umstimmung derselben, die wir Wahrnehmung nennen, weil sie uns in jenem Organe zum Bewußtsein kommen, d. h. das Vorderhirn wird in seinen entsprechenden Organen erregt und das Gefühl dieser Veränderung nennen wir Wahrnehmung, weil in diesen Organen ein Abbild der äußeren Dinge entsteht, welche auf die Endnervenspitzen erregend einwirken. Wiederholt sich derselbe Reiz im Vorderhirn, so wiederholt sich dieselbe Wirkung, das Gefühl empfindet die Dieselbigkeit und so entsteht ein Urtheil. Wenn ein Kind einen Hund sieht, so fällt ihm dessen Gestalt oder Größe oder Farbe oder Gebell auf; beim wiederholten Sehn tritt wieder nur eine besondre Eigenschaft als Wahrnehmung hervor und ins Bewußtsein über, bis jene Eigenschaften, weil sie sich wiederholen, als bleibende empfunden werden, zu gleicher Zeit erscheinen, also ein gemeinsames Gefühl der Gehirnzustände erwecken und nun als Ganzes empfunden werden, welches wir Anschauung nennen. Die Empfindung, daß wir eine vorhandene Gehirnstimmung bereits gehabt haben, also das Gefühlswissen, nichts Neues zu empfinden, schließt ein Urtheil in sich, da es ja das Gleiche als solches wieder erkennt und von andern Zuständen unterscheidet. Dieses Urtheil tritt aber auch als Gedächtniß hervor, welches eben in dem Gefühle vorwaltet, daß wir denselben Zustand bereits empfanden. Wir erinnern uns, pflegen wir dann zu sagen, dieses und jenes bereits gesehn oder gehört zu haben. Gedächtniß ist nur möglich, wenn die betheiligten

Ganglien dieselbe Veränderung durch denselben Reiz erleiden, der, wenn er sich oft wiederholt, ein bleibender wird und wenigstens sich so an den gewohnten Reiz anpaßt, daß er bei jeder Erregung den Zustand des ausgebildeten Eindrucks annimmt. Daher können wir uns auf dieses und jenes besinnen, fällt uns beim Nachdenken oder zufällig dieses und jenes ein, weil die Ganglien den gewohnten Zustand leicht und gern annehmen; deshalb können wir uns aber auch irren, Dinge verwechseln, weil beim Besinnen die geläufigsten Ganglien thätig werden, die seltner gebrauchten sich ruhig verhalten und das Gesuchte also nicht ins Bewußtsein tritt.

Anschauungen entstehen wahrscheinlich als Bilder, die sich aus dem Mosaik der einzelnen gleichzeitigen Wahrnehmungen zusammensetzen. Bleiben einzelne Wahrnehmungen matt und schwach oder fehlen sie ganz, so wird das Anschauungsbild ein mangelhaftes und müssen die Anschauungen so oft wiederholt werden, bis das Bild in allen seinen Theilen vollkommen klar und vollständig erscheint und als solches in das Bewußtsein übergeht. Verhindern Umstände die Möglichkeit, die Anschauung der zu erlangenden Deutlichkeit wegen zu wiederholen, so bleibt sie eine unfertige, d. h. es treten nicht alle Theile in die Beleuchtung des Bewußtseins, sondern es bleiben dunkle Stellen übrig, weshalb wir sie später in der Erinnerung unklar und unvollständig erneuern.

Das Bild der Anschauung haftet den Ganglien an; wenn diese aber von Reizen erregt werden, die von innen ausgehn als Verlangen und Wollen, so reproduciren sie mechanisch das ihnen anhaftende Bild. Oder man kann sich den Vorgang so denken, daß die Ganglien bei öfterer Wiederholung desselben Reizes endlich in dem Zustande als gewohntem verharren, in welchen sie durch den Reiz gebracht wurden. Bei jeder späteren Erregung werden wir dann inne, daß sich die früheren gewohnten Erregungszustände wiederholen, und nennen diese Erscheinung Gedächtniß; rufen wir dies absichtlich wach, so erinnern wir uns.

In den Anschauungen sammelt sich ein Gedächtnißstoff auf, welcher zugleich in Folge des Mechanismus der Erfahrungen Ur-

theilsformen enthält. Sehen wir einen Baum und hören auf ihm eine Vogelstimme, so würden wir sie für eine Eigenschaft des Baumes halten, wenn wir nicht aus Erfahrung (Gedächtniß) wüßten, daß die Stimme von einem Vogel stammen muß. Daraus folgern wir mechanisch, daß auf dem Baume ein Vogel sitzen muß. Es treten nemlich die gleichzeitigen Wahrnehmungen des Auges und Ohres durch die Leitungsfasern in Verbindung und gleichzeitige Erregung, die Erinnerungsbilder treten hinzu, der Zusammenhang tritt mit einem Ruck ins Bewußtsein und die Folgerung ist fertig. Daher lernen kleine Thiere und Kinder urtheilen, wenn sie Erfahrungen machen und sie im Gedächtniß behalten. Das ganze Anschauungsbild erweitert sich, weil Erinnerungsbilder sich anschließen. Es entstehen erweiterte Anschauungen, welche man dann zu ganzen Reihen ausbilden kann, wie es mechanisch im Traume geschieht, wenn die noch wachen Erinnerungsganglien durch irgend einen Zufall gleichzeitig erregt werden und oft recht wunderliche kaleidoskopische Bilder vorführen. Dasselbe geschieht in Delirien, wo ohne Bewußtsein logisch und unlogisch geurtheilt und gefolgert wird. Mithin kann diese Thätigkeit der Seele nur eine mechanische sein (Ganglienreflexe), die so unwillkürlich erscheint wie Zucken in den Fußmuskeln, Schreiben, Lesen, Sprechen u. s. w.

Daraus erhellt, daß von den Eindrücken der Außenwelt in den Ganglien des Gehirns Abbilder zurückbleiben, welche andre Psychologen Spuren oder Residuen nennen, die ins Bewußtsein als dessen Eigenthum eintreten und den Vorrath des Gedächtnisses bilden. Die Erinnerung kann aber auch verschiedene Anschauungen vereinigen, indem sie dieselben gleichzeitig ins Gedächtniß zurückruft, ihnen als Bindemittel einen gemeinsamen Zweck verleiht, so daß Vorstellungen entstehen, die nur Bruchstücke von einzelnen Anschauungen entnehmen, um ein eigenes Gebilde zu schaffen. Diese umgestaltende, nach bestimmten Zwecken Verschiedenes vereinende Thätigkeit der Erinnerung nennen wir Phantasie. Diese entnimmt ihr Material aus Anschauungen, paßt sie aber dem Zwecke an, welchen das Denken gestellt hat, um sich gedachte Gedankencom-

bination zu veranschaulichen. Das Vorstellen ist ein inneres Anschauen, welches die Phantastie zu Stande bringt.

Man gewinnt in das Wesen des Vorstellens nur dann eine naturgemäße Einsicht, wenn man es auffaßt als sinnliches Denken in Erinnerungsbildern, welches stets von Empfindungen der Ganglienzustände begleitet, gewissermaßen ein empfindendes Denken ist. Weil diese Thätigkeit in den Organen liegt als ihre Bestimmung, so haben Thiere und Menschen Vorstellungen. Wegen ihres sinnlichen Ursprunges bedürfen sie stets eines äußeren Reizes, beziehen sich nur auf die Außenwelt, sind von ihr abhängig und können nichts Neues erzeugen, bleiben vielmehr nur der Mechanismus eines chemisch-electrischen Processes, ein Naturproduct. Natürlich kann man Vorstellungen auf verschiedene Art je nach der Gleichartigkeit oder Gleichzeitigkeit oder des gemeinsamen Interesses verbinden zu Gruppen, Reihen und Massen, die man durch das Gedächtniß in Bereitschaft hält, je nachdem sich die Erregung über weitere oder engere Gangliengebiete verbreitet, wobei die Herbartische Theorie ihre Anwendung findet, wenn man die Ganglien als materielle Grundlage der Vorstellungsbilder betrachtet.

Nun tritt aber im menschlichen Gehirn noch eine Eigenschaft hinzu, durch welche wir Vorstellungen in Begriffe umwandeln und aus eigener Kraft uns ein überstunliches Denken schaffen, dessen Ausbildung unserer Thätigkeit überlassen bleibt. Zwar benutzen wir dazu die seelischen Organe des Gehirns, aber wir erzeugen einen andern Inhalt, nemlich Gedanken, Begriffe, Ideen, logische Formen für deren Darstellung. Wir Menschen bezeichnen unsere Anschauungen und Vorstellungen mit Lauten als Gehörbildern des Wahrgenommenen. Die Laute mögen ursprünglich ganz sinnlicher Natur und Schallnachahmungen gewesen sein, aber bald verloren sie diesen Charakter, indem sie zu Vorstellungszeichen wurden, wie sich auf ähnliche Weise die Bilderschrift in Buchstabenchrift umgewandelt hat. Diese Vorstellungs-Lautzeichen ordnet der Mensch zur Sprache, zur Grammatik und bringt dadurch die ganze Welt in ein System, ordnet sie in Klassen, bezeichnet das Verhältniß der

Dinge zu einander durch grammatische Formen, sieht in der Sprache das Abbild der Welt und bildet nun seine Vorstellungen als Sprachformen aus, indem sich die Außendinge in die logischen Formen der Sprache fügen müssen. Dadurch gewinnt er eine Stellung außerhalb oder wenigstens gegenüber der Welt.

Jedes Wort war ursprünglich von sinnlicher Bedeutung, aber sehr bald vergeistigte es sich zum Begriff. Indem der Mensch die Dinge und ihre Eigenschaften in Wörtern fixirte, wurden sie ihm gegenständlich. Er konnte sie ruhig betrachten und untersuchen. Das Wort war ihm das Ding, und in dem Worte erinnerte er sich an das Ding. Weil er aber ruhig überlegen konnte und die Dinge ihm nicht entchlüpfen wie bei der Anschauung, so konnte er ihre Unterschiede und ihr Gemeinsames auffinden. Die Unmasse der Dinge einzeln zu benennen, ward ihm unmöglich, daher summirte er sie nach allgemeineren Kennzeichen; er machte sich Begriffe, in denen er in einem Worte die Hauptmerkmale der Dinge sammelte und gewissermaßen eine abgekürzte Methode der Vorstellungsbildung erfand. Er nannte gewisse Thiere Vogel, weil sie fliegen können, andre Fische, weil sie schwimmen und keine Gliedmaßen besitzen. Dadurch fing er an zu abstrahiren, die äußere Erscheinung des Dinges dem inneren Wesen unterzuordnen. Denn daß er das Gemeinsame der Fische herausgriff, das war seine That, und beim Worte Fisch denkt er nun nicht mehr an den wirklichen Fisch, sondern nur an den Begriff. Die Sprache zwang ihn zu Abstractionen. Er mußte Zeit, Raum, Bewegung, Ruhe u. s. w. unterscheiden und sprachlich bezeichnen. Hatte er dies erreicht, so genügte ihm die sprachliche Form als Ausdruck des Begriffs und er dachte gar nicht mehr an die sinnliche Grundlage. Anfangs haben bekanntlich die Declinations- und Conjugationsformen sinnliche Bedeutung gehabt, aber diese ging bald verloren; das an sich bedeutsame Wort ward zur Declinations-silbe, zum Casusbuchstaben, zur Präposition u. s. w., denn der Mensch hatte abstract denken gelernt. Die mechanische Logik der seelischen Wahrnehmungen und der Erfahrungsurtheile wurde zu grammatischen Satzformen, denen das

logische Bewußtsein inne wohnt, die natürliche Logik ward eine gewußte, nach Regeln geordnete: der Mensch erzeugte Gedanken.

Gedanken sind demnach Vorstellungen, ins Abstracte übersezt und in der Form sprachlicher Mittheilung dargestellt. Sie werden daher nicht von sinnlichen Empfindungen begleitet, sondern von Gemüthszuständen, indem sie Freude oder Aerger machen, zum Nachdenken anregen, begeistern oder zur Widerlegung und Bekämpfung herausfordern. Sie entwickeln sich auf ähnliche Weise wie Vorstellungen, aber nur in grammatischer Form, weil sie sonst unverständlich bleiben würden. Daher können Thiere nie Gedanken erzeugen, weil sie nicht abstract denken, nicht Gedanken aus sich selbst erzeugen und als solche entwickeln können, und umgekehrt nehmen im Menschen die Vorstellungen sofort die Form von Gedanken an, weil wir sie sprachlich ausdrücken. Ehe Kinder sprechen lernen, bilden sie nur Vorstellungen, und wenn ein Gebildeter sich einem Ungebildeten will verständlich machen, benützt er die Bildersprache der Vorstellungen, der Geberden und des Vorzeigens. Aus langer Gewohnheit sammeln wir uns die Abbilder der Dinge als abstracte Bezeichnungen im Gedächtniß an, was uns aber sehr schwer wird, weil das Anschauungsbild als sinnliche Grundlage fehlt. Die Ganglien werden nicht durch Gesichtsbilder erregt, sondern durch Lautbilder, welche sich nicht so scharf und tief einprägen. Noch schwerer wird es uns, Gelesenes zu behalten, weil wir flüchtig lesen und bei der Menge des Gelesenen vom einzelnen Worte nur ein schwaches Bild zurückbleibt. Man behält daher das Wortbild leichter, wenn man eine wirkliche Abbildung des Genannten vorlegt, weil nun das Gesichtsbild durch Reflex auch das Lautbild erregt und mit dem Dinge das Wort ins Gedächtniß zurücktritt.

Gedanken als Gebilde des abstrahirenden Geistes oder Denkens werden dem Denken selbst Gegenstand, man kann sie an einander fügen und zu langen und unendlichen Reihen entwickeln, wie es z. B. in der Wissenschaft der Fall ist, läuft aber dabei Gefahr in Irthum zu verfallen, weil man sich nur in Abstractionen und Ge-

dankenformen bewegt, weshalb denn auch nicht mit Unrecht von tiefen Denkern verlangt wird, man solle von Zeit zu Zeit der sinnlichen Welt und der Erfahrung sich zuwenden, um zu vergleichen, ob und in wie weit die Abstractionen der Wirklichkeit entsprechen. Der heftige Streit, in welchem gegenwärtig die Naturwissenschaft mit der Philosophie und der Theologie gerathen ist, dreht sich um die Frage, wie weit die Abstraction sich von der Erfahrung entfernen darf. Selbst der Rechtsgelehrte verläßt gern das Gebiet der abstracten Rechtsbestimmungen, um an der Hand des historischen Rechts der Erfahrung den ihr gebührenden Einfluß zu wahren.

Thiere denken nur in Vorstellungen, ebenso die Menschen bis zu einem gewissen Alter, weshalb sie in der Schule das abstracte Denken, namentlich aber fremde Sprachen erlernen müssen, um das sprachlich logische Denken sich anzueignen; endlich kommen die untern Volksklassen und ungebildeten Völker nicht weit über das sinnliche Denken in Vorstellungen hinaus, weshalb sie sich nie zu Ideen als zu der vollendetsten Abstraction, die sich nur mit den höchsten Begriffen beschäftigt, gelangen können. Nur durch das Gemüth können ihnen Ideen nahe gebracht werden, wie sie in der Mythe, in der Religion, in Musik und Poesie versinnlicht sich darstellen und fühlbar, wenn auch nicht faßbar werden.

Das Thier denkt in Bildern, der Mensch in Worten; jedes Wort aber enthält als Inbegriff vieler gleichartigen Dinge nur Begriffe, und in der grammatischen Form kommt dem Menschen die Beziehung der Dinge zu einander zum Bewußtsein. Diesen Unterschied und den Umstand, daß das Kind sofort in Lauten und Worten denken lernt, in Worten und Satzformen fertige Vorstellungen und Urtheile in sich aufnimmt, muß man in den Vordergrund stellen, wenn man Thier und Mensch, Seele und Geist unterscheiden will. Der Mensch setzt mit seiner Entwicklung auf einer ganz andern Stufe ein, und es ist eben ein Mißbrauch, wenn man Empfindungs- und Locklaute der Thiere für eine Sprache hält; es sind dies nur Empfindungs- und Stimmungsausdrücke, weshalb z. B. alle Nachtigallen im Allgemeinen denselben Schlag haben,

woran man sie erkennt; sie können schlechter oder schöner schlagen je nach der Beschaffenheit ihrer Organe, aber es bleibt derselbe Typus, wogegen der Mensch verschiedene Sprachen erlernt.

3. Die Sprache.

Bekanntlich hängt die Fähigkeit zum Sprechen von der Stellung der Zähne und Lippen, vom Bau der Mundhöhle und des Kehlkopfes, von der Beweglichkeit der Zunge und von dem aufrechten Gange ab, in Folge dessen die Athmung eine andre wird. Die Sprachmuskeln scheinen von Nerven geleitet zu werden, welche von den Gemüthsorganen ausgehn, weshalb Gemüths-erregungen beredt oder stumm machen und die Betonung bewirken.

Man redet auch oft von einer Thiersprache und meint damit jene Geberden und Laute, welche die Thiere benutzen, um sich Mittheilungen zu machen, zur Flucht zu mahnen, vor Gefahr zu warnen, einander herbeizurufen, Schmerz oder Wohlbefinden, Freude oder Unmuth auszudrücken. Mit Blicken, Schwanzwedeln, Ohrenbewegungen und Stimmveränderungen kann namentlich der Hund viel sagen und fast mit seinem Herrn sprechen. Ebenso lernt er auch die Menschensprache verstehn, auch wenn er nicht dressirt ist, weil er dem Menschen aus den Augen und aus dem Tone der Stimme ablauscht, was das Gesprochene zu bedeuten hat. Der Hund merkt sich nur die Laute, den Sinn versteht er natürlich nicht. Daher ist die sogenannte Thiersprache durchaus nicht das, was man unter Sprache zu begreifen pflegt, sondern jene Laute sind nur Gefühlsausdrücke, Erfolge der Muskelbewegungen, welche das lebhafteste Gefühl des Behagens oder Unbehagens, des Zornes, der Furcht, des Schreckens u. s. w. veranlaßt, wie ja in solchen Fällen auch der Mensch unartikulierte Laute ausstößt, welche durch die Art des Athmens, der Kehlkopfstellung u. s. w. herausgepreßt werden, ohne daß der Schreiende, Stöhnende, Jauchzende es will. Wie das Denken der Thiere nicht mehr sein kann als ein Reflex

von Erinnerungsbildern, nicht aber Abstractionen, so ist auch die Thiersprache nur ein Ausdruck von Gefühlen und Gefühlsregungen.

Die meisten Sprachforscher behaupten, daß auch die Sprache der Urmenschen eine solche Laut- und Empfindungssprache gewesen sei, deren Reste sich noch in den Ausrufungslauten erhalten haben. Andre jedoch bestreiten dies, und Physiologen weisen nach, daß jene Ausrufslaute durch Muskelzusammenziehungen nothwendig entstehen müssen, oder daß sie durch Sitte und Gewohnheit eingebürgert wurden. Da jene Laute unveränderlich und todt wie Versteinerungen der sogenannten Ursprache sind, so kann man sie nur mißbräuchlich Sprache nennen. Dagegen dürfte es unbestreitbar sein, daß die Ursprache eine sinnliche, bildliche war, wie sie sich noch in der Poesie, in der Sprache der Indianer und Kinder erhalten hat, wobei man aber jedenfalls Geiger beistimmen muß, daß von Schallnachahmungen nur ein mäßiger Gebrauch gemacht wurde, die meisten Wortschöpfungen vielmehr durch das Auge und dessen Wahrnehmungen angeregt wurden. Was man von der Ursprache will entdeckt haben, das sind im Grunde nur gelehrte Vermuthungen, denn einestheils kennen wir nicht ein einziges solches Urwort, und was wir Wurzeln nennen, das sind gelehrte Abstractionen. Einestheils haben die Wurzeln eine vielfache, oft geradezu widersprechende Bedeutung, andernteils gebrauchten die uralten Völker für dieselbe Vorstellung verschiedene Laute. Mithin scheint die Sprache sich mehr durch Uebereinkommen und Herkommen gebildet zu haben, woraus man sich erklären kann, daß dieselben Laute oft die Bedeutung wechseln, verschwinden, andre an ihre Stelle treten, ganze Sprachen untergehn oder sich bis zur Unkenntlichkeit umwandeln. Wenn man nach den Jahrhunderten die Bedeutung einzelner Wörter der noch lebenden Sprachen überblickt, so bemerkt man, daß sie nicht nur an Form und Klang sich sehr veränderten, so daß uns das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche, das Angelsächsische und Provenzalische wie fremde Sprachen vorkommen, welche man von Neuem erlernen muß, obschon sie die

Stammsprachen der germanischen und romanischen Völker sind, sondern daß man auch mit den alten umgewandelten Ausdrücken ganz andre Begriffe verband, weil die Völker nach und nach an Erkenntniß sich ausgebildet, neue Begriffe geschaffen, eine neue Denkweise und Weltanschauung in Folge der fortschreitenden Kultur angenommen hatten. Die Sprache ist ein Product des Kulturlebens, die Sprachorgane und der vorgefundene Sprachschatz dienen nur als Material, um die zur Zeit herrschenden Gedanken auszudrücken. Ein sinnlich denkendes und anschauendes Volk hat eine sinnliche Bildersprache, ein höher gebildetes macht daraus eine abstracte Begriffssprache natürlich unter der Mitwirkung der Denkorgane, d. h. der angeborenen Logik.

Weil Thiere und Kinder ohne Anleitung nach logischen Gesetzen denken und sich Urtheile bilden, so muß dies eine Folge der Gehirnorganisation sein, obschon wir durchaus nicht wissen, wie dies zugeht. Aber aus demselben Grunde ist auch jede Sprache logisch geordnet, weshalb sie kann erlernt werden. Wenn auch die Logik des Gedankens in gar verschiedenen Formen kann ausgedrückt werden, so walten doch diese logischen Entwicklungsgesetze der Sprache in ihrer strengen Consequenz mit der vollen Kraft von Naturgesetzen. Die Organe sind dem Menschen gegeben mitsammt ihren Naturgesetzen. Wie weit der Mensch sie entwickelt, anwendet und nach welchen Richtungen er sie ausbildet, das hängt von seiner Thätigkeit ab und bildet den Inhalt seines Kulturlebens.

Also mit der Sprache entwickelt sich die Seele zum Geist, sie bildet aus eigener Kraft Ideen und Begriffe und schaltet mit denselben nach selbstentworfenen Zwecken. Die Sprache ist sinnlichen Ursprunges und hat anfangs gewiß nur sinnlich wahrnehmbare Dinge bezeichnet, aber zugleich in sich selbst eine Menge von Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheilen niedergelegt, welche sich mit der Sprache auf die Nachkommen vererbten, so daß diese bereits fertige Urtheile erhielten und mit fertigen Urtheilen die Umgebung betrachteten. In der Sprache verkörpert und vererbt sich eine bestimmte Anschauungs- und Denkweise, die endlich im Laufe der

Zeit die Gehirnentwicklung so beeinflusst, daß sie zu einer nationalen Denk- und Weltauffassungsweise wird, sobald sie sich in allen Gebieten der Erfahrung consequent entwickelt und ausprägt.

Jede Sprache unterscheidet mehr oder minder viel Wortklassen, manche sondern auch die Dinge der Welt nach Geschlechtern, wobei sie manchem geschlechtslosen Dinge je nach der Volksauffassung ein Geschlecht beilegen. Der Römer sagte: der Sonne und die Mond, der Germane dagegen die Sonne und der Mond. Der Nuth, die Hoffnung, der Palast, das Haus, die Wohnung, der Baum, die Eiche, der Blitz, die Wolke, das Gold u. s. w. Uns wird es als Spätlebenden sehr schwer, uns in die Auffassungsweise der Urvorfahren zurückzuversetzen, welche ihre Gründe hatten, weshalb sie hier der, dort die, dort das sagten.

Es fanden sich die sprachbildenden Völker aber auch veranlaßt, durch Laute oder Silben die Beziehungen zu bezeichnen, in welche Dinge und Begriffe zu einander treten, wenn eine Klasse von Wahrnehmungen als Gesamturtheil, als Satz soll ausgesprochen und den Zuhörern verständlich gemacht werden. Ebenso mußte man die Personen, Zeiten und Arten der Handlungen durch Silben oder Laute bezeichnen, so daß die Sprache vollkommener Ausdruck des Denkens und Gedankens wurde. Anfangs waren jene näheren Bezeichnungen selbständige Wörter, welche aber nach und nach zu an sich bedeutungslosen Bildungsilben und Buchstaben der Declination und Conjugation wurden. Weil solche Bezeichnungen verschieden sein können, so erhält der Sprachbau eine große Mannichfaltigkeit. Die einen Völker entwickeln jene Formen vollständig und mit philosophischem Tiefinn, andre begnügen sich mit dem Nothwendigsten oder benutzen die Wortstellung und die Betonung, um die logische Bedeutung der Satztheile zu bezeichnen. Die Urtheile werden vom Verstande fertig überliefert, aber die Gruppierung, die Zusammenstellung der gleichen Verhältnisse so wie die Ausschcheidung der abweichenden, diese höhere Summation und Abstraction wird Aufgabe der Vernunft.

Indem das Kind sich gewöhnen muß, in den üblichen Satz

formen seine Gedanken auszusprechen, wird es logisch gebildet, es wachsen dann diese logischen Denkeime naturgemäß weiter und werden durch den häufigen Gebrauch zum Mechanismus. Werden diese Gedanken auch aufgezeichnet und Schriftzeichen erfunden, welche dem Auge den Laut andeuten, welchen die Sprachorgane hervorbringen sollen, so entsteht eine vielseitige Thätigkeit, welche zur Erfindung treibt, die flüssigen, wandelbaren Sprach- und Lautformen fixirt, ihnen feste, sichtbare Gestalt verleiht, wobei sich die Möglichkeit bietet, werthvolle Gedanken den Nachkommen zu überliefern, um sie vor der Vergessenheit zu retten. Dadurch kommt Zusammenhang und stetiges Wachsthum in die gewonnenen Erkenntnisse, so daß sie bei Zunahme des Wissens erweitert, berichtigt und fortgebildet werden. Mit andern Worten: es entsteht eine Literatur, durch welche die Kultur einen festen, sichern Boden gewinnt. Auf diesem entwickelt sie sich nach den ihr inwohnenden Gesetzen, vom Satz zum Gegensatz fortzuschreitend, um im Ausgleich beider einen Fortschritt zu erzielen, und wirkt weiter auf spätere Geschlechter, wenn sie ewige Wahrheiten enthält oder die Abstufungen des Kulturfortschrittes bezeichnet.

In und mit der Literatur bilden sich gewissermaßen Niederschläge der gewonnenen Erkenntnisse, die durch das Gelesenwerden Gemeingut der allgemeinen Bildung werden, außerdem gewinnt die Sprache selbst eine äußere gegenständliche Form, in welcher sie Gegenstand der Forschung wird. Wie sich auf der Erdrinde Schicht auf Schicht neuer oder vielmehr umgewandelter Stoffe ablagert, um endlich eine neue Formation zu bilden, so sammeln sich in der Literatur eine Menge lebendiger und abgenutzter Gedankenstoffe an, bis sie eine Literaturperiode bilden, auf welcher und aus welcher sich verjüngtes Leben, neue Anschauungen und Ideen entwickeln, bis sich durch Mittheilung an andre Völker diese Ideen über die ganze Erde verbreiten wie eine unzerreißbare Kette, oder als geistiges Schatzhaus der Menschheit dienen. Zwar haben alle diese Richtungen, Formen und Ideen der Literatur für jede Zeit und jedes Volk ihre bedingende Nothwendigkeit, da mancherlei äußere Ein-

flüsse auf sie einwirken, und entwickelt sich jede Literatur unter solchen Einflüssen mit logischer Consequenz, weil ja alle Naturgesetze logisch sein müssen, aber trotzdem wirken auch eine Menge persönlicher Schicksale, Neigungen und Verhältnisse mit ein, welche der Literatur das Gepräge einer gewissen Selbständigkeit geben. Auf einen Klopstock, Lessing, Heyne, Herder, Winkelmann u. s. w. mußte einmal ein Schiller, ein Göthe folgen, denn dies lag im Drange des deutschen Geistes. Daß aber Schiller unter drückenden Verhältnissen und Erlebnissen seine Jugend durchlebte, Göthe unter günstigen, Schiller mit diesen Personen in enge Berührung kam, Göthe dagegen mit andern, bis sie endlich sich aneinanderschlossen, das macht die welthistorische Nothwendigkeit zu einer persönlich entwickelten Erscheinung. Wie viel hat hierbei das eingewirkt, was wir Zufall nennen, worunter man jedoch nur unbekanntere Ursachen verstehen kann!

Mit der Sprache beginnen Geist und Kultur, eignes menschliches Schaffen unter dem Einflusse verschiedener Mächte. Wilh. von Humboldt entwickelt in seiner Einleitung zur Kawisprache jenen aufklärenden Grundgedanken, daß der Mensch, besonders der sprachschaffende Mensch, neue Gedanken schafft, indem er die alten sich aneignet und in persönliches Wissen umgestaltet. Er muß sich der gegebenen Sprache bedienen, aber indem er seine eigenen Gedanken in derselben niederlegt, ihr dieselben anzupassen sucht, erweitert er die Sprache, bereichert mit dem Gedankenschatz auch den Sprachschatz und erhebt seine Leser auf einen höheren Standpunkt der Weltanschauung. Wenn in der Sprache auch im Allgemeinen ein organisirendes allgemeines Gesetz waltet, so erhält dieses doch den Charakter des Individuellen, des Persönlichen insofern, als einzelne Personen die Arbeit der Fortbildung der Sprache übernehmen. Klopstock hat uns eine poetische Sprache geschaffen und dadurch seinen Nachfolgern eine große Arbeit gespart, Lessing und Kant den Humanismus und Kosmopolitismus siegreich durchgefochten und in ein System gebracht, sie zum Inhalt des gebildeten Bewußtseins erhoben, und Schiller-Göthe endlich waren die geeigneten

Genies, in denen sich jene Ideen zum künstlerischen Ideal ausbildeten.

In der Sprache und Literatur betritt der Mensch den Boden der geistigen Freiheit, soweit dieselbe überhaupt denk- und erreichbar ist, weil Freiheit in sich den Begriff der Nothwendigkeit einschließt, insofern auch sie Gesetzen unterworfen ist. Wie weit sich der einzelne Mensch an dieser befreienden Arbeit der Kultur betheiligen will, das ist seine Sache und hängt von seinem Entschlusse ab. Will er der Freiheit zustreben, so muß er sich der Nothwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze unterwerfen, weil darin das Wesen der wahren Freiheit beruht. Will er dies nicht, nun so mag er bei der Unkultur beharren und der Willkür nachgeben, die ihn nur nach den Gesetzen des seelischen Lebens, nach Laune, Begierde, Leidenschaft leitet, deren Sklave er ist, weil er sie verkennt. Freiheit beweist der Mensch, wenn er sich aus eigener Entschliebung einen Zweck setzt und zu dessen Erreichung die geeigneten Mittel sucht. Da ihm Sprache und Literatur eine solche Freiheit gewähren, indem sie seiner Persönlichkeit Gelegenheit verschaffen, sich geltend zu machen und sich individuell zu entwickeln, so macht die Sprache frei von der Herrschaft der Sinnlichkeit und wird der Urquell der Vernunft, welche in der Sprache zum Ausdruck und zur Entwicklung kommt.

4. Was Denken als Vernunft.

Der Verstand bildet Vorstellungen, bleibt innerhalb des seelischen Lebens und gehört den Thieren wie den Menschen an; dagegen müssen wir das wahre, das eigentliche Erzeugen höherer, idealer Gedanken für Thätigkeit der Vernunft halten. Was da ist Pflicht, Gewissen, Schön, Folgerichtigkeit, Gott, Gesetz u. s. w. solche umfassende abstracte Begriffe bringt der Verstand nicht zu Stande. Man spreche nur mit sogenannten Verstandesmenschen, und man wird den Abstand finden zwischen ihnen und einem Vernunftwesen, wie man den Menschen auch nennt. Die Volkssprache

bezeichnet die Thiere als unvernünftig, den Menschen aber erhebt die Sprache zur Vernunftthätigkeit. Der Verstand mit seiner mechanischen Logik von Urtheilen dient der Vernunft als Tagelöhner, welcher Rohmaterial herbeischaffen muß, aus welchem die Vernunft ihre höhere Weltanschauung, ihre Abstractionen, Sätze, Perioden und Systeme aufbaut. Mit der Sprache beginnt die Vernunft, aber die Sprache enthält zunächst die Bezeichnung sinnlicher Dinge, die Logik des mechanischen Denkens des Verstandes. Nach und nach erst ringt sich die Menschheit los von dieser Anschauung, sucht nach allgemeinen Gesetzen, ordnet sich die wirkliche Welt und den Gedankenvorrath nach Principien, welche höher stehen und weiter greifen als die Verstandeslogik. Das Thier hat nur Verstand, im Menschen entwickelt sich dieser aber zur Vernunft. Mit andern Worten: wenn man behauptet, daß die Thiere denken können und Verstand haben, so läßt sich dies zwar nicht ableugnen, aber das thierische Denken ist jedenfalls ein anderes als das menschliche. Es wurde bereits öfter daran erinnert, daß das Vorstellen, Urtheilen u. s. w. ein Mechanismus der Hirn- oder Rückenmarksganglien ist, welches im Aneinanderreihen von Erinnerungs- und Erfahrungsbildern bestehen mag. Jede oft wiederholte Wahrnehmung wird an sich zu einem Urtheil, wenn es auch ein falsches sein sollte. Thiere nehmen wegen ihrer schärferen Sinne besser wahr, gewinnen schärfere Urtheile, und da sie auch die Folgen der Erscheinungen wahrnehmen und als Erfahrung im Gedächtniß behalten, so lernen sie ohne ihr Zuthun mechanisch folgern. Obschon wir durchaus keine Einsicht haben in die Art, wie die Thiere denken, so dürfen wir doch wegen der mechanischen Thätigkeit der Ganglien voraussetzen, daß das thierische Denken nur in Gedächtnißreflexen besteht, weshalb man Thiere auch dressiren kann, ältere, besonders aber viel verfolgte erfahrener und klüger werden. Das menschliche Denken dagegen beschäftigt sich mit Gedanken als solchen, macht dieselben zum Gegenstande der Beobachtung und Untersuchung, ordnet sie zu Gruppen, Systemen und Principien, gestaltet sie um und giebt ihnen durch Sprache und Satzbau eine logische Form. Im Menschen wird der

Mechanismus der Denkforgane also benutzt, um aus dem Rohmaterial der Wahrnehmungen und Vorstellungen endlich Abstractionen als rein menschliche Schöpfungen zu bilden, was aber erst muß erlernt werden, weshalb es nicht alle Menschen bis zur Klarheit des Denkens bringen. Trotzdem kann man sagen, sie denken in Gedanken, weil sie in der Sprache denken, welcher sie daher nothwendig den Stempel logischen Zusammenhanges aufprägen, wogegen Thiere nur denken, wenn sie durch Wahrnehmungen veranlaßt werden. Selbst Kinder bilden sich schon eigene Gedanken, hängen ihnen nach, entwickeln sie nach Stimmung und Neigung, bewahren also eine gewisse Selbstständigkeit des Denkens. Der Mensch denkt in Begriffen, nur auf der Stufe sinnlichen Denkens in Vorstellungen als Gedächtnis- und Phantasiebildern. Im Begriff dagegen erfafst der Mensch das Allgemeine, der Begriff existirt nur im Gedanken, er ist nur Gedanke und wird als solcher entwickelt, ohne daß man dabei die reale Welt berücksichtigt. Gott, Geist, Wahrheit, Schönheit sind Begriffe, die wir aber Ideen nennen, weil sie in sich wieder eine Menge von Nebenbegriffen, eine ganze mikrokosmische Welt fassen und uns für die höchsten, ewigen Wahrheiten, für den Urgrund aller Erscheinungen gelten. Dies ist Vernunftthätigkeit.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Mechanismus des Denkens, welcher uns angeboren ist, und welchen wir durch Uebung erweitern, worauf diese neue Denkweise durch Gewohnheit zum Mechanismus wird, wozu die stehenden Sprachformen zwingen. Im Traume, im Delirium, in der Trunkenheit denkt der Mensch mechanisch, die Worte kommen ihm auf die Zunge oder steigen im Gehirn auf, ohne daß er es weiß und will. Wahnsinnige denken in ihrer Weise logisch richtig, sind daher nicht zu überzeugen, daß sie falsch urtheilen. Jedes Vorurtheil, jeder Irrthum besteht aus dem Mechanismus des Denkens, welches irre führt, weil es von falschen Voraussetzungen ausgeht, oder zu falschen Schlüssen gelangt, wie wenn in der Maschine ein Rad oder ein Zapfen falsch gestellt wäre und nun auf ein falsches Gleis überleitet. Jedensfalls

werden dabei die Erregungen, die von den Hirnganglien mittels der Nervenfasern auf andre Ganglien übergehn, auf solche geleitet, die mit der angeregten Vorstellung nicht in gewöhnlichem Verlehr stehn. Auf die erregte Ganglie antwortet also eine ungeeignete, mechanisch vereinigen sich in den Centralorganen diese Rapporte, und so entsteht ein Irrthum, weil die beiden Ganglien verschiedenen Vorstellungsgebieten angehören, so daß nun der natürliche Zusammenhang fehlt. Hört oder sieht Jemand falsch, so geht die Wahrnehmung auf die Urtheilsganglie, welche nun ihr gewohntes Urtheil abgiebt, welches aber der Erscheinung nicht entspricht. Irrrende sind daher schwer zu belehren, weil sie in ihrer Weise recht haben. Wenn Jemand von Berlin nach Köln telegraphirt, die Leitung der Drähte aber nach Bremen führt, so muß von dort falsch geantwortet werden, oder man versteht die Depesche nicht. Aehnlich mag es im Gehirn zugehn.

Beneke und Herbart und ihre Anhänger sprechen von Hebungen, Verstufen, Verdunkeln, Verdrängen, Auftauchen, Verschmelzen der Vorstellungen, lassen also den Kampf um's Dasein auch im stillen Reiche des Denkens zur Geltung kommen. Was bedeuten nun aber jene bildlichen Ausdrücke, nach denen Gedanken wie materielle Dinge einander stoßen und drängen, Allianzen schließen und um den ersten Platz im Theater des Bewußtseins kämpfen? Solche Ausdrücke bringen den Gegenstand wohl vor die Phantasie, erklären aber den ganzen Vorgang nicht. Giebt es Gedanken, so müssen sie irgend eine Existenzform, sie müssen eine Ursache des Daseins haben. Ein bloßes immaterielles Nichts können sie nicht sein, weil es ein solches nirgends giebt. Wenn der Chemiker oder Physiker die Lauge zurecht macht, in welche er die Kupferdrähte legen muß, wenn er telegraphiren will, so weiß er, daß sich durch diese Vorrichtung eine Bewegung der Drahtmolecüle entwickelt, mit deren Hilfe er telegraphirt. Er weiß, daß der Draht, daß die Sauce für denselben aus bestimmten Stoffen bestehn muß, wenn das Experiment gelingen soll. Folgt er diesem Naturgesetze, so kann er mit dem Tastapparat der Buchstaben arbeiten. Denken wir uns

an die Stelle der Drähte Nervenfasern, an die Stelle des chemischen Wassers Blut, an die Stelle der Buchstabenclaviatur Hirnganglien, so wird uns der ganze Vorgang der Gedankenbildung begreiflich und faßbar. Die in der Haut endigende Spitze des Lastnerven wird berührt von einem äußeren Druck, in den Moleculen der Nerven pflanzt sich diese Bewegung fort und so muß am anderen Ende des Nerven, an seiner Wurzel, dasselbe Zeichen als Empfindung erscheinen, welches die Endspitze des Nerven gab. Die verschiedenen Schichten und deren Ganglien im Hirn, deren chemische Zusammensetzung jedenfalls eine andere ist, wenn wir sie auch bis jetzt noch nicht zu erforschen vermochten, werden durch Fortpflanzung der Bewegung in Thätigkeit versetzt, jede Thätigkeit aber ist Stoffverbrauch und zugleich Stoffumsatz oder deutlicher Stoffveränderung. Mithin erleidet die Empfindung auch Umwandlungen, wenn sie von einem Organ zum andern geleitet wird. Die Natur hat nicht ohne Zweck und Nothwendigkeit die graue Rinde in 6—8 Schichten getheilt und sie mit 400—600 Millionen Ganglienzellen versehen. Es müssen vielmehr vielfache Stoffumwandlungen und Kraftauslösungen vorkommen, die wir Urtheile, Folgerungen, Schlüsse u. s. w. nennen. Je tiefer eine Bewegung in die Hirnrindenhäute eindringt und um so mehr Ganglien erregt, um so mehr Bewegungen concentriren sich in der weitergehenden Erregung, um so tiefer und vielseitiger wird das Urtheil, weil jede Rindenschicht die Summe der Erregungen der voranliegenden Schicht empfängt, umbildet und dann weiter leitet. Häufen sich in gewissen Organen die Ganglienzellen, so leisten sie mehr, und der betreffende Ganglienzellenbesitzer hat Anlage für dieses oder jenes, hat Talent und bekommt ein schönes Zeugniß für sein persönliches Verdienst. Mangeln die Zellen oder sind sie schwach entwickelt, wenig geübt, so werden sie für Fortleitung der Bewegung unfähig oder leiten schlecht, und dann fehlt es an Anlage, dann läßt sich aus dem Menschen nichts machen nach der Seite hin, wo die Organe fehlen. Gleichmäßig und kräftig in allen Schichten verbreitete Ganglien machen ein Genie fertig. Eine solche Hypothese, für welche freilich noch die

anatomische Grundlage fehlt, kann viele Erscheinungen des geistigen Lebens erklären, wie die Gesetze der Anziehungskraft die Drehung und den Lauf der Gestirne als unaufhaltsame Nothwendigkeit begreiflich machen. Vogt hat etwas stark bildlich behauptet, Gedanken sind nur Erzeugnisse und Ausscheidungen des Gehirns, und Viele haben daran Anstoß genommen; aber Vogt hat ja eben nur bildlich gesprochen, denn dem Sinne nach hat er vollkommen Recht. Hat Gott die Welt weise eingerichtet, so wird er dies auch beim Gehirn gethan haben, und da wir nicht nur überhaupt ein Gehirn haben, sondern dieses auch unendlich fein organisiert ist, so muß er seinen Grund dazu gehabt haben. Mithin müßten die Bibeltgläubigen den Materialisten dafür danken, daß sie die Weisheit des Schöpfers erforschen und nachweisen. Brauchen wir kein Gehirn zum Denken, weshalb schuf Gott solchen Luxus, er der Allweise, der Alles zweckmäßig einrichtete und die besten Mittel zum Zweck wählte? War es von Gott weise, uns ein Gehirn zu geben, welches uns zum Unglauben an die Offenbarung, an Papst und Oberconsistorium führt? O Logik der Orthodogie!

In der ganzen Natur gilt das Princip der Arbeitstheilung; auch im Körper befindet sich für jede besondere Lebensthätigkeit ein Organ. Man darf also eine solche Arbeitstheilung auch in der Organisation des Gehirns erwarten, wenn uns auch bis jetzt jeder thatsächliche Nachweis fehlt, weil wir noch wenig Methoden und Mittel besitzen, an das Gehirn in Betreff dieser Untersuchung durch Experimente Fragen zu stellen. Doch wissen wir bereits, daß jeder Sinnesnerv nur für gewisse sinnliche Eindrücke empfänglich ist, das Auge für Aetherwellen, das Ohr für Schallwellen u. s. w., und da liegt denn die Folgerung nahe, daß jeder Sinn im Gehirn sein besonderes Gangliengebiet habe, in welchem sinnliche Reize in Wahrnehmungen umgesetzt werden, daß diese Einzelgebiete in gemeinsamen Centren ihre Wahrnehmungen zu Anschauungen vereinigen, die wir dann als Vorstellungen reproduciren, in einem noch höheren Centrum wieder Vorstellungen zu Begriffen, und diese zu Ideen vereinigen. Ja man darf nun noch weiter folgern, daß jede Nerven-

faser eines Nervenbündels ihre besondere Berrichtung hat, wie man beim Augen- und Ohrennerven es aufgefunden hat, daß kleinere Nervenpartien nur für gewisse Arten von Schall- und Aetherwellen empfänglich sind, also nur einen engen Kreis von Sinnesreizen wahrnehmen.

Nimmt man diese Hypothese an, so erhalten die Rindenschichten des Gehirns eine höhere Bedeutung, außerdem könnte man begreifen, warum Neigungen und Leistungen im geistigen Leben so verschieden sind. Besitzt Jemand z. B. ein Hörorgan, dessen Klaviatur von Nervenfasern schwach besetzt oder unkräftig organisiert ist und von welchem einige Tasten gar abgestorben sind und nicht anschlagen, so hat er ein schlechtes Gehör; im entgegengesetzten Falle spricht man von einem guten Gehör, welches bei methodischer Ausbildung zu einem feinen wird, wie es Künstler und Kunstkenner besitzen. Ist nun auch das Gangliengebiet für Tonwahrnehmungen mit zahlreichen und kräftigen Zellen versehen, so bildet sich ein musikalisches Talent oder Genie. Uebertrifft dieses Gebiet die übrigen, so gelangen entsprechende Erregungen (Gefühle und Gemüthsindrücke) vorzugsweise in das Gebiet des Gehörorgans, erregen die Zellen, Tonerinnerungen erwachen, der Künstler hört im Gehirn die Melodie, in welche das erwachte Gefühl sich verdichtet und componirt. Finden sich weniger Ganglien im Gebiet des Gehörnerven, so entwickeln sich wenig musikalische Vorstellungen und das musikalische Gedächtniß bleibt schwach und einseitig. Der Künstler hört im Orchester jeden einzelnen Ton, jedes einzelne Instrument, der Schwachbegabte nur die hervortretenden Töne, die Melodie oder die lautesten Instrumente. Die Nase des Hundes ist fein organisiert, denn der Geruchganglien hat er im Gehirn besonders viel, bildet demnach viel Geruchsvorstellungen, die für ihn Eigenschaften und Kennzeichen der Dinge werden. Außerdem bewahrt er viel Geruchserinnerungen, weshalb er Spuren weit verfolgen kann, weil ihn die Erinnerung an den gesuchten Geruch sicher leitet. Der Hund ist ein Riechthier und dazu Hörthier, wozu Ohrlappen und Ohrhaare beitragen; er erkennt Herrn und Bekannte

am Geruch und an der Stimme, nicht durch das Auge, wie ich dies durch gefährliche Experimente erkannt habe. Hunde greifen den eigenen Herrn an, wenn er in ungewohnter Kleidung erscheint, und nur dessen Stimme erweckt die Erinnerung an ihn.

Legt man die Hypothese von den gesonderten Gebieten der Sinnescentren zu Grunde, so läßt sich auch das Gesetz der Association und Assimilation der Vorstellungen anatomisch erklären und gewinnt die Herbartische Theorie einen realen Boden, ohne welchen sie unbegreiflich bleibt, weil sich nicht erklären läßt, wie Vorstellungen und Begriffe als immaterielle Dinge sich vereinigen, verdrängen und stoßen können, so daß die pädagogischen Herbartianer nicht allzu dünnelhaft auftreten sollten, als ob sie allein die wahre Philosophie besäßen und doch oft nur Phrasen kaueten, weil sie keine Physiologie studiren. Faßt man geistige Erscheinungen dagegen als Ganglien Zustände, als Bewegungsarten und Veränderungen des Ganglienzustandes auf, so werden alle Vorgänge des Denkens klare und nothwendige Naturerscheinungen. Denn bekanntlich regen sich Nerven und Ganglien zu gemeinsamer Thätigkeit an, wenn sie zu gleicher Zeit im Gehirn ankommen und zugleich als eine zusammengehörige Gruppe von Wahrnehmungen in's Bewußtsein treten. Da nun im gewöhnlichen Leben gewisse Wahrnehmungen gleichzeitig von verschiedenen Sinnen gemacht werden, so treten sie als Ganzes in's Bewußtsein, so daß wenn eine Wahrnehmung sich wiederholt, das Gedächtniß sofort die ganze Masse der als Einheit aufgefaßten Wahrnehmungen wiederholt, und diese Gesamtmasse gleichzeitiger Eindrücke wird zur Anschauung. Gewinnen wir viel solche Anschauungen, die als Vorstellungen im Gedächtniß zurückbleiben und im Bewußtsein vorhanden sind, so kann man mit Hilfe der Erinnerung gleichartige Vorstellungen verbinden, indem man sie gleichzeitig dem Gedächtniß vorführt als ein Ganzes. Wir bezeichnen jede neue Verbindung mit einem Wort oder drücken sie in einem Satze aus, weshalb die Gedankenbildung nur durch den Stoff der Sprache möglich wird. Es lassen sich durch Uebung ganze Ketten und Reihen von Vorstellungen zu einem Ganzen ver-

einigen, welches wir in einem Satze, in einer Periode, in einem ganzen Buche zusammenstellen als Entwicklung eines Grundgedankens: eines nackten Satzes.

Bekanntlich sind das Sehen und Hören mechanische Thätigkeiten, welche die Physik nachahmt, weil wir aber die meisten Vorstellungen mittels jener Sinne gewinnen, so kann man schon mit Rücksicht auf diesen Ursprung das Denken eine mechanische Thätigkeit nennen. Wahrheit, Schärfe und Umfang der Gedanken werden also durch materielle Dinge beeinflusst, durch die Beschaffenheit der Sinne, durch Blut und Athmen, durch Alter, Geschlecht und Temperament, gegen welche der freie Wille einen steten Krieg mittels der Selbstbeherrschung führt, welche nur bis zu einer gewissen Grenze gelingt. Solchen Thatsachen gegenüber sollte man über den Materialismus milder und gerechter urtheilen, über irrende und verbrecherische Menschen erst absprechen, wenn man festgestellt hat, was Constitution, Kindheitseindrücke, Umgang und Nervenzustände veranlassen.

Wenn Drobisch und andere Herbartianer daher äußere und innere Wahrnehmungen unterscheiden, so verstoßen sie gegen die Naturgesetze; denn alle Wahrnehmungen sind innere Vorgänge und Zustände, welche durch äußere Reize veranlaßt werden, und welche wir in die Außenwelt verlegen, indem wir sie für Eigenschaften der Dinge halten. Wenn wir den blauen Himmel sehen, so berühren die Wellen des Aethers in so und so viel Schwingungen die Spitzen des Sehnerven, daß sie deren Moleculen in einen solchen Zustand versetzen, den wir mit dem Worte „blau“ bezeichnen, und ist dies geschehn, so halten wir das Blau für Farbe des Himmels, welcher nach Angabe der Physiker eigentlich ganz schwarz aussieht. Demnach machen wir einen Nervenzustand ohne Weiteres zur Eigenschaft der Dinge. Wahrnehmungen sind Zustände der Gehirnganglien, also jedesmal innerlich. Wenn Herbart ferner Gedanken und Gefühl in algebraische Formeln faßt, sie also mathematisch behandelt, so muß er Geist und Seele für materielle Dinge halten, denn nur die Materie läßt sich mathematisch berechnen.

Dieser Folgerung widersezt er sich aber, und so bewegt sich seine Seelentheorie im Kreise eines Widerspruches. Der Körper als lebendiger Organismus unterliegt algebraischen Formeln, aber diese werden in jedem Moment andere und sind in ihrem Erscheinen selbst unberechenbar, weil wir die mitwirkenden Ursachen nicht kennen. Wer will den Lauf eines Wassertropfens von der Quelle bis zum Meere berechnen? Mit den Nervenregungen verhält es sich gerade so; man hilft sich mit Phrasen über die Lücken des Nichtwissens hinweg.

Ebenso läßt sich Mancherlei gegen die geistreiche, aber unnatürliche Charakteristik der Sinne einwenden, wie sie Drobisch giebt und dabei innere und äußere unterscheidet, was sich von physiologischem Standpunkte aus gar nicht rechtfertigen läßt, da ja die Sinne dazu bestimmt sind, mit der Außenwelt in Verkehr zu treten, d. h. sich von derselben erregen und in Thätigkeit setzen zu lassen. Da soll nach Drobisch der Gefühlsinn sein der Lebenssinn als Gesammtempfindung, der sich wieder theilt in einen äußeren Lebenssinn zur Sicherung des Lebens, der zugleich als Erkenntnißsinn das Stoffartige erkennt und als Elementarsinn genannt werden kann Sinn der Lebens Elemente. Der Geschmacksinn als chemische Thätigkeit soll sein ein Nahrungssinn, der Geruchssinn ein Belebungsinn, der Tastsinn ein Körperinn, der Gesichtssinn ein Raum-, Zeit- und Weltinn, der Gehörsinn ein Sinn für das Reich der Gedanken, für die Welt des Gemüths und für die beseeelte Menschenwelt. Dies sind eben philosophische Floskeln, die aus Allem Alles machen und die Philosophie in Verruf bringen. Aus Ranke, Müller, Hermann, Wundt u. A. lernt man die Natur der Nerven kennen, aber nicht aus solcher unwahren Systematik einer unlogischen Logik.

Physiologisch steht fest, daß jedes Sinnesorgan nur für eine besondre Art der Arbeit befähigt ist. Warum? Vorläufig wissen wir es noch nicht, werden es aber erforschen. Wenn der Augennerv gedrückt, gequetscht wird und erkrankt, so wird er nur Lichterscheinungen reproduciren, die nicht immer vorhanden sind, son-

dern nur Erzeugnisse krankhafter Thätigkeit der Augennerven sein können. Daher die vielartigen Gesichtswillusionen, welche jeder an sich beobachten kann, wenn er im hellen Zimmer die Augen mehr oder minder fest schließt und vor sich grüne, rothe, blaue Lichtschimmer sieht. Die Dinge besitzen verschiedene Eigenschaften; um diese wahrzunehmen, müssen wir geeignete Organe haben, welche uns die Natur auch verliehen hat. Das Sehorgan nimmt Aetherschwingungen wahr, das Hörorgan Luftwellen, der Tastsinn Temperaturwechsel, der Geruch die chemischen Bestandtheile der Luft, der Geschmack die der Speisen. Es giebt gewiß noch viele Farben, Töne, Temperaturen u. s. w. in der Welt, welche wir nicht wahrnehmen, weil uns die Organe dazu fehlen. Die Spectralanalyse entdeckt eine Menge Farben, die unser Auge nicht sieht, das Mikroskop erkennt in Ameisen und Bienen Sprachorgane, obschon wir nichts hören und meinen, Bienen correspondiren durch die Fühlhörner mit einander. Aus den verschiedenen Rapporten, welche die Sinne liefern, bilden wir unsere Urtheile und legen den Dingen Eigenschaften zu, je nachdem sie auf uns wirken. Ob wir die Dinge vollständig kennen, darüber besitzen wir gar keine Sicherheit. Wir beurtheilen die Welt nur nach den persönlichen Eindrücken, welche sie auf uns macht. Da wir aber wieder individuell gestimmt sind, die Eindrücke also verschiedene Wirkungen hervorbringen, so werden auch unsere Urtheile verschieden. Hat Jemand einen verdorbenen Magen, so schmeckt ihm Alles sauer. Er nennt es sauer, ein Andern süß. So geschieht es täglich, denn die meisten Urtheile hängen von Stimmungen der Nerven ab. Rapportiren diese falsch, d. h. nicht entsprechend dem Thatbestand und Sachverhältniß, so wird das Urtheil einseitig, rein persönlich: ein Stimmungsurtheil.

Wir empfangen und entwickeln Vorstellungen nur durch die Sinne, Gedanken nur durch die Sprache. Die Gedankenlehre ist also Sprachlehre, und diese sollte eben nur Gedankenlehre sein. Weil aber dies noch nicht geglaubt wird, so unterscheidet man Logik und Grammatik als besondre Wissenschaften, obschon die Gram-

matif nichts andres enthalten kann, als logische Formen. Ob ein Zeit- und Verhältnißwort den Genitiv oder Dativ regiert, darüber führt die Grammatik streng Buch. Aber warum dies geschieht, ja das weiß sie selbst nicht, weil sie nur Formeln sieht, aber nicht Gedanken. Grammatische Formen sind nur Verkörperungen von Denkgesetzen, weshalb der sprachliche Ausdruck sich stets nach dem Denkgesetze, nach der Art der Auffassung richten muß. Man sagt richtig: ich gehe auf dem Schiffe und ich gehe auf das Schiff; ich bin gefahren und ich habe gefahren, weil die Auffassung in beiden Fällen eine andre ist. Die Schulgrammatiken sind in der Regel geistloser Mechanismus, daher eine Qual für die Jugend und oft Verdummungs- und Abstumpfungsmittel gegen das natürliche Denken.

Der Geist übernimmt von der Seele ihr Material von Anschauungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Urtheilen u. s. w., um sie nach Zwecken und Zielen umzugestalten, welche er sich gesetzt hat. Er will die Wahrheit erforschen; sie ist ihm Selbstzweck, alles Andre nur Mittel. Er forscht nach den Grundgesetzen, nach dem inneren Zusammenhange, verwandelt alles Materielle in Denkformen und beurtheilt den Werth der Erscheinungen nach ihrer Uebereinstimmung mit den Denkgesetzen. Das Hauptmittel dazu ist ihm die Sprache, an welcher daher die Menschheit unausgesetzt ändert und bessert, je weiter sie sich ausbildet. In Betreff der Laute für die Sprache ist der Mensch an körperliche Organe gebunden, weshalb er nur eine bestimmte Anzahl von Lauten erzeugen kann. Wie er aber dieselben mit einander verbindet, welche Bedeutung sie für die Sprache haben, das hängt vom Zufall, von Sitte und Gewohnheit, möglicherweise vom Klima ab — weiche oder rauhe Luft, Ebene und Gebirge — so daß die Laute ganz verschieden zusammengesetzt und gedeutet werden. Aber zum Laute kommt als rein menschliche, gemüthvolle That noch die Betonung, der Rhythmus der Sätze, Wortreihen u. s. w., und die Geberden; letztere hat der Mensch mit dem Thiere gemein als Gefühlssprache, besonders wenn er sich in Gemüthsregung befindet.

Das Denken des Geistes ist Vernunft und unterscheidet sich

von dem der Seele, daß es in Abstractionen sich bewegt, das seelische dagegen in concreten Vorstellungen; streng genommen erzeugt nur der Geist Gedanken, die Seele bleibt bei Vorstellungen stehen, denn der Geist fixirt die Art seiner Gedanken und ihren Inhalt in grammatischen Formen, die Seele nur im Mechanismus von Urtheilsvorstellungen und Urtheilsanschauungen; der Geist prüft und kritisirt seine Gedanken, die Seele verändert ihre Vorstellungen unter dem Einflusse der Außenwelt. In der Sprache wird der Geist sich selbst Gegenstand, er sucht in derselben sein eignes Wesen, sein Werden und Wachsen zu ergründen, was die Seele nie thut.

Die Sprache zwingt zunächst zur Bildung von Begriffen, denn jedes Wort ist der Ausdruck eines Begriffes. Zwar bedeuten die Urwörter sinnliche Eigenschaften, indem Thiere Springer, Hüpfen, Brüller, Wühler u. s. w. genannt werden, und Poeten gebrauchen heute noch gern solche bildliche Ausdrücke, aber weil diese nicht einen Einzelgegenstand, sondern in ihm die ganze Gattung bezeichnen, so gehn sie in Begriffswörter über, wie denn Niemand mehr daran denkt, daß Pferd ursprünglich Hüpfen, Eber der Wühler hieß. Jene sinnlichen Merkmalswörter sind eben abstracte Begriffswörter geworden. Sobald sich ein sprachschaffendes Volk eine Menge von Ausdrücken gemacht hat, muß es dieselben sortiren und classificiren, muß daß Gemeinsame und Unterscheidende ähnlicher Dinge auffuchen, um es im Worte, in der Wort- und Satzform zu fixiren. Es mag eine jahrhundertelange Arbeit gewesen sein, ehe die Wortklassen streng geschieden wurden, ehe Declinations- und Conjugationsformen sich ausprägten und die bedeutsamen Zufallsilben ihre selbständige Bedeutung verloren, um nur als Declinationszeichen zu gelten. Die Sprachen bieten heute noch in dieser Beziehung eine vielfache Abstufung der Ausbildung dar. Es mußten Ausdrücke für abstracte Begriffe gefunden werden, man suchte Aehnlichkeit der Dinge und Vorgänge durch Aehnlichkeit der Laute und Silben anzudeuten, mußte die verschiedenen Beziehungen, in welche die Dinge zu einander und zu dem Menschen treten,

durch Silben, Satztheile und Satzbau bestimmt ausdrücken, also die vielfachen Verhältnisse auf wenige Hauptarten zurückführen, wie es in den Casusendungen, Präpositionen, Vor- und Nachsilben geschehen ist. Dies Alles schafft der Geist, nicht die Seele. Das Kind würde zum Thiere herabsinken, wenn es nicht die Sprache der Eltern erlernte, und jene Völker, denen Lesen und Schreiben unbekannt oder seltene Künste bleiben, stehen tief in der Kultur, grenzen hart an das Thier an, bewegen sich mehr im seelischen als geistigen Leben. Wenn man den Bau einer reich ausgebildeten Sprache betrachtet, z. B. das Sanskrit, das Griechische und Gothische, so muß man staunen über den Scharfsinn der logischen Weltauffassung, über die Richtigkeit der Eintheilungen und Gliederung, und über die Einfachheit der angewandten Mittel: des Buchstabenwechsels, der Lautverschiebung u. s. w., durch welche ganze umfassende Gebiete von Erscheinungen, deren Zusammenhang und Ursprung klar und bestimmt gezeichnet werden. Mit wenigen Lauten beherrscht der Mensch die ganze Welt, schafft sich die Außenwelt nach im Abbild und architektonischen Bau seiner Laute und Silben. Wie kann man also jemals Mensch und Thier gleich stellen wollen im Ernste! Hat je ein Thier einen Gedanken geschaffen und ihn historisch entwickelt? Kann überhaupt je ein Thier etwas erfinden? Nur der freie Geist des Menschen erfindet und ist bildungsfähig; die Menschheit vervollkommnet sich oder entartet: ein Löwe kann nur körperlich sich ändern, seelisch bleibt er ein Löwe, weil er nur Physis ist und ihm die Psyche fehlt.

Denken kann man nur in der Sprache und durch dieselbe; dies lehrt die tägliche Erfahrung. Diejenigen Volksklassen, welche nur einen geringen Sprachvorrath besitzen, in der Sprache wenig unterrichtet wurden und daher nicht im Stande sind, durch Lesen sich weiter zu bilden, können wenig denken, sie leben in Vorstellungen, Erfahrungs- und Urtheilsbildern, aber dringen nicht bis zum Gedanken vor. Tiefe Denker, große Dichter dagegen zeichnen sich durch Reichthum an Ausdrücken und scharfe Bezeichnung der Gedankenformen und Gedankenunterschiede aus. Der große Fehler

der üblichen Psychologien liegt meines Erachtens gerade darin, daß sie Vorstellungen nicht von Gedanken scharf unterscheiden und auf die Sprache als Gedankenmaterial zu wenig Gewicht legen.

Das menschliche Denken fängt mit dem einfachen Satze, mit Subject und Prädicat an, in denen Vorstellungen enthalten sind, die aber hier als logische Grundelemente erscheinen, um einen faßbaren, sinnvollen Satz, einen Begriff, ein Urtheil in Gedankenform darzustellen. Erweiterungen und nähere Bezeichnungen jener Urform des Satzes führen zum erweiterten Satz, indem Nebenvorstellungen aufgenommen werden in den Organismus des Satzes, dem sie sich insofern organisch anschließen, als sie die erforderliche grammatische Form annehmen, um den Werth zu bezeichnen, welchen sie für den Gedanken haben. Was im einfachen Satze einzelne Wörter und Wortformen leisten, das verrichten bei erweiterten Gedanken ganze Sätze, welche sich wiederum in Form, Bau und Wortstellung dem Hauptsatze anschließen als Nebensatz, eingeschobener Satz u. s. w. Ein Gedantentheil reiht sich organisch dem andern an, so daß der ganze Satz ein lebendiges Gewächs wird. Um aber die verschiedenen Beziehungen der Satzglieder genauer zu bezeichnen, gebraucht die Sprache die Bindewörter, wendet die verschiedenen Modus an, so daß Farbe, Nuancirung bis in die Feinheit der Gedankencombination hinein in den Satz kommt, der sich bei Reichthum von Nebengedanken und näheren Begriffsbestimmungen bis zur vollstühenden Periode erweitert, deren Gliederung Bindewörter und Interpunctionszeichen anzeigen.

Auf ähnliche Weise entwickelt sich der Satz organisch zum Aussatz, zur längeren Mittheilung, indem ein nachfolgender Hauptgedanke an irgend eine Bestimmung oder an den Inhalt des vorhergehenden Satzes anknüpft, ihn weiter ausführt, beschränkt, widerlegt, Verwandtes hinzufügt u. s. w., wie es im Kreise der Vorstellungen geschieht. Denn auch hier kommen Association, Assimilation u. s. w. vor, werden Urtheile und Schlüsse aufgestellt und durchgeführt. Man darf im mustergiltigen Aussatze nicht von einem Gedanken ohne Vermittelung zum andern überspringen, sondern

muß die Kasse von Gedanken zu einer lückenlosen Kette verbinden, in welcher ein Glied fest in die Nachbarglieder eingreift. Denn der ganze Aufsatz, mag er lang oder kurz sein, will einen Begriff entwickeln, dieser bildet die lebendige Einheit und den organischen Fortbildungstrieb. In einer Erzählung vertritt die Feststellung der Thatsache mit allen ihren Nebensachen diese Einheit, in der Beschreibung die klare Zusammenstellung der Hauptmerkmale, in der Abhandlung das Thema. Je nach dem Zwecke des Aufsatzes müssen die Theile geordnet und gegliedert werden, damit der Grundgedanke klar hervortritt. Bedarf dieser Gedanke einer weiteren Auseinandersetzung wegen der Fülle seines Inhaltes, so bringt man das ganze in ein System, behandelt das Thema wissenschaftlich.

Urtheile und Schlüsse erscheinen als Gedanken in abstracter Form, in Satzform, werden kenntlich durch Bindewörter, Modus u. s. w., wogegen die Urtheile des Vorstellens vereinzelt Erscheinungen sind, welche durch den Mechanismus des Gedächtnisses sich aus sinnlichen Eindrücken bilden. Das Gedankenurtheil erfordert Prüfung, Ueberlegung, Zusammenstellung von Thatsachen, die man dann erst in einem Urtheile als abstractem Gesetze zusammenfaßt. Das Thier stellt sich vor: das Feuer brennt, untersucht das Wie und Warum nicht; ebenso urtheilt der gedankenlose Mensch, der denkende dagegen fragt: Warum brennt das Feuer? Was ist Feuer? Brennt es unter jeder Bedingung oder kann man die Folgen verhindern? Dann urtheilt er: Weil das Feuer u. s. w., so brennt es; wenn ich aber den Zutritt der Luft hindere oder Wasser aufgieße, so kann es nicht brennen, daher werde ich die Kellerfenster verstopfen, um das Feuer im Keller zu ersticken. Der Knabe urtheilt, der Vogel kann fliegen, denn dies weiß er aus Erfahrung, dagegen der Jüngling sagt: Weil der Vogel in Federn und Knochen erwärmte Luft hat, also leichter wird als die atmosphärische Luft, so kann er sich in dieselbe erheben. Stellt er den Satz falsch, so ist sein Urtheil falsch: er denkt falsch, obschon seine Vorstellungen richtig sind.

5. Begreifen und Erkennen als Zweck des Denkens.

Die Seele bedient sich der Sinne, um sich Wahrnehmungen zu verschaffen, der Geist benützt die Urtheile der Erfahrungen und Sinne, um das Wesen der Dinge zu erkennen. Sinnlicher Erkenntnisse bedarf die Seele, damit sie das Dasein beschützen kann, sie richtet sich daher auf das Nützliche, das Nächste und das Außerliche, damit sie daraus Maßregeln für ihr eigenes Verhalten entnehme, der Geist dagegen will erkennen und begreifen und betrachtet beides als Selbstzweck, als die wahre Aufgabe seines Daseins.

Der geistig strebende Mensch begnügt sich nicht mit Wahrnehmungsurtheilen, sondern er will begreifen, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Grund und Folge, die leitenden und wirkenden Gesetze, das Bleibende, Wahre, Ewige und allgemein Gültige in den Erscheinungen auffinden und erfassen. Dazu bedarf er des Verstandes und seiner Thätigkeit; aber diese arbeiten nur wie Tagelöhner, Zeit und Zweck schreibt ihnen der Geist vor, welcher den ganzen Vorrath von Vorstellungen und Erfahrungen zusammenstellt, prüft, vergleicht u. s. w., und mit diesem Material verfügt, wie es seinem Zwecke angemessen ist.

Das Begreifen unterscheidet sich sehr merklich von dem Wissen des Gedächtnismechanismus, welches nur das Rohmaterial liefert. Es forscht nach dem Wie und Warum und kommt dabei den Sinnes- und Urtheilstäuschungen auf die Spur. Merken und bemerken sind seelische Thätigkeiten, welche auch das Thier besitzt, Forschen dagegen setzt einen bestimmten Zweck voraus, wird vom Wissenstriebe angeregt und vom freien Willen ausgeführt in oft jahrelanger Arbeit. Das Thier sucht, getrieben von irgend einem leiblichen Bedürfnisse, der Mensch forscht, angeregt von dem Verlangen zu erkennen und zu wissen. Indem er forscht, also die Ursache einer Erscheinung ergründen will, schwebt ihm ein unbekanntes Ziel vor, denn er kann seine Urtheile und Ansichten nicht mit vorliegenden

Thatsachen in Uebereinstimmung bringen. Zunächst läßt er dieselben in ihren Einzelheiten vor seinem Gedächtniß vorüberziehen, führt sich alle denkbaren Veranlassungen und Ursachen vor, erwägt dann, ob mit deren Annahme die Thatsache zu erklären ist und fährt in diesen Untersuchungen so lange fort, bis er den rechten Grund gefunden zu haben meint oder den ganzen Versuch als erfolglos und verfrüht aufgibt. Der Forscher will demnach zunächst die Thatsachen feststellen, um sich gegen Täuschungen und einseitige Urtheile zu sichern, und dann will er den Grund als bewirkendes Gesetz auffinden, er will die Sache ergründen, damit er später seine Ansicht durch Beweise begründen kann. Das Forschen beginnt daher mit dem Zweifeln, und jene Völker und Männer wurden groß, welche es wagten, die unbedingte Richtigkeit überlieferter Meinungen und Sagen zu bezweifeln. Der Zweifel ist die Reaction des Geistes gegen die Seele, das bewegende Element der Kulturgeschichte, ihr unsterblicher Märtyrer, deshalb den Dunkelmännern so verhaßt und von ihnen grimmig verfolgt.

Der Forschungstrieb und der Forschergeist haben die Menschheit weiter gebracht, und jene Menschen, denen sie fehlen, kommen nicht zum Fortschritt in ihrer Entwicklung. Jener Trieb ist jedoch dem Menschen angeboren: Kinder zerstören bekanntlich ihr Spielzeug, weil sie wissen möchten, was inwendig ist und warum das Spielzeug dieses und jenes leistet. Man darf dies nicht für Neugierde halten, denn diese will nichts Wissenswürdigen erfahren, sondern nur Neues, um das gedankenlose Gehirn zu beschäftigen. Neugierig sind viele Thiere und lassen sich fangen, wenn man ihre Sucht, Ungewohntes zu sehn, befriedigt; alte Menschen sind auch neugierig, ebenso Bauern, weil bei ihrem einförmigen Leben sie sich nach Erregungen und Reizen sehnen, um Abwechslung in das Einerlei ihrer Wahrnehmungen zu bringen. Geweckte Kinder sind wißbegierig, weil sie ihren Geist mit Gedanken füllen wollen; begabte Völker zeigen schon in ihrer Jugendperiode Forschergeist, indem sie die Dinge um sich her sich begreiflich und erklärlich machen wollen. Sie erfinden Mythen, Sagen und Märchen, um sich

ihre Erklärungsversuche über den Grund der Erscheinungen zu veranschaulichen.

Das Forschen führt zum Begreifen, und dieses wird nun als Ergebnis und gewonnene Thatsache oder als Einsicht der Erkenntnis ins Bewußtsein hinüber genommen, wodurch dieses zum Selbstbewußtsein wird, d. h. zu einem Wissen, welches weiß, daß das Erkannte die Folge der eigenen Thätigkeit, die Schöpfung des Ich ist. Wenn man etwas erkannt hat, so ist das Kennenlernen als äußere Veranlassung vorausgegangen, hat den Gründen nachgeforscht, die richtigen herausgefunden und nun das Wesen des Dinges begriffen, wobei man von dessen zufälliger Erscheinungsform ganz absah, dagegen das unsichtbar waltende, verursachende Gesetz erfaßte und zum Begriff des Dinges gelangte. Der Begriff, eine höhere Abstraction, entsteht mit Hilfe der logischen Seelenthätigkeit, aber der Geist läßt sich durch die Menge der Merkmale, der unter- und übergeordneten Begriffe nicht irre leiten, sondern sucht das auf, was allen diesen Einzelheiten, Merkmalen, Arten und Gattungen das Gemeinsame, das unveränderlich Gleiche, das unsichtbare Wesen ist. Weil die Begriffe Unsichtbares, Allgemeines enthalten, so ist der Geist, als Summe der erworbenen Begriffe, auch etwas Unsichtbares, er ist das Allgemeine und Unveränderliche, obschon wir als Menschen, die wir zur Entwicklung des Geistes bestimmt sind, uns nur gradweise und bis zu einer gewissen Grenze hin zu Geist machen. Dagegen ist Gott der Geist im vollen Sinne des Wortes, der Inbegriff des Ewigen, überall als Gemeinsames Wirkenden, daher des Unvergänglichen und Allwaltenden, weil das Wesen der Dinge in ihrem innewohnenden Lebensgesetze beruht.

Nur derjenige, welcher einen Gedanken nach allen seinen Beziehungen und seinem vollen Inhalte erforscht hat, kann sich einen klaren, richtigen Begriff machen. Weil dies aber nur Wenigen möglich wird, so entsteht eine große Mannichfaltigkeit von Begriffen, wie man es in jeder Wissenschaft findet, und muß die ganze Menschheit daran arbeiten, Begriffe weiter zu entwickeln. Jedes Volk hat seine besondrer Auffassungs- und Vorstellungsweise, die oft von

der vorherrschenden Beschäftigung, von der Natur der Heimath und historischen Erlebnissen abhängt; es findet also von den Begriffen besondere Merkmale heraus, für welche der Volksgeist besondere Fähigkeit besitzt, und daher muß man die Geschichte der Begriffe historisch überblicken, wenn man den wahren, d. h. dem Zeitbewußtsein entsprechenden Begriff erfassen will. Alle Begriffe haben ihre Geschichte und in Folge dieser Entwicklung ändern die Begriffsausdrücke ihre Bedeutung und suchen tiefe Denker nach neuen Ausdrücken für ihre erweiterten Begriffe.

Die Summe dieser erworbenen Begriffe nennen wir Selbstbewußtsein, welches nur der Mensch besitzen kann, und von diesem wieder nur der gebildete Mensch. Es ist nicht das Wissen vom Ich, denn dies ist ein sinnliches Gefühl, welches der niedrigste Wurm hat, sondern jene Gesamtweltaufschauung, die aus dem Forschen, Begreifen und Erkennen herausgewachsen ist als geistiger Leib, als Geist. Selbstbewußtsein und Geist müssen dasselbe sein; sie als das Allgemeine, welches alle Besonderheiten in sich faßt, beherrschen diese Einzelheiten, und leiten dieselben als Urgrund und treten im sittlichen Willen in die Außenwelt als That, wirken im Gemüth als belebende, aufregende Kraft.

6. Ansichten, Meinungen, Ueberzeugung, Glauben, Irrthum und Wahrheit als Denkergebnisse.

Die Seele erzeugt Vorstellungen und Verstandesurtheile, der Geist Gedanken und Vernunfturtheile, die Seele reiht Vorstellungen an einander nach den Gesetzen, wie sie in der physischen Welt gelten, der Geist reiht Gedanken an einander zu Systemen nach den Ergebnissen des Forschens. In dem Seelenleben herrscht Gebundenheit durch Naturgesetze, im Geistesleben freies Schaffen aus eigenem Antriebe und nach Ueberzeugung, nach eigener Entscheidung. Im Seelenleben täuschen uns die Sinne, wodurch der Mechanismus der Vorstellungsverbindungen irre geleitet wird; im Geistesleben bilden wir uns aus Gedanken Meinungen, Ansichten u. s. w. und

gerathen in Irrthum, wenn wir falsche Begriffe bilden. Der Arzt kennt Seelenkrankheiten und Seelenstörungen, welche er oft durch äußere Mittel heilt, weil die Ursache im Sinnenleben liegt. Geisteskrankheiten kann es nicht geben, sondern nur Irrthum, welcher durch bessere Erkenntniß, Belehrung, Begreiflichmachen u. dgl. geheilt wird. Also auch in dieser Beziehung zeigt sich der durchgreifende Unterschied zwischen Seele und Geist.

Aus Gedankenmassen bilden sich die Menschen Meinungen, indem sie jene derart ordnen, daß sie der augenblicklichen Denk- und Auffassungsweise des Urtheilenden entsprechen; je nach Forschungen, Nachdenken und aus Thatsachen gezogenen Folgerungen machen sie sich Ansichten als Schema einer Weltanschauung zurecht, nach welchem man einzelne Thatsachen und Erscheinungen bemißt. Jeder Mensch besitzt demnach Meinungen und Ansichten als Gesamturtheile über Grundwahrheiten und Grundgesetze, auf welche man die einzelnen geistigen Erlebnisse zurückführen muß. Meinungen sind persönliche Auffassungs- und Beurtheilsweisen einzelner Thatsachen, bleiben daher veränderlich, wechseln je nach Stimmung, Interesse und Gesamtwissen, sind also im Reiche des Geistes so viel als im Reiche der Seele Wahrnehmungen.

Hat die Meinung etwas Wandelbares und Unzuverlässiges, so trägt die Ansicht den Charakter eines abgeschlossenen, bleibenden Urtheils. Sie entsteht aus Ergründung, Forschung und Ueberlegung, combinirt aus vielen Thatsachen sich ein allgemeines Gesetz der Beurtheilsweise und wendet dieses Maß auf jeden einzelnen Fall an in der Voraussetzung, daß in der Ansicht das zu Grunde liegende Gesetz, die Wesenheit des Einzelfalls oder die Hauptsache einer allgemeinen, vielumfassenden Auffassung einer Menge irgendwie zu einander in Beziehung stehender Thatsachen enthalten ist. Man bildet sich eine Meinung in dem Bewußtsein, daß sie auch persönliches Thun ist, mithin einseitig und falsch sein kann, weshalb man stets bereit ist, Meinungen aufzugeben oder zu ändern; dagegen die Ansicht stellt man auf in der inneren Gewißheit, daß sie wahr und begründet ist. Seine Ansichten pflegt der Mann zu ver-

treten, zu vertheidigen und oft genug wird er ihretwegen angefeindet, verfolgt und elend gemacht. Verschiedene Meinungen vertragen sich neben einander, weil sie nur Einzelheiten betreffen, dagegen können widersprechende Ansichten nicht neben einander bestehen, weil sie ausgeprägte und in sich abgeschlossene Weltanschauungen sind, so daß eine Gedankenreihe in die andre hineinragt und alle Thatfachen so beurtheilt und in solches Licht der Betrachtung gestellt werden, daß sie zu der ausgesprochenen Ansicht als Summe der Meinungen führen müssen. Gelehrte bringen ihre Lehrmeinungen in Systeme, um sie zu Schematen einer Grundansicht — eines Principis — zusammen zu ordnen. Die einzelnen Meinungen verhalten sich zu einander gleichgiltig; man kann als Staatsbürger sehr liberal, als Mitglied der Kirchengemeinde sehr bigott sein; Ansichten dagegen runden sich zu einem in sich consequenten Ganzen ab; wer über Staatswesen conservative Ansichten hat, wird sie auch in Kirchen- und Wissenschaftsleben zeigen. Ansichten einer ganzen Generation, was man Zeitgeist nennt, werden nicht verdrängt, sondern sterben nur mit der Generation aus, wenn die junge Generation zu andern Ansichten sich herangebildet hat. Aus Anhängern des napoleonischen Militärdespotismus können daher nicht durch Handumkehr tugendhafte, den Gesetzen als allgemeinem Volkswillen gehorsame Republikaner werden. Meinungen nimmt man leicht auf, sie kommen oft äußerlich, Ansichten dagegen erwirbt man sich, sie sind inneres Eigenthum.

Ansichten sucht man zu begründen, indem man die verschiedenen Formen der Beweise, Schlußfolgerungen und Thatfachen anführt, durch welche man zu zeigen bemüht ist, daß die gewonnene Ansicht den Thatfachen und den Denkgesetzen entspricht, daß das gefällte Endurtheil die volle Wahrheit enthält. Hat man diese innere Gewisheit, daß man die Wahrheit erkannt hat, so spricht man aus Ueberzeugung und sucht auch andre zu überzeugen, um die Wahrheit zu verbreiten und ihr Anerkennung zu verschaffen. Der Ueberzeugte vergißt aber, daß es keine unbestreitbare Wahrheit giebt, sondern jeder Mensch, und wenn er noch so vielseitig gebildet ist,

einseitig urtheilt; einestheils weil er unmöglich den ganzen Vorrath von Thatsachen überblicken kann, sondern vorzugsweise einige bevorzugt und für die wichtigsten hält, andernteils weil jeder Einzelne den Dingen und Meinungen gegenüber in die Perspective der individuellen Auffassung und des Ueberblicks tritt, so daß ihm die Reihe der Dinge andre Linien und Umrisse zeigen als jenem, welcher von einem andern Standpunkte aus den Gegenstand aufsaßt. Da giebt es keinen Ausgleich; Jeder meint recht zu haben und hat auch in seiner Weise recht.

Witthin giebt die eigne Ueberzeugung noch keine Sicherheit, daß man das Wahre gefunden hat. Andre erheben Zweifel, bringen Gegen Gründe, ändern die Perspective. Wer die Mühe scheut, sich unter Kampf mit vorgefaßten und entgegenstehenden Meinungen eine eigene Ansicht zu erringen, nimmt ohne Weiteres die ausgesprochene Ansicht für Wahrheit und glaubt an sie. Der Glaube verschmäht den Beweis, haßt und verbietet den Zweifel, fordert die Unterwürfigkeit und Knechtschaft des Denkens. Wenn demnach Kirchen- und Staatslehrer den Glauben an Kirchen- und Staatslehren fordern, so thun sie dem freien Forschen Gewalt an, sie hindern das Recht der eigenen Ueberzeugung, nehmen dem Geiste die Thatkraft der begründenden Nachforschung, verderben die Gemüther, erschlaffen die Geister und gerathen mit der Wissenschaft in Kampf um Sein und Nichtsein, wie wir es gegenwärtig erleben.

Da der Glaube die Begründung und Beihilfe der Vernunft verschmäht, so führt er leicht zum Aberglauben, indem er mißverstanden wird oder aus richtigen Vorderfäßen falsche Folgerungen zieht. Erwacht später der Naturtrieb des Denkens im Zweifel, sieht sich der Glaube getäuscht und von Beweisen verlassen, so fällt er in die Verzweiflung des Unglaubens, er verwirft alle und jede Wahrheit und macht seine persönliche Ansicht zur allein richtigen in dem Bewußtsein, daß alles Streben nach Wahrheit eine Thorheit, die Wahrheit eine Unmöglichkeit ist.

Wie bei Verstandesurtheilen die Leitung der Erregung auf ungeeignete Fasern übergehn kann, so daß Ganglien in Verkehr

treten, die dazu nicht bestimmt sind, so kann auch der Geist bei seinem freien Walten Vernunfturtheile mit einander associiren, die nicht zu einander stimmen, was zu falschen Folgerungen und Schlüssen führen muß, die wir als Irrthum zu fürchten haben. Weil das Denken ein individuelles Thun ist, so bleiben wir dem Irrthume stets ausgesetzt und kein Mensch entgeht ihm. Theils sind wir falsche Urtheile zu bilden gewohnt aus Nachahmung, theils gruppiren wir Gedankenreihen falsch, theils beurtheilen wir das Einzelne unrichtig und müssen daher zu irrigen Endergebnissen gelangen. Um den Irrthum zu entdecken, müssen wir die gesammte Masse unserer Vernunfturtheile einer Prüfung unterwerfen und oft bis zu Sinnesurtheilen zurückgehn, da von ihnen der begangene Fehler herkommen kann. Diese Selbstprüfung ist eine mühevolle Arbeit welche die Meisten scheuen; oft vermögen auch Andre nicht, den Irrenden von der Fehlerhaftigkeit seiner Urtheilsbildung zu überzeugen. Den Lehrern macht es die meiste Arbeit, Irrthümer aus dem Kopfe der Schüler zu schaffen, wobei sie oft bis zu den Grundbegriffen zurückgehn müssen. Findet man dagegen Denken und Außenwelt in Uebereinstimmung, so nennen wir das Endurtheil Wahrheit, welche aber wie alles Menschliche nur in beschränktem Sinne als persönliche Ueberzeugung zu verstehen ist. Nur Gott ist und hat die Wahrheit, der Mensch erringt nur einzelne Wahrheiten; daher wechseln Religionen, Zeitansichten, Philosophie und wissenschaftliche Wahrheiten. An Ptolemäus' Sonnensystem glaubte man Jahrhunderte lang, bis es Kopernicus bezweifelte, Kepler diesen verbesserte, Newton Keplers Theorie tiefer begründete, Herschel sie erweiterte, die Spectralanalyse sie ergänzte und berichtigte. Was ist Wahrheit? Antrieb zur Entwicklung. Die Menschheit würde sich langweilen und geistig verweisen, wenn sie jemals in den Vollbesitz der Wahrheit gelangte. Sie ist bestimmt, nach der Wahrheit zu streben, weil darin die Möglichkeit ihrer eigenen Entwicklung und Fortbildung liegt.

7. Kenntnisse und Bildung als organisch geordneter Zustand des Denkens.

Thiere erwerben im Laufe der Zeit eine gewisse Menge von Sinnes- und Erfahrungsurtheilen, weil indeß der Kreis ihres Thuns, Strebens und Beobachtens ein enger und nur auf die Erhaltung des Lebens gerichtet ist, so müssen ihre Vorstellungen sehr einseitig bleiben. Der Mensch dagegen sammelt sich Kenntnisse, nicht allein um durch deren Verwendung seinen Lebensunterhalt zu verdienen, sondern weil Erkenntnisse die edelsten Güter, die er besitzen kann, weil sie für ihn Selbstzweck sind. Kenntnisse setzen Gedächtniß voraus, und gar Viele halten solches Gedächtnißwissen für Kenntnisse, welche demnach etwas sind, was man sich kann abfragen lassen, oder was man herzusagen vermag, namentlich bei einer Prüfung. Aus Kenntnissen setzt sich das echte Wissen zusammen, aus ihnen besteht das Selbstbewußtsein und entwickelt sich eine einheitlich organisirte Weltanschauung. Ohne Kenntnisse kann man zu richtigen Urtheilen und umfassenden Begriffen nicht gelangen, Vielseitigkeit der Kenntnisse verhilft zu Vielseitigkeit des Urtheils. Um Kenntnisse zu erwerben, bedarf man allerdings des Gedächtnisses, damit dem Geist sofort die Thatsachen in ihrer Fülle zu Gebote stehn, deren er zur Begriffsbildung bedarf, aber Kenntnisse sollen nicht Rohmaterial sein wie Vorstellungserinnerungen, sondern durchdachtes, begriffenes Wissen, geklärte und geläuterte Urtheilsverbindungen im höheren Sinne des Wortes.

Das Kennen erscheint zunächst als Gedächtnisurtheil, indem die Erinnerung empfindet, daß Merkmale und Kennzeichen, wie sie vorliegen, bereits ins sinnliche Bewußtsein aufgenommen wurden. Daher besitzen auch Thiere die Fähigkeit des Kennens, welches stets ein Wiedererkennen, ein Auffinden von Bekanntem ist. Für den Geist sollen die Kenntnisse zugleich Erkenntnisse sein, daher wird es für die Lehrer die Hauptaufgabe, das Gedächtnißwissen zu Erkenntnissen zu erheben, die Denkkraft zu entwickeln und die Jugend

so auszubilden, daß sie die Lehrgegenstände denkend auffaßt und sich gewöhnt, alle Vorkommnisse des Lebens ihrem Wesen nach aufzufassen.

Um das Wesen der Dinge zu erkennen, muß man nachdenken, erwägen und überlegen. Indem wir nachdenken, suchen wir den unbekanntem Grund. Wir führen uns aus der Erfahrung und dem Wissen alle Möglichkeiten vor, legen dieselben als Erklärungsur-sachen an die vorliegende Thatsache oder den Begriff und ver-suchen, ob er uns nun in seinem Dasein begreiflich wird, ob wir die Erscheinungen aus der Grundursache als dem maßgebenden Gesetz abzuleiten vermögen. Gelingt dies nicht, so wenden wir uns an die nächste Möglichkeit eines Erklärungsgrundes und fahren in dieser anstrengenden Arbeit fort, bis wir den gesuchten Grund gefunden haben. Bei langer Dauer solcher Versuche werden wir oft matt oder verstimmt, und bei fruchtlosen Versuchen verlieren wir wohl gar die Lust, uns weiter abzumühen. Sollen wir über ein gegebenes Thema nachdenken, so müssen wir zuvor den in das Thema einschlagenden Stoff sammeln, um eine Uebersicht über In-halt und Umfang zu gewinnen; hierauf verlangt der Stoff eine strenge Ordnung und Gliederung, indem man Verwandtes und Aehnliches zusammenstellt, damit endlich aus den verschiedenen Merkmalen (Gruppen) der Begriff als Inbegriff aller Merkmale ge-wonnen werde. Oder wir haben umgekehrt den Begriff in seine Haupttheile zu zerlegen, um seinen Inhalt vollständig zu über-sehn und die Stellung der Theile zum Ganzen richtig aufzu-fassen.

Eine Abart des Nachdenkens nennen wir das Erwägen, wenn wir Gründe und Gegen Gründe für ein Urtheil oder eine Handlung prüfen, gegenseitig abmessen, um uns endlich für einen Entschluß zu entscheiden, mit welchem dieses Hin- und Herdenken abschließt. Das Erwägen soll eine Wahl treffen zwischen vorgelegten Begriffen, meistens aber zwischen Handlungen, zu denen Gedankenrichtung oder Gemüths-erregung drängen. Dann beachten wir nicht nur die Beweggründe, sondern auch die zu Gebote stehenden Mittel und die

voraussetzlichen Folgen, ob diese dem Zwecke auch entsprechen und zum Ziele führen. Das Ueberlegen geht gleichfalls dem Entschlus zu einer Handlung, und sei es etwa nur eine verlangte Antwort, als Schranken des zagenden Denkens voraus, d. h. als Vorherberechnung der Folgen oder der anzuwendenden Mittel. Ueberlegung zeigen auch die Thiere, aber nur im Kreise der Sinneserfahrungen; besondere Gründe können sie nicht haben, weil sie nicht zu abstrahiren vermögen und keine leitenden Grundsätze besitzen. Das Thier schwankt beim Ueberlegen nur zwischen Sinnenreiz oder Begierde und Erinnerungsbildern der Folge; der überlegende Mensch dagegen entscheidet sich nach Gründen.

Die Kenntnisse, welche sich Jemand erworben hat, machen sein Selbstbewußtsein, den Schatz seines Gedächtnisses aus, aber zugleich auch den wesentlichen Bestandtheil seiner Bildung. Dieses Wort wird in verschiedenem Sinne gebraucht, namentlich nimmt man es im gesellschaftlichen Leben nicht sehr genau mit demselben. Man spricht von jungen gebildeten Leuten, gebildeten Ständen u. s. w. und meint damit oft nur, daß die Betreffenden ein wenig französisch parliren können. Auch rechnet man zur Bildung die Art des Benehmens im geselligen Verkehr, Gewandtheit und Schliß in der Conversation, Geschmack in der Wahl der Kleider und Anstand.

Zunächst darf man unter Bildung nur jene Fertigkeit verstehen, welche die erlangten Kenntnisse sachgemäß zu ordnen, nach bestimmten Zwecken mit einander zu verbinden weiß, um treffende Urtheile und erschöpfende Begriffe zu bilden. Die Bildung concentrirt ihr Wissen und Urtheilsfertigkeit auf einzelne vorgelegte Fälle, weiß dieselben in ihrer Allgemeinheit aufzufassen und zugleich auch in ihrer Besonderheit zu würdigen; sie ist das lebendige, in Fleisch und Blut übergegangene Gesamtwissen, welches sich im Urtheilen und Auffassen abspiegelt und als Denkweise zugleich auf die Handlungsweise den mächtigsten Einfluß ausübt. Daher erwartet man Humanität, Höflichkeit, Gemein Sinn, Milde und Nachsicht mit Irrenden oder Fehlenden von jedem Gebildeten und sagten

die Römer: doctissimus quisque humanissimus. Gebildete schimpfen und schlagen nicht, verderben muthwillig nicht fremdes Besizthum, suchen nicht durch Lügen oder Verschweigen den unangenehmen Folgen ihrer Handlungen sich zu entziehen.

Bildung ist ein Erzeugniß jenes Denkens, welches an verschiedenen Stoffen geübt und ausgebildet wurde, muß also namentlich durch Unterricht und Studium erworben werden; dennoch bringt bloßes Wissen, bloßer Gedächtnißvorrath noch keine Bildung, sondern nur deren Schein, hinter welchem Roheit des Denkens und Gemeinheit der Gesinnung können verborgen liegen. Vorzugsweise erkennt man die echte wahre Bildung an der Sprache; denn da sie Denkfertigkeit und Urtheilsklarheit ist, so muß sie auch sprachlich die Gedanken klar zu entwickeln, mit den entsprechenden Ausdrücken und Satzformen zu bezeichnen wissen. An der gemessenen, sachentsprechenden, gewandten Sprechweise erkennt man den Grad der Bildung, und bei den Prüfungen in höheren Schulen macht man den Gedankenreichtum und die Gedankenentwicklung des deutschen Aufsazes zum Gradmesser der gewonnenen Bildung. Wir kommen demnach wieder auf den Grundgedanken unseres Kapitels zurück, daß sich der menschliche Geist durch und in der Sprache entwickelt und sich zur Freiheit emporarbeitet, indem er sich nach und nach von Vorurtheilen, Irrthümern, falschen Voraussetzungen oder Folgerungen losmacht. Ganze Völker arbeiten wie der einzelne Mensch an ihrer Bildung, und diesen ganzen Entwicklungsgang ihrer Weltanschauung und des geordneten Ideenvorrathes legen sie in ihrer Literatur den nachkommenden Geschlechtern vor wie einen Protokollbericht. Indem die Jugend Literatur studirt, erwirbt sie sich Bildung, und indem bereits Gebildete die Literatur anderer Völker studiren, erweitern sie nicht nur die eigene, sondern bereichern indirect auch die des eigenen Volkes, welchem sie eine fremde Auffassungsweise vorlegen, den Geist in derselben üben und ihn für neue Ideen zugänglich und empfänglich machen. Nur jene Völker gelangen zu einer tieferen, wahren Bildung, welche ihre Sprache entwickeln und für die verschiedenen Ausdrucks- und Darstellungs-

weisen der Ideen brauchbar machen, und umgekehrt wird jedes gebildete Volk eine ausgebildete, schmiegsame und formenreiche Sprache besitzen, um den Reichthum, die Vielartigkeit und Vielgestaltigkeit der Ideen auszudrücken. Die europäischen Völker, welche sich mit Ernst und Verständniß dem Studium der griechischen Literatur zuwandten, haben dadurch an eigner Bildung gewonnen und ihre eigne Literatur vervollkommnet. Beginnt doch die Periode der klassischen deutschen Literatur mit dem Studium des Homer, Anacreon, Horaz, Sophokles und Virgil! Geist und Sprache fließen auch hier in einander über, denn Sprechen ist Denken, und Denken Thätigkeit des Geistes, der Geist selbst. In der Literatur werden die Ideen eines Volkes niedergelegt als die Errungenschaft seines Kulturlebens, in der höheren Bildung vergegenwärtigt ein Volk sich das Ergebnis seiner Kulturarbeit, in ihr offenbart der Volksg Geist seinen Inhalt und sein Wesen. Nicht jedes herrschende Volk ist ein gebildetes, aber es behauptet sich dann auch nur eine Zeitlang; entweder nimmt es dann Bildung in sich auf, oder es verliert sein physisches Uebergewicht an einen stärkeren Gegner.

8. Wissenschaft und Idee als höchstes Ergebnis des Denkens.

Das Streben des Geistes bleibt auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichtet, er will den Urgrund der Dinge erkennen, ihr Wesen begreifen und in den wandelbaren Formen der Außenwelt das Bleibende, Unvergängliche anschauen. Einestheils drängt ihn dazu die äußere Nothwendigkeit, denn da er mitten in der Natur steht, von vielen Dingen beeinflusst wird, ihrer bedarf, so muß er sich vor ihnen schützen oder dieselben sich dienstbar machen lernen. Zunächst wird ihm die Beobachtung der Natur Bedürfnis; kommt er in solchem Wissen weiter, so findet er an demselben Gefallen, macht es zum Selbstzweck und beweist dadurch seine Unabhängigkeit von der Naturnothwendigkeit. Das Wissen bildet er aus zur Wissenschaft, welche ihren eigenen Weg geht, ihren eigenen Gesetzen gehorcht und das reiche Material des seelischen Lebens zu ihren

höheren Zwecken verwendet. Indem der Mensch sich ganz den Forderungen der Wissenschaft, der freien Forschung unterwirft, in ihr die höchste Bedeutung des Geistes anerkennt, macht er sich frei vom Naturbedürfniß, baut sich eine eigene Welt auf aus Ideen und umfassenden Weltanschauungen. Weil in der Wissenschaft der Geist wie in seiner Heimath wohnt, der Geist aber sich selbst aus seinem eigenen Wesen entwickelt, so bedarf sie der Freiheit. Eine gebundene Wissenschaft, welcher die Wege der Forschung von andern Einflüssen vorgeschrieben werden und welcher die Ergebnisse vorgezeichnet sind, zu denen sie gelangen soll oder nicht gelangen darf, ist keine Wissenschaft, sondern eine Tagelöhnerin untergeordneter Mächte. Daher das ernste schwere Ringen um die Freiheit der Wissenschaft und der freien Forschung, welches sich wie ein rother Faden durch die Geschichte der Menschheit hindurchzieht; daher die hohe Achtung, welche gebildete Völker der Wissenschaft und deren Vertretern erweisen, daher endlich das Streben unserer Zeit, die Ergebnisse der Wissenschaft zum Gemeingut, zum Inhalt der Volksbildung und des Kulturlebens zu machen.

Wissenschaft als That des Geistes muß erworben werden; sie hat einen schweren, mühevollen Weg der Entwicklung durchzumachen, schreitet aber mit unaufhaltsamer Folgerichtigkeit von Stufe zu Stufe aufwärts, indem sie nirgends Lücken läßt, stets von Neuem ihre gewonnenen Ergebnisse prüft, wie weit sie den vorliegenden Thatsachen entsprechen. In der Wissenschaft erringt der Geist seine Freiheit, und indem er der Wahrheit als dem ewigen Ziele und Zwecke seines Daseins nachforscht, beweist er seine Gottähnlichkeit.

Die Wissenschaft erzeugt Ideen, große weltumfassende Ur- und Grundgedanken, ewige Daseinsgesetze, mit deren Hilfe sich die unermessliche Fülle der Einzelercheinungen erklären und begreifen läßt. In der Idee kommt der Geist gewissermaßen zu sich selbst, denn das innere Wesen der sichtbaren Dinge enthüllt sich ihm als Schöpfungsideen, das Unvergängliche der verschiedenen Daseinsformen liegt in ihrer Idee. Der Geist findet überall sein Wesen wieder als das Urwesen und den Urgrund der Dinge; und da

diese Ideen unvergänglich und unzerstörbar sind, so schreibt er sich selbst Unsterblichkeit zu; er lebt in der Idee sein ewiges Leben und das Weltall wird ihm zur Verkörperung von Ideen und Gottesgedanken.

Der seelische Verstand baut sich aus Wahrnehmungen nach und nach Vorstellungen und Anschauungen mit Hilfe des Urtheilsmechanismus auf, der Geist entwickelt dieselben zu Begriffen, Ideen und zum System der Wissenschaft als der organisirten Begriffswelt. Die Seele erzeugt Gefühle, Stimmungen, Temperamente, der Geist dagegen Gemüth, Gewissen, Charakter. Das egoistische Seelengefühl, welches nur Angenehm und Unangenehm unterscheidet, wird im Geiste zum Pflichtgefühl, zur Tugend, zum Gewissen, der sinnliche Trieb verwandelt sich im Gebiet des Geistes zum sittlichen freien Willen, zum freiwilligen Gehorsam gegen das Gesetz als Ausdruck des Gemeinwillens und zur Entfagung des persönlichen Beliebens. Was im seelischen Leben Temperamente sind, das vertreten im geistigen Leben Grundsätze, seelische Stimmungen werden im Reich des Geistes zu Gesinnung und Charakter.

Es ist ein großer Fehler aller Psychologien, daß sie solche handgreifliche Unterschiede nicht beachtet haben, indem sie Vorstellungen und Gedanken, Gefühle und Gemüth, sinnlichen Willen und sittlichen Willen ohne Weiteres in eine Rubrik brachten, seelisches und geistiges Leben für gleichbedeutend hielten. Als sie bei dieser Sorglosigkeit zuletzt doch in Verlegenheit kamen, haben sie sich durch allerlei Phrasen retten wollen und sich erboht, daß man in Folge ihrer eigenen Theorie Thier und Mensch auf gleichen Fuß stellte, wie denn Bunt, Vogt und Perty von Thierstaaten, Thierfamilien, gar von Thierreligion reden, wie wenn ein Menschenstaat nicht auf ganz anderem Boden stände als Bienen- und Ameisenkolonien. Man mißbraucht das Wort Staat, findet irgendwelche äußerliche Aehnlichkeit — und der Thierstaat ist fertig, gerade so wie die Thiersprache.

Die Wissenschaft, welche man nicht mit Gelehrsamkeit verwechseln darf, macht sich nicht nur die Erforschung der Wahrheit

zur Aufgabe, sondern faßt auch die Forschung auf als Gemeingut der Menschheit, indem sie stets bis auf die Anfänge wissenschaftlicher Untersuchungen zurückgeht und genau Buch führt über das, was die einzelnen Völker und Personen in den verschiedenen Wissenschaften geleistet haben. Sie unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Wissen dadurch, daß sie von jedem äußeren Nutzen, von Nebenzwecken absteht, und die Ergebnisse vielseitiger Forschungen in Principien oder Grundgedanken zusammenfaßt, die Ideen aufsucht, nach denen die sinnliche und geistige Welt sich entwickelt. Ihren Höhenpunkt erreicht sie in der Philosophie, welche daher stets belebend, anregend, form- und gehaltgebend auf die Einzelwissenschaften zurückwirkt. Erst jenes Volk tritt in die Reihe der tonangebenden Kulturvölker ein, welches die Ergebnisse der einzelnen wissenschaftlichen Erkenntnisse in das gegliederte System einer Philosophie zusammenfaßt. Denn die Philosophie belebt, leitet und erweitert das Denken, erzeugt Ideen, weckt in den Völkern Sinn für die höchsten Lebensaufgaben der Menschheit, verhilft zu einer vernünftigen Werthschätzung alles Daseienden und verleiht den Völkern die sittliche Kraft, Ideen für höher zu schätzen als äußere Güter: sie lehrt, im Erkennen den höchsten Genuß zu finden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die Deutschen, welche man im Auslande mit einiger Geringschätzung das Volk der Denker, das philosophische Volk nannte, so gewaltige Kriegsthaten zu vollbringen vermochten, daß sie in Gesetzgebung, Staatsverwaltung, Familienleben und Gewerbe eine hohe ehrenvolle Stellung einnehmen und manchen Völkern bereits unentbehrlich geworden sind, was diese untergeordneten Völker nicht ohne bitterem Neid und Haß empfinden. Napoleon I. spottete der deutschen Ideologen, weil er nur an die Macht der Kanonen glaubte, aber jene Ideologen, ein Fichte, Arndt, Schleiermacher u. A. erweckten einen Geist, denen der Schlachtengewinner überall erlag und dabei Ruhm und Thron verlor. Sein Nachfolger Napoleon III. hat dieselbe Erfahrung machen müssen; seine steggewohnten Legionen erlagen zu Hunderttausenden den Landwehrmännern, den Professoren, Fabrikanten,

Landwirthen und Handwerkern, welche alle durchweht sind von dem Geiste wissenschaftlichen Strebens, weil sie allesammt denken lernten und sich richtige Begriffe, eine wahrheitsgetreue Werthschätzung der Güter und Pflichten angeeignet haben. Wissen ist Macht, sagt der erwerbgebierige Engländer, Wissenschaft ist die höchste Macht, antwortet der Deutsche, und Grimm behauptet mit Recht, das Volk, welches die meisten Ideen besitzt, ist befähigt, über die andern Völkern zu herrschen. Es wird deren Lehrer, Führer und Vorbild.

Von dem Einflusse und der Pflege der Wissenschaft hängt die Kultur eines Volkes ab, und in der Kultur theilhaftig es sich an der Entwicklung des Geistes. Denn das, was man unter Kultur zu verstehen pflegt, umfaßt die äußere Gestaltung der herrschenden Ideen, Kenntnisse und Thätigkeitsrichtungen, welche eben in ihrer Gesamtheit das treue Abbild der allgemeinen höhern Bildung sind. In der Kultur treten die Ideen hinein in's praktische Leben, verkörpern sich und bezeichnen den Standpunkt des idealen Volkslebens. In seinem Kulturleben faßt ein Volk alles zusammen zu einem organischen Ganzen, was es an geistigen Errungenschaften gewonnen hat, in ihm entwickelt sich das Geistesleben, in ihm vollzieht sich die Geschichte als Weltgeschichte, als Reich von Ideen und Idealen. Nur in und durch die Kultur bildet sich die Menschheit aus, weil in ihr dasjenige Form, Gestalt und äußeres Dasein erhält, was ihm als Idee und Gemüth vor Augen steht. Der Geist tritt in der Kultur in die Außenwelt hinaus, gestaltet sie nach seinen geistigen Bedürfnissen, findet in ihr sein unangreifbares Reich, in welchem er die Herrschaft führt. So weit sich das Volk am Kulturleben theilhaftig, sich in dasselbe vertieft, wie es als Religion und Kultus, als Kunst, Sitte, Recht und Wissenschaft sich gliedert, soweit nimmt es am Geistesleben Theil. Ideen zu schaffen, seine Zeit den Studien und Künsten zu widmen, bleibt nur Wenigen gestattet, wohl aber sorgen Schulen, Bücher, Kunstausstellungen, Theater, Concerte u. s. w. dafür, daß Jedermann das Dargebotene sich durch sinniges Anschauen, gemüthvolles Vertiefen und ernstes

Durchdenken aneignen, das Zeitbewußtsein in sich aufnehmen und daher im Geiste seiner Zeit leben und wirken kann.

Die Kultur erschafft sich der Mensch, so wird das Erzeugniß seines Geistes, Thiere und Pflanzen werden zwar auch veredelt und cultivirt, aber dies geschieht nur auf Veranlassung des Menschen, welcher die Thier- und Pflanzennatur so genau kennt, daß er deren Geseze zu seinen Zwecken verwendet und die Natur nach seinem Willen umgestaltet. Wenn ferner auch die Erfahrung lehrt, daß Thier- und Pflanzenarten unter dem Einflusse günstiger äußerer Verhältnisse sich veredeln, so darf man solche Formenwechsel nicht mit dem vergleichen, was der Mensch aus sich macht, auch wenn es nicht soll bestritten werden, daß das Gehirn sich veredelt, wenn es Generationen hindurch nach gewissen Richtungen hin geübt und ausgebildet wird.

Wenn die Kultur eine menschliche That ist, so beweist sie die Freiheit des menschlichen Geistes, weil dieser etwas schafft, was er nur aus sich nimmt. Man darf indessen den Begriff der Freiheit nicht so verstehn, als sei dieselbe etwa Geseflofigkeit; denn der Geist steht nicht außerhalb der Natur, ist also auch Gesezen unterworfen, unter deren Wirkungen er sich entwickelt. Weil das geistige Leben aus dem seelischen stammt, so beeinflussen es auch die sinnlichen Elemente. Zur Kultur gehört zunächst eine gewisse Begabung. Wie es talentlose und talentvolle Menschen giebt, so findet man auch schwach und reichbegabte Völker, was seinen Grund jedenfalls im Bau der Hirnrinde und in der Menge der Ganglien haben mag. So tief aber auch ein Volk stehn mag, es behält doch noch so viel Geist übrig, um sich vom Thiere zu unterscheiden, denn es besitzt eine Sprache, religiöse Gefühle, Sitte und Schönheitsfynn, indem es Körper, Kleidung und Geräthe verziert. Hat man doch bereits Verzierungen an jenen Kennthiergeweihen gefunden, welche die Menschen des Steinzeitalters als Waffe oder Schmuck benutzten. Auch giebt es Beispiele, daß Einzelne einer geistig tief stehenden Nation sich eine vielseitige Bildung aneigneten, sogar Künstler wurden.

Einen nicht minder großen Einfluß üben Beschäftigung, Umgebung und Klima aus. Denn ein Volk, welches sich nur kümmerlich und unter Anstrengungen aller Art seine Existenz erwirbt, behält für Kulturbestrebungen keine Zeit und keinen Sinn übrig, vielmehr werden alle seine Gedanken nach Einer Richtung hin gedrängt, die Sinne einseitig ausgebildet, die Einförmigkeit der Interessen und Erfahrungen erzeugen Beengtheit der Vorstellungen und Begriffe, beengen den Horizont des Denkens, entwickeln das Gemüth einseitig oder erdrücken es, so daß es nicht zu einer ebenmäßigen Entwicklung kommt. Dasselbe geschieht, wenn sich den Sinnen so ziemlich dieselben Erscheinungen darbieten, wenn der Eskimo stets Eis, Schollen und öde Felsen, der Beduin nur baumlose Flächen, der Bauer nur Getreidefelder, der Strandfischer nur flaches Meer sieht, was natürlich eine einseitige Richtung des Gemüths und Denkens zur Folge hat. Demnach kann und pflegt sich ein solches Volk im engen Kreise reich zu entwickeln. Die Sprache der Eskimos ist reich an Ausdrücken für Arten und Formen der Eisschollen und Eisberge, für Alter und Geschlecht der Seehunde, er selbst ist erfinderisch, sich angemessene Wohnung, Kleider und Waffen zu verschaffen, und die langen Wintertage regen ihn an zu Märchendichtungen und Erzählungen, wie denn auch die Isländer reich sind an Sagen aus alter und neuer Zeit. Der Wortreichthum der Araber für Pferd, Kameel, Schwert, Verwandtschaftsgrade u. s. w. setzt die Europäer in Erstaunen. Was endlich den Einfluß des Klimas anlangt, so kennt man bereits die Gesetze der Krankheitsgeographie, verdankt Mittel- und Nordeuropa seine Kultur-entwicklung der Gestaltung und dem Wechsel von Land und Meer, sowie dem Golfstrom, so daß Hamburg, London, Stockholm, Petersburg unter Breitengraden erbaut wurden, die an der gegenüberliegenden Ostküste Nordamerikas von Eis und Schnee starren. Nicht minder einflußreich wirkt die Nachbarschaft und der Verkehr der Völker, von denen auch eines vom andern lernt und sich dadurch vervollkommnet.

Wenn man also solche Abhängigkeit von äußeren Bedingungen

anerkennen muß, so kann doch auch nicht bestritten werden, daß der Mensch überall kulturfähig ist und sich durch Erfindungen zum Theil unabhängig macht von der Natur. Er baut Kanäle, Eisenbahnen, entwässert Sümpfe, holt sich aus der Ferne Bedürfnisse, Arzneimittel, Kleider- und Nahrungstoffe u. s. w. Seit den Eskimos und Indianern Messer, Nägel, Schießgewehre zugeführt wurden, verbesserte sich ihre materielle Lage und wurden einige aus Jagdnomaden Ackerbauer. Die Kultur befreit den Menschen von der Uebermacht der Naturgewalt, macht ihn erfinderisch in der Abwehr von Gefahren, vermehrt seine Bedürfnisse, und um diese zu schaffen, bedarf er geistiger Mittel, er muß nachdenken und forschen, vermag behaglicher zu leben und gewinnt dann Zeit und Lust, sich mehr geistigen Interessen hinzugeben. Die Weltgeschichte ist die Entwicklung der Menschen zur Freiheit.

II. Die Gemüthshätigkeiten.

9. Gefühls-, Gemüthszustände und Gemüthserregungen.

Man pflegt in den Handbüchern über Psychologie, Gefühl und Gemüth nur dem Grade nach zu unterscheiden und hat dazu insofern Berechtigung, als der Sprachgebrauch ein sehr unentschiedener ist. Man spricht von Schmerz- und Lustgefühlen, also von rein körperlichen Empfindungen, aber auch von ästhetischen, religiösen und moralischen Gefühlen, welche doch jedenfalls etwas andres sind als das Gefühl des Hungers, der Müdigkeit, von Gefühlen der Rache und denen der Menschenliebe und des Erbarmens.

Um Gefühl von Gemüth zu unterscheiden, muß man auf deren Entstehungsart zurückgehn. Jeder Reiz oder Eindruck, welcher auf einen Sinnes- oder Empfindungsnerve wirkt, bringt in demselben eine Veränderung hervor. Denn wenn der Reiz allzu stark oder allzulange wirkt, ermattet der Nerv, leitet nur noch schwach oder wird leitungsunfähig. Es wird Stoff verbraucht, eigentlich nur umgesetzt, welcher muß weggeschafft und durch neuen ersetzt

werden. Die Molecülen der Nerven verändern entweder ihre Stellung zu einander, namentlich die ihrer Pole, oder sie erleiden eine chemische Veränderung, wie dieselbe auch stattfindet bei der Ernährung der Nerven durch den Blutzufuß. Demnach befinden sich diese Organe in einer steten Umwandlung, welche wir aber nicht inne werden, weil sie nur allmählig vor sich geht und eine ununterbrochene ist. Wir fühlen nur im Allgemeinen die Art dieses Processes, denn diese versetzt uns in eine besondere Stimmung oder tritt als Gemeingefühl ins Bewußtsein. Zunächst empfinden wir nur den Unterschied des Nervenzustandes, besonders bei stärkeren, außergewöhnlichen Reizen. Diesen Unterschied zwischen dem früheren und dem neuen Nervenzustande nennen wir Gefühl, welches demnach dunkel und unbestimmt sein muß, da es nur die Stärke oder Schwäche, das Angenehme oder Unangenehme des Unterschiedes anzeigt, vom Inhalte aber nichts weiß. Das Gefühl als solches kommt nicht über die Stimmung hinaus. Diese wird in den Organen des Vorderhirns wahrgenommen und tritt mit andern Wahrnehmungen in Verbindung. Aus der Gleichheit der Stimmung, wenn gewisse äußere Einflüsse sich wiederholen, folgern die sinnlichen Denkorgane, daß jene Einflüsse die bewirkende Ursache sind, machen diese Ursache zum Inhalte des Gefühls, welches nun als Empfindung z. B. der Sonnenhitze, der Kälte der Temperatur, der Härte des Steines in's Bewußtsein tritt, und verbunden mit andern Wahrnehmungen zu Anschauungen und Vorstellungen sich ausbildet. Irrthümlicher Weise nennt man diese Gefühle, welche in der Form der Wahrnehmungen und Vorstellungen erscheinen, eben wieder Gefühle, obgleich sie Empfindungen oder gewußte Gefühle heißen sollen, da sich in ihnen die Stimmung specialisirt hat als besondere Gefühlsvorstellung. Da nun nicht allein bei der Thätigkeit der Vorstellungsorgane, sondern auch bei Gemüths-erregungen die Organe selbst verändert werden in Folge der stoffverzehrenden Thätigkeit, so müssen Gefühle auch Begleiter und Anzeichen der stattgefundenen Veränderung, des Unterschiedes im Nervenzustande sein, nur daß jetzt Ganglien diese Veränderung er-

leiden, Ganglien zugleich Vorstellungsorgane sind, wir also Veränderungen in den Vorstellungsbewegungen empfinden.

Gefühle als unmittelbare Wirkungen von Reizen zeigen daher nur an, wie die eingetretene Veränderung der Nervensubstanz sich zu dem allgemeinen Nervenzustande verhält, ob jene zu demselben paßt oder ihm widerstrebt, d. h. ob sie angenehm oder unangenehm ist. Man kann daher nur in dem Sinne von ästhetischen, religiösen und moralischen Gefühlen reden, als dieselben wegen ihres Inhaltes die Empfindung der Lust oder Unlust erwecken, denn der Inhalt dieser Gefühle gehört in das Reich der Ideen. Aber weil solche Ideen unser Wohlgefallen erregen, uns überhaupt lebhaft erregen, Grauen oder Entzücken, Begeisterung oder Abscheu hervorrufen, wodurch die Ganglien stark gereizt werden, so rufen sie nothwendig die Nervenstimmung der Gefühle hervor. Dasselbe gilt von allen Nervenenerregungen, die von Trieben, Begierden und Leidenschaften herkommen, den Stoffumsatz in den Nervenorganen beschleunigen oder hemmen, daher Gefühle verursachen. Das Gefühl kann seine sinnliche Natur nicht verleugnen und ist am stärksten bei niedrigem Seelenleben. Die untersten Thierklassen besitzen jedenfalls nur ein Gefühlsvorstellen, weil sie nur Gefühls- und Bewegungsnerven besitzen.

Gefühle beziehen sich stets auf das sinnliche Leben, weil sie wie die Vorstellungen Erzeugnisse der Sinnesthätigkeit, die Folgen äußerer Einwirkungen sind. In ihnen offenbart sich das Verhalten der nervösen Organe, deren Spannungszustand, das Maas ihrer electricischen Ladung. Jede Spannung, jede Bewegung will aber ausgelöst sein, indem sie die empfangene Kraft weiter sendet, mithin liegt im Gefühl der Zwang zur Reaction oder Action. Der unangenehme Zustand muß beseitigt werden, die Unruhe des Beengtheins wächst an und verbreitet sich auf die Nachbarorgane, veranlaßt diese zur Abwehr und treibt zu einer Bewegung. Wenn wir schlafen und es läuft uns ein Insect über das Gesicht, wodurch es einen Hautkitzel erregt, so fahren wir unwillkürlich nach der empfindlichen Stelle, um das Insect zu entfernen. Denn aus Erfahrung wissen

wir, daß der Kitzel von einem Insect herrührt; wenn wir also denselben Kitzel empfinden, so erwacht die Erinnerung an dessen Ursache und an die erfolgreich angewandten Mittel, worauf durch Reflex sofort die Armmuskeln in Thätigkeit zur Abwehr gesetzt werden. Daher weckt ein lebhaftes Gefühl ein Verlangen, eine Neigung, die zum Triebe und zur Leidenschaft werden können, weil sie wiederum durch die hervorgerufenen Vorstellungen auf das Gefühl zurückwirken und dasselbe steigern. Wenn der erste Schluck Bier wohl schmeckt und wer dadurch in behagliche Stimmung versetzt wird, bekommt in Folge dieses angenehmen Gefühls Verlangen nach einem zweiten Schluck. Dieser steigert das Gefühl des Behagens und wenn die Erinnerung an dasselbe erwacht besonders bei unangenehmer Stimmung, so fühlt man den Trieb, sich den angenehmen Genuß wieder zu verschaffen, um den unangenehmen los zu werden. Man sucht daher den Antrieb zu Handlungen und Willenserregungen vorzugsweise im Gefühl, weil dieses mit der Stärke einer Naturgewalt auf den ganzen Organismus wirkt. Starke Gefühle sind durch Vorstellungen nicht zu bewältigen, weil sie eine reelle sinnliche Macht sind und physisch wirken, Vorstellungen dagegen und Gehirnerregungen, psychische Vorgänge, welche von der Physis des Leibes erzeugt werden, also von ihr abhängen.

Wenn wir eine Disharmonie im Organismus, eine Störung seiner Thätigkeiten empfinden, so nennen wir dies Schmerz, wogegen das Behagen uns ein Zeichen ist, daß der Organismus ungehemmt seine Verrichtungen auszuführen vermag. Das Gefühl wird der Anzeiger der leiblichen Bedürfnisse, wie es bei Hunger und Durst, Ermüdung und Kräftigung, Frieren und Schwitzen klar an den Tag tritt. Es hat der Mensch aber auch geistige Bedürfnisse, welche sich gleichfalls in Gefühlen ankündigen, in Freude und Trauer. Beide können Gefühls- oder auch Gemüthsstimmungen sein, was leider die Sprache und auch die Psychologie nicht unterscheidet, denn sie sollte Gefühle geistigen Gehalts Gemüthsstimmungen, und Gemüthsbewegungen nennen. Thiere zeigen auch Freude oder Trauer, wenn sie z. B. Nahrung finden, einer Gefahr entgingen, Gewohntes wiederfinden. Es handelt sich bei diesen Gefühlen

stets um materielle Genüsse, um leibliche Bedürfnisse, nie um Gedanken und geistige Bestrebungen. Dieselbe Beobachtung macht man an Menschen, da ihre Nerven ja denselben Gesetzen unterworfen sind. Der Hund freut sich daher, wenn er seinen Herrn wiedersteht, wenn er mit diesem spazieren gehn darf, wenn dieser ihn streichelt und lobt u. s. w.; aber diese Freude rührt nicht her von einer tieferen gemüthvollen Theilnahme für seinen Herrn, von dessen Werthschätzung u. s. w., sondern der Hund ist gewohnt, den Herrn zu sehn, daher wirkt es angenehm auf ihn, wenn er wieder den gewohnten Anblick hat. Er hat Lust an der Bewegung im Freien und daher bringt ihm der Spaziergang Genuss; die lobende Stimme des Herrn thut ihm wohl, denn die Worte versteht er nicht, aber er weiß, daß er vor Strafe und Schmerz sicher ist, und dieses Vorgefühl der Sicherheit stimmt ihn froh. Ein weiteres Interesse an dem Urtheile des Herrn über ihn nimmt er nicht; nur die Erinnerung des Gehörs, daß der Herr, wenn er in der gehörten Stimmlage mit ihm spricht, guter Laune ist, dem Hunde Manches gestattet und darreicht, erweckt die Erinnerung an das kommende Angenehme und macht die Hundeseele froh, indem sie nur angenehme Vorstellungen und Erwartungen erweckt. Dasselbe läßt sich von Neid, Zorn, Haß, Anhänglichkeit, Furcht u. s. w. sagen, welche die Thiere zeigen. Sie entstammen dem Egoismus und sind im Grunde auf die Erhaltung des Lebens gerichtet, weil dieses für das Thier und den sinnlichen Menschen das höchste Interesse, der gewaltigste Instinct bleibt.

Ganz anders steht es mit dem Menschen; denn ihm sind Organe für geistige Thätigkeit angeboren, welche auch Befriedigung verlangen. Selbst der roheste Mensch findet dieses und jenes schön, welches seinem Auge oder Ohre wohl thut; er hört eine besondere Erzählung sehr gern, gewisse Thaten hält er für Tugenden. Sieht und hört er nun das, was ihm gefällt, so hat er davon keinen weiteren Vortheil, als daß er das wahrnimmt, was in ihm Wohlgefallen erweckt. Es kann sogar geschwehn, daß er sich diesen Genuss mit Mühen und Opfern erkaufen muß. In ihm regt sich bereits

ein ästhetisches Interesse, denn obschon er nur nach Angenehmem, nach Genuß strebt, so besteht derselbe doch nur im Anschauen einer Gestalt, einer Farbe, eines Gegenstandes. Wenn er seinen Körper bemalt, so will er schön sein; er strebt also, eine Idee zu verwirklichen, über das Gewöhnliche sich zu erheben und etwas zu besitzen, was weiter keinen Werth hat als den, schön zu sein. Wenn er Kleider und Waffen schmückt durch Puz und Schnitzwerk, so überschreitet er das Nothwendige; dieses genügt ihm nicht mehr, es soll auch dem Auge wohlgefallen, dem Herzen wohlthun und ihm das Vollkommenste vergegenwärtigen, was er sich denken kann. Das Gefühl der Freude erhält demnach einen ganz andern Inhalt, nemlich den der Gemüthsbewegung. Denn jene Gefühle, welche Gedanken, Begriffe und Ideen zum Inhalt haben, sind Regungen des Gemüths. Der kleine Handwerker kann trotz seiner bescheidenen Wohnung und Lebensweise sich innerlich recht wohl fühlen unter seinen Kindern, bei dem Gesange des Finken im Käfig, beim Anblick der Abbildung einer ihm werthen historischen Person. Vortheile bringt ihm dieses Behagen nicht, aber er möchte es nicht vermissen; um keinen Preis wird er Vogel oder Kinder hergeben, vielmehr lieber darben, um sie zu ernähren. Das Thier liebt die Jungen, weil sie sein Erzeugniß sind, weil es sie säugen und wärmen muß, da die Naturbedürfnisse dies erzwingen. Ist dieser Naturzwang vorüber, so schwindet auch die Liebe, und Eltern wie Kinder treten sich als fremde gegenüber, kämpfen mit einander um die Existenz. Freude an den Kindern hat nur der Mensch, Freude hat er an Blumen, Hausthieren, an der Natur. Solche Gefühlserregungen höherer Natur muß man also zum Unterschiede von den rein sinnlichen stets Gemüthsregungen nennen.

Das Gemüth ist die wahrhaft menschliche Gefühlsweise, die nur der äußeren Erscheinung nach Gefühl bleibt, innerlich aber etwas ganz Andres enthält. Geist und Gemüth besitzt nur der Mensch, weil seine Organe vollkommener sich entwickeln und mehr leisten. Sollte der Mensch vom Affen abstammen und zwar, wie ein Artikel im „Auslande“ muthmaßt, vom europäischen Affen zur

Zeit der Eisperiode, welche den Affen zur Arbeit, zur Fleischnahrung, zum Gehen auf zwei Füßen zwang, wenn der Affe als Mensch also Raubthier wurde, so läßt sich nicht erklären, wie ihn der Kampf ums Dasein veredeln konnte. Ein solcher Kampf muß umgekehrt den Menschen erniedrigen, wie bekanntlich in jedem Kriege Soldaten und Bürger verwildern, und bei anwachsender Zahl der Menschen mußte jener Kampf grimmiger werden. Da nun das Gemüth nicht zum Kampf ums Dasein gehört, dasselbe dabei vielmehr erstickt wird, und da das Gemüth auf der Organisation des Menschenhirns beruht, dem Menschen angeboren ist, so wird Darwins Hypothese, so scharfsinnig er sie auch sonst durchführt, einer Verbesserung bedürfen.

Betrachten wir also das Gemüth als ruhenden Zustand, als das innere Gefühl der Uebereinstimmung von Seele und Geist, der Harmonie des Denkens und Wollens mit der Außenwelt, so können wir es Gemüthsstimmung nennen, auf welche Gedanken und Gefühle einwirken, also Geist und Seele. Hat sich der Mensch Grundsätze und eine Weltanschauung — sei es auch eine einseitige — erworben, und findet sein Handeln in Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen, stört ihn der Lauf der Welt nicht auf in dieser gemüthvollen Weltbetrachtung, so fühlt er eine innere erhebende Befriedigung, er ist mit sich und der Welt zufrieden, er hat den Frieden mit sich und der Welt gefunden. Dazu verhilft ihm ein unbefangener Glaube, die unbedingte Unterwerfung unter eine Autorität, oder das gute Gewissen oder die Wissenschaft. In seinem Herzen waltet Ruhe, nach welcher sich jeder Mensch sehnt. Diesen Frieden mit sich kann sich Jeder verschaffen, wenn er gläubig oder gewissenhaft oder philosophisch durchgebildet ist. Aber es dringen auf ihn ein leibliche Bedürfnisse, seelische Erregungen, welche wir Begierden, Suchten und Triebe nennen und die zu Leidenschaften anwachsen, um nun sein geistiges Leben in Unruhe zu versetzen, oder er findet im Handeln und Denken nicht Befriedigung, Zweifel bedrängen sein Gemüth, er geräth in Kampf und Zwiespalt mit sich, und es entstehen Gemüthsbewegungen und bei anwachsender Kraft

Gemüthserrregungen, die den Geist hindern, die Herrschaft zu führen. Es dreht sich das Gemüthsleben also um die Erhaltung des Gleichgewichts von Seele und Geist, so daß es gilt, Gemüthsstörungen abzuhalten und niederzukämpfen oder Gemüthsstörungen herzustellen.

Gemüthsveränderungen ergreifen den ganzen inneren Menschen und gehn von Gedankenkreisen, von der Weltanschauung aus. Wenn diese das eigene Denken nicht befriedigt, wenn man nicht zum Abschluß, zur Ordnung der Gedankenmasse kommen kann, wenn Denken und Dasein nicht zusammenstimmen, wenn Schlüsse (Erwartungen, Hoffnungen) unerfüllt bleiben und sich als Irrthümer erweisen, dann tritt eine Gemüthsstörung ein, die man Geisteskrankheit nennt. Diesen Krankheiten liegen sogenannte fixe Ideen zu Grunde, wogegen Seelenkrankheiten ihre Ursache in einem Fehler des Organismus haben. Wenn ein ganzes Gedankensystem erschüttert wird, eine ganze Handlungsweise und deren Grundsätze sich als Verkehrtheit erweisen, so muß das Gemüth in Verwirrung gerathen, das Gleichgewicht geht verloren, die Spannungen und deren Auslösungen sind zu heftig, die Vernunft verliert ihre Leitung.

Will man zwischen Gemüthsbewegung und Gemüthserrregung unterscheiden, was für die einzelnen Fälle seine Schwierigkeit hat, so müßte man sagen: wenn Gedanken und Ideen übermächtig auf das Gemüth einwirken, es aus dem Ruhezustand bringen, so entsteht eine Gemüthsbewegung (Hoffnung, Erwartung, Scham, Reue, Angst, Verzagttheit u. s. w.), welche nun das Gleichgewicht unterbricht, bis die bessere Erkenntniß dasselbe wieder herstellt. Es verursacht dieser Zustand ein peinliches Schwanken, ein Ringen mit sich, bis man sich faßt, bessere Einsicht gewinnt und dadurch das Gleichgewicht herstellt. Solche Zustände erleben wir täglich. Neugierde und Langeweile, Sorgen und Wagen, Zuversicht und Muth wechseln sehr oft im Herzen, wie man sagt, und haben ihren Grund in einer Leere oder Ueberfülle von Gedanken. Greift dieses Schwanken tiefer ein und geht das Gleichgewicht ganz ver-

loren, so beherrscht uns die Gemüths-erregung, welche sich bis zur Gemüthserschütterung und Gemüthszerrüttung steigern kann. Es stürmt und wogt in unserem Innern, wir verlieren die Macht über unsere Gedanken und den Willen und treiben steuerlos auf den Bogen stürmischer Gedanken umher. Verzweiflung, Entsetzen, Wuth, Zorn, Entzücken, Begeisterung u. s. w. reißen uns fort. Sie ergreifen den ganzen Organismus und brechen im Sturm der Leidenschaft los, gegen welche unser Denken machtlos bleibt. Dem Zornigen, dem Entsetzten, dem Verzweifelten kann man mit Vernunft und Gründen nicht beikommen; man muß abwarten, bis der Sturm vorüber und der Organismus erschlafft ist, oder die Organe leiden, es bilden sich Wahnideen und desorganisiren Denken und Gemüth.

Leidenschaften und Gemüth hat nur der Mensch, deshalb kann er wahnstunig werden; Begierden beherrschen das Thier, daher kann man es durch Strafe und Hunger bändigen und zähmen. Denn weil es nicht denkt, kann es auch mit sich und der Welt nie zerfallen. Es zweifelt, aber es verzweifelt nie. Der thierische Muth ist ein anderer als der menschliche, jener geht aus der sinnlichen Kraft oder der Gegenwehr hervor, dieser aus Ueberlegung und Berechnung. Kühn und tollkühn ist nur der Mensch, wenn er die Gefahr unterschätzt, also falsch denkt, dem Thiere wird je nach seinem Organismus Kühnheit angeboren, denn es kennt die Gefahren und die Folgen der Handlungen nicht. Selbst den thierischen Neid kann man mit dem menschlichen nicht verwechseln, weil er sich beim Thiere nur auf Genüsse und die Existenz bezieht, im Menschen aber erwacht aus Ehrgefühl und dem Gedanken, daß ein Anderer unverdient bevorzugt worden. Es liegen daher immer Gedankenkreise und eine ganze Denkweise im Hintergrunde. Daher verlangt man vom Menschen, er soll sich beherrschen lernen, weil er Vernunft hat und den Werth der Dinge richtig abschätzen soll. In der Selbstbeherrschung liegt seine Freiheit.

10. Das Gemüth.

Alle seelischen Erscheinungen nehmen ihren Ursprung im Gefühl, welches deshalb auch in allen sogenannten Seelenkräften mit-enthalten ist, die Vorstellungen begleitet, ihnen Färbung und Wärme verleiht, zu Willenshandlungen antreibt, in Trieben, Affecten und Leidenschaften zum Durchbruch nach außen gelangt. Das Gefühl bildet die sinnliche Grundlage der Seelenthätigkeiten, weil es durch äußere Reize, Eindrücke und Einwirkungen hervorgerufen wird. Im Gefühl beherrscht die sinnliche Natur das seelische Leben, deshalb zieht es den Menschen zum Thiere herab, wenn er dasselbe nicht zu bändigen versteht.. Gefühle gestalten sich zu Vorstellungen und Urtheilen um im Vorderhirn; sie liefern den Stoff zu seelischem Denken; im Gefühl waltet die Natur als Elementargewalt mit ihrem Zwange.

Im Reiche des Geistes dagegen erscheint das Gefühl verklärt und geläutert als Gemüth, welches wir deshalb auch keinem Thiere zuschreiben können. Wenn ein Hund aus Trauer auf dem Grabe seines Herrn freiwillig verhungert, so schieben wir ihm menschliche Beweggründe unter. Der Hund gewöhnt sich an seinen Herrn wie an seinen Wohnort; verjagt man ihn, so kehrt er stets zurück und achtet nicht des ihm erwiesenen Undankes. Eben so kann er den gestorbenen Herrn nicht entbehren. Wie er stundenlang vor dem Hause wartet, in welchem der Herr einen Besuch macht, bis derselbe zurückkehrt und er selbst mit demselben weiter gehen kann, so wartet er auch am Grabe auf die Rückkehr des Todten, weil er keinen Begriff vom Tode und Begrabenwerden hat.

Den Inhalt des Gemüths bilden Begriffe und Ideen, namentlich sittliche und ästhetische, welche im Gemüth die Form des Gefühls annehmen, und mit dessen Allgewalt wirken. Ideen ergreifen unser Gemüth und treiben uns zu Handlungen an. Gedanken werden im Gemüth zu der elementaren Macht von beherrschenden Stimmungen, gegen welche wir uns nur mit neuen, anders gearteten Ideen waffnen können. Das seelische Tempera-

ment erscheint im Gemüth als Befinnung, das seelische Lust- und Unlustgefühl als Schönheitsfönn und Wohlgefallen an dem Ebenmaß, das Gemeingefühl als Selbstgefühl, der Trieb als Pflichtgefühl und Rechtsfönn u. s. w. Wir begegnen also Geföhlsarten, denen nicht Vorstellungen zur Grundlage dienen, sondern Ideen und Grundsätze, welche der Geist geschaffen hat als Gesetze, denen er gehorchen will. Alle Triebe, Neigungen und Leidenschaften lassen sich auf das Streben der Selbsterhaltung zurückföhren, dagegen Gemüthserregungen können uns dahin bringen, daß wir unser Besizthum und unser Dasein opfern, um eine Idee zu vertreten. Die Ideen des Schönen, Wahren und Guten bilden den Inhalt des Gemüthslbens, und in Folge des Gemüthsdranges suchen wir durch Handlungen und Schöpfungen jene Ideen in der Form der Kunst, Religion und des Staats zu verwirklichen. Man kann also Gefühl und Gemüth nie verwechseln, wenn letzteres auch oft in der Form des Geföhls auftritt, da unsere Sprache diese beiden Ausdrücke nicht streng genug scheidet.

Die Dreitheilung in Schönheit, Wahrheit und Recht läßt sich zwar nicht gut rechtfertigen, ist aber gebräuchlich und erleichtert die Uebersicht. Denn im Schönen ist stets das Wahre und Gute erhalten, es ist nur eine besondre sinnliche Erscheinungsform derselben, wie denn das Wahre in der Form des Erkennens vorwaltet, das Gute Inhalt des Willens sein soll. Das vollkommene Gute ist zugleich auch das Schöne, weshalb es zum Gegenstand der Tragödie kann gemacht werden, wie auch das abgerundete System einer philosophischen Weltanschauung durch das Ebenmaß der Gliederung die Form der Schönheit erhält.

Die Physiologen schreiben dem Gefühl und Gemüth dasselbe Organ zu, welches sie ins Mittelhirn verlegen. Jedenfalls wird dies aber im Menschen eine besondere Organisation erhalten haben, oder was wahrscheinlicher ist, der verschiedene Inhalt bedingt auch eine Verschiedenheit der Erscheinungsart. Ideenarme Menschen sind gemüthlos, wogegen man Deutschen und Engländern besonders viel Gemüth zuschreibt, weil sie ideenschaffende Völker sind. Die

Romanen wenden sich mehr der sinnlichen Seite des Gemüths zu, dem Schönen, und hier wieder den Tönen, Farben, Gestalten und der Symmetrie; wogegen sie im Reiche der Poesie, was Tiefe der Ideen anlangt, den Germanen nicht gleich kommen. Thorswaldsen, Göthe, Schiller, Shakespeare, Mozart, Beethoven, Cornelius u. A. repräsentiren wirklich ewige Wahrheiten, Weltgedanken, Menschheitsideen.

Das Gemüth besteht wie das Gefühl in einem Wohlgefallen oder Mißfallen an menschenwürdigen Gedanken und Zielen, es drückt sich in ihm die Empfindung aus, daß in der Hingabe an solche Gedanken das innere Glück des Menschen bestehe. Nicht der Besitz äußerer Güter, nicht der Genuß von Ehren befriedigt das Gemüth, sie erregen vielmehr Triebe und Leidenschaft, sondern die Zufriedenheit mit dem Schicksal, der Frieden mit sich, das Gefühl der Harmonie zwischen Denken, Leben und Handeln erzeugt jene ruhige, heitere Stimmung, welche wir Gemüth nennen. Wir fühlen uns gemüthvoll erregt, wenn wir Kinder harmlos spielen sehen und beobachten, wie sie durch Kleinigkeiten sich beglücken lassen. Wenn wir in die bescheidene Wohnung eines Armen treten, welche derselbe reinlich und nett hält, die wenigen Hausgeräthe so geordnet hat, daß sie auf das Auge einen angenehmen Eindruck machen, wenn er einen Vogel, ein Bildchen, einen Blumentopf im Zimmer hat, da ihm dies Freude macht und behaglich stimmt, so nennen wir diese Wohnung gemüthlich. Einen Menschen, der sich mit Fröhlichen freuen kann, der Theilnahme für Leid und Freude Anderer zeigt, der mit Interesse das Wohlbefinden Anderer unterstützt, mit Hingabe sich dem Gesamtwillen Anderer unterwirft, einen solchen Menschen nennen wir gemüthlich, und ein solcher Gemüthsmensch wird überall geliebt und gern gesehn. Denn das Gemüth hat etwas Wohlthuendes, es wirkt wie ein warmer Sonnenschein nach stürmischem Wetter.

Das Gemüth ist das Gegentheil vom Egoismus, in ihm scheidet sich das seelische Leben mit seinen Gefühlen und Trieben aus; daher hat nur der Gemüthsmensch den ächten Humor; denn

im Gemüth spricht sich das allgemeine Wohlwollen, die Menschenliebe als Stimmung aus. Alle jene Tugenden, welche den Verkehr der Menschen angenehm machen, die Versöhnlichkeit, die Rücksicht mit den Fehlern Anderer, das Mitleid, die Barmherzigkeit, Bescheidenheit und Demuth entspringen dem Gemüth. Je mehr Gemüth der Mensch besitzt, um so mehr solcher liebenswürdigen Eigenschaften wird er zeigen, wogegen man bei dem Gemüthlosen das Gegentheil bemerkt: Hartherzigkeit, Haß, Rachsucht, Bosheit, Habgier, Grausamkeit, Herrschsucht u. s. w., welche den Sinn auf das Niedere und Gemeine richten, das Gemüth beunruhigen und ihm den inneren Frieden, die Freude an der Welt und an den Mitmenschen rauben.

Der Unterricht macht sich daher die Gemüthsbildung zur besonderen Aufgabe, obschon er dazu nicht immer die rechten Mittel wählt. Denn Gefühle lassen sich nicht anerziehen, sie entwickeln sich aus dem Leben, aus der Art und dem Tone des Verkehrs. In der Familie waltet die Mutter so wohlthuend durch ihr Gemüth, wogegen beim Vater mehr die Strenge der Pflichtforderung vorwiegt. Die besten Mittel, das Gemüth zu entwickeln und zu erwecken, sind jedenfalls Musik, Gesang, Zeichnen, Poesie und Frömmigkeit, weshalb es ein gefährliches Unternehmen ist, Religionsunterricht rein verstandesmäßig zu behandeln, der Jugend theologische Kenntnisse und Begriffsbestimmungen beizubringen, sie mit Gedächtnißstoff zu überhäufen, aber sie gemüthlich unberührt zu lassen. Dasselbe gilt vom Unterricht der Welt- und Naturgeschichte, welche so reichen Stoff zur Gemüthsbildung enthalten, wozu freilich die Masse der Namen, Zahlen, Systeme und Kennzeichen nichts beitragen.

Wie alle geistigen Eigenschaften entwickelt sich auch das Gemüth bei einzelnen Völkern und Personen in verschiedenem Maße, wozu natürliche Anlagen und äußere Verhältnisse beitragen. Ein Mensch, der mühsam sich eine Existenz erwerben muß, verkümmert in Betreff des Gemüths, denn die Noth macht hartherzig, egoistisch, neidisch und theilnahmslos gegen Andre. Ebenso macht ein Wissen von

vielen Einzelheiten, welches aber nicht im Stande ist, aus ihnen sich Generalübersichten, eigene Gedanken, Principien und Ideen zu bilden, engherzig, düffelhaft und kalt, wogegen Künstler viel Gemüth zu besitzen pflegen und wahre Frömmigkeit das Gemüthsleben mächtig entwickelt. Selbst wenn Haß und Verfolgung gegen Ungläubige gepredigt wird, kann dies im Gemüthsdrange geschehen, weil sich das religiöse Gefühl durch Nichtachtung, Verpottung und Bekrittclung der Religionslehre und Kirchengcbräuche am Tiefsten verletzt fühlt und es für Pflicht erachtet, die Religion gegen solche Angriffe zu schützen. Der politische wie religiöse Fanatismus entstammen aus tief erregtem Gemüthe und können bekanntlich zum Wahnsinn führen, wenn sie die Gedankenbildung verunstalten und entstellen.

11. Gesinnung, Sympathie und Antipathie.

Die Gefühle, dem Sinnenleben entspringend, beziehen sich auch auf das sinnliche Leben, sind gewissermaßen Nervenstimmungen, deshalb auch veränderlich und kurz andauernd. Das Gemeingefühl unterrichtet uns von dem Zustande des vegetativen Lebens, das Lust- und Unlustgefühl von unserem Verhalten zur Außenwelt. Dagegen erwachsen Gemüthsstimmungen aus Ideen, sind daher bleibend und nachhaltig und beziehen sich auf das Verhältniß unserer Ideen zur Welt. Finden wir beide in Uebereinstimmung, so empfinden wir Wohlgefallen, ein Mißverhältniß beider dagegen erweckt Mißfallen. Jenes stimmt uns heiter, lebensfroh und strebelustig, dieses verstimmt, macht verdrießlich, mißmuthig, ärgerlich und verdroffen. Vereinen sich alle unsere Grundgedanken zu einer Stimmung, welche in allen Gedanken und Gemüthsstimmungen wiederklingt, deren Grundaccord die Tonart der Weltanschauung bedingt, so nennen wir dieses Gemeingefühl des Gemüths die Gesinnung. Man pflegt dieses Wort in zu engem Sinne zu nehmen, aber dies ist einseitig. In der Gesinnung drückt es sich aus, in welchem Sinne wir die Welt betrachten, also uns Ge-

danken bilden, und wie wir uns diesen Gedanken gemäß der Welt gegenüber verhalten.

Es giebt eine gute und schlechte Gesinnung, und wir forschen bei jedem Menschen vorzugsweise nach seiner Gesinnung, wenn wir in irgendwelche Beziehung zu ihm treten wollen, weil wir seine ganze Handlungsweise im Voraus zu berechnen verstehen, sobald wir seine Gesinnung durchschaut und erlauscht haben. Umgekehrt sucht jeder Mensch gern seine wahre Gesinnung zu verbergen, weil in ihr seine Denkungs- und Handlungsweise offen vorliegt. Die Gesinnung ist kein Wissen, sie enthält nicht Ideen, sondern muß als Einwirkung der Ideen auf das Gemüth betrachtet werden. Je nach Erziehung, Lebenserfahrungen und Grundsätzen gestaltet sich die Gesinnung als Gemüthsstimmung und Gemüthsverfassung, die nun ihren Widerschein auf die Gestaltung und Richtung der Gedankenbildung wirft, ihnen eine gewisse Färbung verleiht und endlich den Anstoß zu einer bestimmten Art des Handelns oder Verhaltens giebt. Das seelische Temperament wird im Reiche des Geistes zur Gemüthsstimmung, die sich in der Gesinnung offenbart. Wir nennen Jemanden gutmüthig, boshast, gemein, edel u. s. w. und meinen damit seine Handlungsweise, soweit sie von der vorherrschenden Gemüthsstimmung ausgeht. Der Gefühle können wir mit Mühe, oft gar nicht Herr werden, Gemüthsstimmungen dagegen können wir beherrschen, weil sie nicht sinnlicher, sondern geistiger Natur sind, und wir durch Verstärkung entgegengesetzter Gedankenreihen sie verbessern können. Denn wenn dies nicht möglich wäre, so würde auch die Erziehung unausführbar bleiben. Es gehört ungeheure Geisteskraft dazu, einen großen Schmerz mit Geduld zu ertragen, ihn gar zu unterdrücken. Wir erröthen und erblaffen, ohne es zu wollen, Schrecken lähmt uns, Furcht verleiht Kraft des Fliehens oder der Gegenwehr, Freude strahlt aus den Augen; aber Haß, Rachsucht, Schadenfreude kann man verbergen. Nur der Mensch kann heucheln, nicht das Thier, weil dieses nur Gefühle, aber kein Gemüth hat. Nur der Mensch kann lügen, denn dieses ist eine Heuchelei mit der Gesinnung und den Gedanken.

Bezieht sich die Gefinnung als Gemüthsstimmung auf das Schöne, so nennen wir sie Geschmack, und unterscheiden einen guten, feinen, schlechten, verdorbenen Geschmack; bezieht sie sich auf religiöse Ideen, so sprechen wir von Frömmigkeit, frommem Sinn, kirchlichem Sinn oder von Gottlosigkeit, Frömmelei u. s. w., tritt die Gefinnung im praktischen Verhalten gegenüber der sittlichen Weltordnung hervor, so bezeichnen wir dies mit den Ausdrücken Tugend und Laster. Denn die Gefinnung bleibt ein Zustand des Gemüths, der durch vorherrschende Gedankenreihen hervorgebracht wurde und nothwendig zu einer bestimmten Handlungsweise führt. Triebe und Leidenschaften werden im Gemüthsleben zu Tugenden und Lastern, Lust- und Schmerzgefühle zu Wohlgefallen und Mißfallen, das sinnliche Lebensgefühl zum geistigen Selbstgefühl. Natürlich wirkt die Beschaffenheit und der Reichthum der gewonnenen Erkenntnisse auf die Art, Tiefe und den Werth der Gemüthsstimmung bestimmend ein, so daß eine große Abstufung und Mischung entstehen muß, welche die Sprache nicht zu bezeichnen vermag, weil sie an Ausdrücken für Gemüthszustände eben so arm ist wie für die Arten der Gefühle. Weil aber die Sprache arm ist, so wird auch das Erforschen und Festhalten dieser Unterschiede schwer, wir können sie eben nicht bezeichnen, noch werden wir durch die Sprache auf sie aufmerksam gemacht.

Zu den Grundstimmungen des Gemüths gehören auch Sympathie und Antipathie, Zuneigung und Abneigung. Sie bilden den Uebergang aus dem Seelenleben in das Geistesleben, weil die sinnliche Neigung als der Beginn eines Triebes im Gemüth zur geistigen Neigung, zu dem inneren Wohlgefallen an der geistigen oder gemüthlichen Verwandtschaft wird, in welcher man zu Personen oder Dingen steht, zu ihnen sich hingezogen oder von ihnen abgestoßen fühlt, ohne daß man einen bestimmten Grund angeben könnte. Sympathie und Antipathie wachsen aus dem geheimnißvollen Dunkel des Gemüths hervor, sie sind die instinctive Empfindung, daß man Gleichgeartetes oder Entgegengesetztes vor sich hat, und aus ihnen entwickeln sich alle Gemüthsregungen, die sich nur nach

Richtung und Inhalt von einander unterscheiden und specialisirte Sympathie oder Antipathie werden. Wir sympathisiren mit Jemandem, wenn er Gedanken ausspricht, die uns wie aus dem Herzen genommen sind, wenn er Handlungen ausführt, die unsere Zustimmung finden, weil wir Gleiches erstreben, weil sein äußeres Erscheinen, seine Stimme, sein Blick etwas hat, was unserem Auge oder Ohre wohlthut, und worin wir den Ausdruck eines uns angenehmen Charakters wiederfinden. Ueberall liegt der Sympathie ein Wohlgefallen zu Grunde, indem wir uns in Andern wiederfinden und das wiedererkennen, was uns werthvoll, tüchtig und gehaltvoll erscheint. Nach dieser Seite hin grenzt die Sympathie an den Egoismus des seelischen Gefühls, aber unterscheidet sich von ihm dadurch, daß das Wohlgefallen sich auf das Hervortreten von Ideen bezieht, daß die Person, mit welcher wir sympathisiren, zur Erhaltung des Lebens nicht nothwendig ist, sondern uns das Dasein dadurch behaglicher macht, daß wir uns nicht vereinsamt und allein fühlen mit unseren Gedanken und Bestrebungen. Die Liebe wurzelt auch in der Sympathie, weshalb ihr oft viel Sinnlichkeit anhaftet und sie einen Anstrich von Egoismus hat; aber das Wesen der Liebe beruht in ihrer Opferbereitwilligkeit, für den geliebten Gegenstand etwas zu thun, weil dies dem Herzen wohlthut, wodurch der Egoismus einen ideellen Inhalt gewinnt.

In der Sympathie bricht das instinctive Leben wieder durch, wenn auch in andrer Form, noch deutlicher in der Antipathie, denn was in uns dieselbe erregt, hindert unser Wohlbefinden, weshalb wir es entfernen oder gar zu vernichten suchen, wenn es uns gefährlich zu werden scheint. Dann geht die Antipathie in Haß über, welcher zur That zu schreiten entschlossen ist. Bei andern Gegenständen artet die Sympathie in Liebhaberei aus, indem wir Gegenstände um uns sammeln, welche unserem Geschmack und unserer Sinnesrichtung entsprechen und deren Besitz uns glücklich macht. Denn die Sympathie weckt Vorliebe für etwas, sie ist der Uebergang zur wirklichen Liebe, deren Ausartung Liebhaberei wird, wenn ein tieferes geistiges Interesse, wenn die ideale Auffassung fehlt. Es

scheint, als ob auch Thiere Sympathie empfinden, denn sie treffen bei der Paarung nicht nur eine Auswahl, namentlich die Vögel, sondern manche Thiere gefallen sich gern zu einander, mag ihnen nun Farbe oder Gestalt oder Stimme gefallen. Selbst zwischen Hunden und Katzen kann man zuweilen solche Sympathie beobachten; doch dürfte hier Gewohnheit mitwirken, da man solche Züge nur bei Hausthieren bemerkt hat. Vielleicht ist die Sympathie der dunkle Organisationstrieb der Natur, welche Gleiches zu Gleichem gefellt; denn die Affinität, nach welcher sich die chemischen Elemente zu Krystallen, Knochen, Holz- und Muskelfasern vereinigen, verräth viel von dem, was wir Sympathie im Geistesleben nennen. Es sympathisiren auch ganze Völker mit einander, z. B. Polen und Franzosen, weil ihr Gemüth viel gleiche Charakterzüge darstellt, und dann theilen beide auch wohl die Antipathien, z. B. die Abneigung gegen die Deutschen, deren Wesen ihnen ein unfassbares, daher unliebfames ist. Lehrer endlich, welche Interesse für einen Gegenstand erwecken wollen, müssen oft, um dies zu erreichen, erst Sympathie hervorrufen.

Was wir Stimmungen nennen, das sind oft nur Sympathien oder vielmehr wird die Sympathie durch die Stimmung hervorgegerufen. Ein Trauriger sucht das Dunkle, einen Gang in ein einfaches, tannendunkles Waldthal, er ruht gern unter der Trauerweide am stillen Weiher u. s. w. Maler und Dichter verstehen es, durch entsprechende Landschaftsbilder eine sympathische Stimmung mit der Landschaft hervorzurufen, so daß wir in der Landschaft unsere Stimmung wiederfinden. Oder wir tragen unsere Sympathie in die uns umgebende Landschaft hinein; dem Traurigen scheint die Landschaft ernst, sie erscheint ihm anders als gestern, wo er heiter war, denn die Natur scheint mit ihm zu sympathisiren, er schiebt ihr seine Stimmung unter und findet einen Trost darin, sich in ihr wieder zu finden, in ihr seine Stimmung abgespiegelt zu sehn.

12. Liebe und Haß, Mitgefühl, Mitleiden, Erbarmen, Rache.

Es wurde bereits angedeutet, wie die instinctive Sympathie zur Neigung anwächst, wenn sie zum Bewußtsein ihres Inhaltes gelangt, wie sie bei wachsender Macht des sinnlichen Reizes zum Triebe und zur Begierde wird, um sich endlich in der Liebe zu verklären zur edleren Gemüthsbewegung, welche aber zur Leidenschaft entartet, wenn das sinnliche Element die Uebermacht erhält. In der Liebe soll sich das sinnliche Gefühl zu idealen Gemüthsstimungen verklären und läutern, der Egoismus des Trachtens nach Genuß und Besitz sich umwandeln in opferbereite Dahingabe an hohe sittliche Zwecke. Der Umwandelungsprozeß ist ein schwieriger und verwickelter, führt daher leicht zu Verirrungen, und das Gemüth fällt unter die Herrschaft der Sinnlichkeit zurück. Dichter, besonders Romanschriftsteller und Dramatiker finden daher in den Räthseln des Entstehens und Wirkens der Liebe einen unerschöpflichen Stoff, und der Psychologe kommt gerade in Betreff der Liebe in Verlegenheit, weil der Stoff so vieldeutig ist, und die einzelnen Entwicklungsstufen sich in die unergründliche Tiefe des Gemüthslebens und der unerklärlichen Sympathie verbergen. Wir sprechen von Ehrliche, Kindes- und Elternliebe, Vaterlandsliebe, Friedensliebe, Affenliebe u. s. w. und unterscheiden sie von Ehrfurcht, Ehrbegierde u. s. w. um, den Inhalt und Grad dieser Gemüthszustände zu bezeichnen, die wir dann auch wieder unter Tugenden und Laster aufzählen, wenn wir sie von sittlichem Standpunkte aus beurtheilen.

Versuchen wir also, das Wesen der Liebe in ihrem Werden und Wachsen uns klar zu machen! Sympathie ist der geheimnißvolle Boden, in welchem die Keime der Gemüthsregung sich bilden. Die Sympathie als Uranfang nimmt bei ihrer Entwicklung verschiedene Formen an, je nachdem sinnliche Elemente sich behaupten oder ideale Ziele die Leitung übernehmen. Mischt sich das Lustgefühl ein, so wird der Drang entstehen, die Ursache der Sympathie zu besitzen, um sich den Genuß zu sichern. Es be-

ginnt als Regung zum Streben die Zuneigung, welche entschieden Partei nimmt für den gefallenden Gegenstand, ihm ihr Interesse zuwendet, ihn bevorzugt und bereit ist, den Willen als Streben nach dem Gegenstande in Bewegung zu setzen. Bleibt die Sympathie bei dem lebhaften Gemüthszustande stehn, der sich als Gefühl äußert, so zeigen wir Mitgefühl, denn wir versetzen uns in die Lage der beliebten Person und empfinden an deren Stelle ihre Freuden und Leiden, wie wenn es unsere eigenen wären, indem wir in uns die Erinnerung an eigene ähnliche Erlebnisse zurückrufen, um das Mitgefühl zu verstärken. Erregen Unglücksfälle und Leiden der Personen, die unsere Sympathie besitzen, unser Mitgefühl, so nennen wir es Mitleiden, welches zum Beistande und zur Abhilfe übergeht, indem es Trost spendet oder wirkliche Hilfe leistet. Bei dieser Weiterentwicklung wirken aber ideale Gefühle und Gedanken mit, namentlich das Pflichtgefühl, die Menschenliebe, die Barmherzigkeit oder auch die egoistische Reflexion, daß wir wünschen, in ähnlichen Fällen gleichfalls auf Mitleiden und Hilfe rechnen zu dürfen. Mit diesen Gemüthszuständen verbindet sich auch der der Rührung, welche das Gefühl aufregt mit der Gewalt einer sinnlichen Naturkraft, uns Thränen erpreßt, uns erschüttert und zur innigsten Theilnahme hinreißt. Wir sind gerührt, wenn ein edler Mensch unschuldig leidet oder wenn er trotz seiner Schuld leidet, weil er im Irrthume war oder in unbewachtem Augenblicke von einer Leidenschaft zu unbedachter That sich hinreißen ließ. Diese Wirkung beabsichtigen Trauerspiele und Romane; eine Zeit lang war es sogar ihr Hauptstreben, die Leser und Zuschauer zum Weinen zu bringen. Wir werden aber auch durch freudige Ereignisse gerührt, wenn sie unerwartet eintreten und ein bevorstehendes Unglück, ein drohendes unverdientes Unrecht plötzlich verhindert wird. Das Mitgefühl wird in seinem Uebermaße zur Rührung. Liegt in dem Mitgefühl das Nebengefühl der eigenen Sicherheit und der eigenen Ueberlegenheit, so wird sie zur Barmherzigkeit und zum Erbarmen mit Schwachen, Leidenden, und das Mitleiden geht zur That der Abhilfe über, wozu wieder höhere sittliche Beweggründe

den Antrieb geben. In allen diesen Formen der sympathischen Gemüthserrregungen liegt das egoistische Gefühl der Lust als verborgene seelische Kraft zu Grunde, denn es thut unserem Herzen wohl, wenn wir überhaupt die erforderliche Stimmung, Gemüthsrichtung und Bildung besitzen, Mitleiden und Erbarmen auszuüben. Es befriedigt dies unser Gemüth, weil wir uns durch jene Handlungen in voller Uebereinstimmung mit unserem inneren Wesen, Denken und Streben wissen; ein gemüthvoller Mensch hat Mitgefühl, er kann nicht anders, seine Natur treibt ihn dazu, und wenn er auch keinen Lohn dafür verlangt, so will er doch vor seinem Gewissen gerechtfertigt erscheinen, er will nicht in die Lage kommen, sich selbst Vorwürfe zu machen.

Die Sympathie bleibt ein allgemeiner Zustand, der erst Form und Richtung erhält durch die Gefühle, welche ihn füllen, und durch die Gedanken, welche die Gemüthsbewegung veranlassen. Wendet sich die Sympathie in ihrer ganzen Stärke und in der Ueberfülle ihres Inhaltes einem einzelnen Gegenstande zu, so nennen wir sie Liebe, welche wegen der heftigen Spannung, welche die gesteigerte, inhaltsreiche Sympathie angenommen hat, zum Begehren, Streben, Trieb und Leidenschaft werden kann. Denn um des Genußes des Lustgefühls sicher zu sein, welches wir von dem geliebten Gegenstande erwarten, wollen wir uns dessen Besitz sichern. Es giebt demnach, je nachdem das sinnliche oder geistige Element voralldet, eine sinnliche und eine sittliche, ideale Liebe; beide streben nach Genuß, jene nach dem sinnlichen des Besitzes, diese nach dem idealen, dem geliebten Gegenstande Dienste erwiesen zu haben, um sich über dessen Wohlergehen freuen zu können. Wir nennen aber auch manches Streben Liebe, welches nur ein einseitiges Interesse ist. Kunstliebe, Ehrliche, Friedensliebe sind solche Gemüthserrregungen oder eine vorherrschende Gemüthsstimmung, die sich in dem Streben nach dem Genuße und Besitze der Kunst, Ehre, des Friedens kund giebt, aber auch bereit ist, dieser Liebe Opfer zu bringen. Der Friedliebende erträgt Unrecht und Gewalt, um den Frieden zu erhalten, der Kunstliebhaber unterstützt Künstler und Kunstsam-

ungen, ohne irgend welchen persönlichen Nutzen davon zu haben; aber sein Gemüth verlangt, daß er die Kunst fördert und dies Bewußtsein ist sein idealer Genuß.

Einen andern Charakter tragen Kindes-, Eltern- und Geschlechtsliebe, sowie die Vaterlandsliebe, welche sich nicht immer von sinnlichen Einflüssen befreien. Schopenhauer und seine Anhänger behaupten, daß die Liebe nur eine Form des Egoismus sei. Die Eltern haben ihre Kinder lieb, weil sie ihr Erzeugniß, ihr Eigenthum sind, sie an dieselben sich gewöhnen, von ihnen spätere Dienste erwarten oder sich geschmeichelt fühlen, wenn sich dieselben in irgend welcher Weise Ehre und Auszeichnung erwerben. Die Armen sehn in ihren Kindern einen Besitz und eine Beihilfe, wie denn der Arme heirathet, um billiger wirthschaften zu können, für den Reichen werden Kinder Gegenstand der Eitelkeit, weshalb man sie herauspukt, sie ihre Kenntnisse produciren läßt, um gelobt und beneidet zu werden. Thatsache bleibt es, daß man sich das Wohlwollen der Eltern erwirbt, wenn man ihre Kinder lobt, sich mit ihnen beschäftigt, sie beschenkt. Was die Geschlechtsliebe anlangt, so läßt sich deren sinnliche Seite nicht leugnen und ebenso muß man einräumen, daß die Armen oft heirathen, um irgend etwas in Besitz zu erhalten, und wären es nur einige Möbel, daß Reiche des Geldes wegen heirathen oder um sich Verbindungen, Einfluß und Amt zu verschaffen. So weit solche Thatsachen vorliegen, bleibt die Liebe ein sinnlicher Trieb und berechnender Egoismus, die man aber nicht Liebe nennen sollte, weil die wahre Liebe der höchste Ausdruck des Gemüthslebens ist, die Mutterliebe namentlich das edelste Gefühl, welches je ein Menschenherz bewegen kann.

Die wahre Liebe ist die Befreiung vom Egoismus, die uneigennützigte Dahingabe an ein Andres, das Aufgehen des Ichs in ein andres, um sich in demselben wiederzufinden und in dieser Selbstentäußerung und im Mitleben in Andern die Vollendung des Ich zu erringen. Die Sympathie ahnt instinctiv in dem sympathischen Gegenstande das Wiederfinden des eigenen Ich; dadurch wird sie zur Neigung, welche in das Begehren der Liebe übergeht,

um entweder den Gegenstand für sich, immer bei sich zu haben, oder in der Selbstentäußerung sich dem Gegenstande hinzugeben. Das Verlangen, denselben in sinnlicher Gegenwart vor sich zu haben, erregt die Sehnsucht, die Entbehrung derselben macht Schmerz, stört das ganze Gemüthsleben und kann zum Lebensüberdruß führen, wenn der ersehnte Besitz unerreichbar erscheint. Dagegen gelangt die Liebe auch zur Entfagung in dem Bewußtsein, dem Geliebten dadurch einen Dienst zu erweisen; diese Entfagung ist der Sieg der idealen Liebe über die sinnliche, die volle Herrschaft der Idee über die Gemüthsbewegung. Denn der Liebende sucht sein Glück darin, den Geliebten glücklich zu wissen, womit er allen Egoismus aus dem Gemüthe entfernt. Man liebt die Wissenschaften, wenn man ihnen Zeit und Kraft widmet, ihre wegen Entbehrungen erträgt und sich befriedigt fühlt, die Wahrheit erkannt zu haben. Die Menschenliebe bezeichnet die edelste Art der Liebe, sie macht den Menschen gottähnlich, indem sie jedem Menschen das Recht zugesteht, ein Ich zu sein, denselben glücklich machen will, weil nur durch die Verallgemeinerung des Wohl befindens die Glückseligkeit Aller kann erreicht werden. Wer sich den höchsten Ideen mit vollem Gemüth hingiebt und sein Wohlbefinden in dem Leben in den Ideen findet, der erlangt die Glückseligkeit als das höchste, verklärte Lustgefühl auf Erden. Die wahre Liebe macht glücklich, wenn sie erwidert wird, weil sich zwei Menschen glücklich wissen durch einander und in diesem Gefühl den Mitmenschen dasselbe Glück gönnen, ihnen zu dessen Erreichung Beistand zu leisten bereit sind.

Was die Vaterlandsliebe anlangt, gewiß eine der edelsten Gemüthsbewegungen, so scheint sie ihren materiellen Urgrund in der Gewohnheit zu haben, an einem gewissen Orte zu wohnen, wo man jeden Baum, jeden Weg, jeden Hügel, jedes Nachbarhaus und dessen Geschichte kennt. Wird man aus dieser Gewohnheit herausgerissen, sieht andre Menschen, andre Straßen, Häuser und Pflastersteine, hört andre Orts- und Familiengeschichten, sieht nicht mehr die bekannten Berge, besucht nicht mehr das Wirthshaus, wo man

Stammgast war, — dann bekommt man so lange Heimweh, bis man sich an das neue Vaterland gewöhnt hat. Nomaden kennen daher keine Vaterlandsliebe, sondern nur eine Ortsliebe. Die Eskimos, welche man in Kopenhagen in Palästen pflegte, wurden vor Heimweh krank, denn sie sahen keine Gletscher und Eisschollen, aßen kein Seehundsfleisch, tranken keinen Thran. Wo sich dagegen geschichtliches Leben entwickelt, geschichtliche Erinnerungen an Großthaten und Leiden im Gemüth haften, wo die Denkmals-, Lebens- und Gefühlsweise, in Summa der ganze Volkscharakter sich abspiegelt und wiederfindet im Staats- und Gemeindeleben, da erwacht die Vaterlandsliebe, verschmelzen Natur und Geist zum Volksgeist, zum Volksgemüth. Der Pole, mißhandelt von seinem verschwenderischen, geckenhaften Adel, ausgebeutet von dem herzlosen betrügerischen Juden, liebt dennoch sein Vaterland, weil sein Gemüth gleichgestimmt ist mit seiner geographischen Umgebung und seiner Geschichte, obschon er von dieser wenig weiß. In melancholischen Volksliedern haucht er seinen Schmerz aus, zum Untergange geweiht zu sein, und in heiteren, kunstvollen Tänzen bricht die angeborene Lebenslust, der edle, maßvolle Sinn hervor. Orts- und Heimathsliebe, wenn man es so nennen darf, besitzen auch die Thiere, denn sie suchen ihre alten Wohnungen wieder auf, gehen die gewohnten Wege, wo ihnen deshalb der Jäger auflauert, und vertheidigen ihre Wohnung in dem Gefühl, daß jeder in seiner Wohnung souveräner Herr ist. Selbst Vögel, die man im Käfig hält, vertheidigen sich in demselben gegen Angriffe ihrer Ernährer, dagegen flüchten sie, wenn man ihnen gestattet, im Zimmer herumzufliegen, in ihren Käfig, sobald sie in ihrer Freiheit sich bedroht sehn. Sie fühlen also instinctiv: im Käfig sind sie Hausherr, aber im Zimmer nicht. Hunde benehmen sich feig, wenn sie sich in einem fremdem Gehöfte befinden, dagegen raufen sie im eigenen Hofe mit jedem eindringenden fremden Hunde. Vielleicht liegt dieser Handlungsweise das Bewußtsein zu Grunde, daß sie im fremdem Hofe die Schlupf- und Fluchtwinkel nicht kennen und keine Hilfe von Seiten der Hausbewohner zu erwarten haben. Schloß doch

Napoleon I. und III. stets Allianzen, wenn er in fremdes Gebiet eindringen wollte!

Mag demnach die Vaterlandsliebe in jenen niedrigen Gefühlszuständen ihren Ursprung haben, was ja nur Hypothese einiger Seelenforscher bleibt, so verehren wir trotzdem diese Gemüthsstimmung als die edelste Erregung des Menschenherzens und stellen unserer Jugend jene Männer zur Nachahmung vor, welche für ihr Vaterland wirkten, duldeten und starben, wenn es sein mußte. Denn die Vaterlandsliebe ist die volle Dahingabe an das Volk, die Unterordnung des eigenen Wohles unter das Gemeinwohl, die Selbstentäußerung zum Vortheil der Landsleute. Ihr Wohl, ihre Ehre, ihre Macht — sind für den Vaterlandsfreund Antriebe zur That. Unter seinem Volke fühlt er sich glücklich, auch wenn er verfolgt wird und Noth leidet. Wie viel Patrioten warf man in den Kerker, richtete sie hin, um ihnen ein Denkmal zu setzen, wenn man ihre Verdienste endlich zu würdigen gelernt hatte! Man denke an Arndt, Zahn, Wilhelm v. Humboldt, Stein u. A.! Miltiades, Perikles, Aristides, die Gracchen, Marius, Cicero — haben sie nicht Undank geerntet? Aber die Schrift sagt: Die Liebe duldet Alles! Die Frau, die ihr Schicksal an das des Mannes knüpft, die mit und für ihn duldet, wenn er seiner politischen oder religiösen Ueberzeugung wegen verfolgt und brodlos gemacht wird, die den Kerker mit ihm theilt, mit ihren Kindern darbt, den Hohn der Welt erträgt, diese Frau beweist die Macht der Liebe, sie wandelt auf der Sonnenhöhe des wahren Menschenthums, sie bewährt die Erhabenheit des Gemüths, dessen unergründlichen Lebensquell. Sie ehrt im Manne sich selbst, sie lebt in ihm und lebt mit ihm das ideale Leben der Menschheit; sie steht neben Gott in der allbarmherzigen, aufopfernden Liebe!

Wie die Sympathie, wenn sie von großen Ideen erfüllt wird, den Menschen zu den edelsten und erhabensten Gemüthsstimmungen führt, so bringt ihn die Antipathie herab zu seelischen Trieben. Zunächst erweckt sie Abneigung und Widerwillen gegen den unangenehmen Gegenstand oder Begriff, dessen sie sich zu erwehren sucht.

Bleibt diese Abneigung bei der Gemüthsstimmung, so erscheint sie als Geringschätzung und Verachtung, steigert sie sich, so wird sie zum Abscheu und Haß, in welchem sich alle Urtheile von der Schädlichkeit des Widerwärtigen zusammenfassen. Reizt das Verhaßte aber zur thätlichen Gegenwehr, so bringt es in Zorn und Wuth; empfindet man ihm gegenüber die eigene Ohnmacht, so verursacht dies Aerger, namentlich wo die persönliche Ehre verletzt scheint, und treibt endlich diese erlittene Kränkung zur Vergeltung, so führt sie zur Rache.

Auch Neid und Mißgunst entstehen aus Antipathie, wenn man sich dabei persönlich benachtheiligt glaubt und die eigene Ehre verletzt scheint. Immer wirken hierbei Urtheile und Meinungen auf die Gemüthsstimmung ein, weil das Denken mit den thatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch steht und zur Gegenthat reizt. Das Gemüth bleibt nur die Erscheinungsform dieser Ueberzeugungen, welche eben dadurch auf die Bewegungsorgane wirken und das gesammte Denken auf das Interesse der Gemüthsstimmung lenken, damit sie in einer Handlung ihre Auslösung finde, die eingetretene Spannung in einer That explodire. Dadurch werden Gemüthsstimmungen der Antrieb zu Willenshandlungen, in vielen Fällen zu welthistorischen Thaten.

Man kann sich diese verwickelten Vorgänge etwa auf folgende natürliche Weise erklären. In den Denkforganen haben sich eine Menge von Ansichten und Grundsätzen angesammelt, die sich wegen der inneren Verwandtschaft und Beziehung auf Einen Zweck vereinigen und nun die Denkforgane beherrschen und die Gemüthsstimmung in Uebereinstimmung bringen mit jenen Gedankenmassen. Vorhandene Gedankenmassen und neue Gedankenbildungen suchen sich zu behaupten, es entsteht bei diesem gegenseitigen Balanciren der Gedankenrichtung eine innere Unruhe, welche das Gemüth belästigt und das Denken zu einem heftigen unentschiedenen Hin- und Herüberlegen bringen. Bei der Uebermacht antisymphathischer Stimmungen fallen immer mehr Ueberlegungen und Urtheile zu Ungunsten des unangenehmen Ge-

dankenkreis aus, Gedankengruppe nach Gedankengruppe geräth in die antipathische Stimmung, wodurch sich die Erregung der Nervenorgane steigert. Denn jedes Denken bewirkt einen Stoffverbrauch, welcher wieder einen stärkeren Blutzufluß zur Folge hat, der nun die Organe noch heftiger erregt. Im Gesicht, in dem Rothwerden, im Blick und der Muskelspannung sieht man diese Ueberreizung der Ganglien und den vermehrten Blutzufluß. Dabei entwickelt sich eine stärkere electriche Ladung in den Ganglien, bis diese so hoch steigt, daß sie sich entladen muß. Sie springt auf Bewegungsorgane als Ableitungsdrähte über, und der Erregte fängt an heftig zu sprechen, zu schreien, zu schimpfen, die Hände zu ballen, mit den Füßen zu stampfen, je nachdem die Ueberreizung tiefer im Rückenmark hinabdringt. Je mehr diese Erregung zunimmt, um so unmöglicher werden Gegenerregungen, da der ganze Vorrath an Lebensenergie sich den erregten, blutreichen Organen zuwenden muß, und dann ist der Mensch willenlos den Gemüthserschütterungen anheim gegeben. Der Naturprozeß übt seine Uebermacht aus, gegen welche Gegengedanken erfolglos sich wehren, weil die electriche Strömung ihren Organen entzogen wird. Man wirft daher bei diesem Sachverhalte die Frage auf, in wie weit ein heftig erregter Mensch für seine Handlungen zurechnungsfähig ist; denn erst nach der Explosion der Gemüthsbewegung tritt Ruhe ein, weil die betheiligten Organe erschöpft sind und die unbetheiligten thätig sein können. Nun folgt wohl auf die rasche That die bittere Reue, die bessere Erkenntniß, das berichtigte Urtheil, eine angemessene Gedankenrichtung.

13. Die idealen Gemüthsstimmungen.

In den Ganglien der Denorgane sammeln sich nach und nach eine Menge von Urtheilen und Erfahrungen an, welche mit einander zu Gruppen verbunden werden und dann als solche abgeschlossene Ganze Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen bilden. Diese bedürfen jedoch häufiger Umgestaltung, weil wir an Wissen und Erfahrungen zunehmen, also Urtheile erweitern, berichtigen,

ganz umgestalten oder verwerfen müssen. Wie der leibliche Mensch wegen des Stoffwechsels von Zeit zu Zeit ein ganz anderer wird, so wandelt sich auch der geistige Mensch je nach Alter und Bildung um, worin eben seine geistige Entwicklung besteht.

Nun kann es aber geschehn, daß wir unsere Urtheile sehr einseitig ausbilden, weil wir unser Interesse nur auf wenig Dinge richten und nur nach einer Richtung hin Erfahrungen machen. Wir gerathen daher sehr bald mit uns und der Welt in Widerspruch, indem wir fühlen, daß unser Urtheilsvorrath und unsere Denkficherheit nicht ausreichen. Um uns mit dem allgemeinen Denken auszugleichen und in den Besitz anerkannter Ansichten zu gelangen, glauben wir irgend einer Autorität, indem wir deren Urtheile ohne Weiteres für richtig halten, unsere eigenen denselben anpassen und uns eine fertige Denkungsweise aneignen. Oft tritt aber auch der Fall ein, daß wir für gewisse Vorkommnisse fertige und ausreichende Urtheile haben, für andre weniger. Wir finden, daß unsere Meinungen sich widersprechen oder schwankend bleiben, weil die erforderliche Fülle der Erfahrungen fehlt. Da suchen wir Gleichgewicht herzustellen, indem wir unsern Gedankenvorrath prüfen, erweitern und ausgleichen. Endlich strebt jeder Organismus nach Einheit, so auch der Geist. Durch Nachdenken streben wir dahin, den ganzen Vorrath unserer Ansichten zu einem regelrechten Ganzen zu ordnen, die einzelnen Urtheile und Gedankenreihen mit einander harmonisch zu verbinden, so daß sich in dem ganzen Gedankensystem kein Widerspruch, kein widerstrebendes Glied vorfindet und wir zu Principien, Grundsätzen, zu einer fertigen Weltanschauung und Denkweise gelangen, mit welcher wir der Welt gegenüber treten. Eine solche Herstellung der Gedankenordnung muß in uns das Gefühl der Befriedigung oder des Unbehagens erwecken, je nachdem sie gelingt und unsere Kräfte ausreichen. Es wird dieses Gefühl, weil es Gedanken und Bestrebungen zum Inhalte hat, zum Gemüthszustande, zur Gemüthsstimmung, gewissermaßen zum Gemüthstemperamente. Der Eine wird mit Ausdauer an dem Ausbau seiner Gedankenwelt arbeiten, wenn er viel Willenskraft

und Zuversicht zum endlichen Gelingen hat, der ruhig und bedächtig Denkende zeigt Geduld, der Begeisterte Eifer, der Unerfahrene Jaghaftigkeit und Bangen u. s. w., und diese aus der Denkweise hervorgehende Stimmungen beherrschen und färben unser geistiges Thun derart, daß man schon im Voraus die Handlungs- und Denkungsweise der Einzelnen berechnen kann. Eitelkeit, Neid, Ehrgeiz, Bosheit u. s. w. bestimmen das Denken, dieses giebt der Stimmung Ton und Farbe und endlich drängen beide zu einer Handlung, die nur die naturnothwendige Folge solcher Gemüthsvorgänge ist. Die Menschen- und Weltkenntniß belehrt uns im Voraus, was wir von solchen Menschen zu erwarten, wessen wir uns von ihnen zu versehen haben, denn aus der festabgeschlossenen Denkungsweise entwickelt sich der Charakter, der sich wieder in der Handlungsweise abspiegelt. Es wirken aber auch die Zustände der Organe, deren wir uns bedienen, auf unsere Gemüthsstimmung bis ins Unberechenbare ein, wie denn ein Leberkranker stets zu Aerger und Verdrießlichkeit, zu Zorn und Festigkeit aufgelegt ist, jeder Kranke verstimmt erscheint, der Brustkranke besonders gern Hoffnungen sich ausmalt u. s. w., so daß die Willensfreiheit, von welcher so viel gesprochen wird, eine Menge von Beschränkungen erleidet, welche zu beseitigen ganz außer unserer Macht liegt oder eine solche Stärke der Grundsätze erfordert, wie sie nur wenige Menschen besitzen. Es gehört ungeheure Willenskraft dazu, um mitten in einer plötzlich hereinbrechenden Gefahr, in einer bereits verlorenen Schlacht die Besonnenheit zu bewahren, um geeignete Gegenmittel zu finden, damit man sich rettet.

Unter idealen Gemüthsstimmungen muß man das verstehn, was die Psychologie ästhetische, sittliche und religiöse Gefühle nennt. Es entstehen durch solche Stimmungen jene wohlthuenden Empfindungen, daß man über das gewöhnliche Leben erhaben ist, auf den Sonnenthöhen einer idealen Weltanschauung wandelt, in der äußeren und inneren Ordnung der Welt Harmonie edler Zwecke findet und dadurch eine ruhige, stille Weltanschauung, den Frieden mit sich und der Welt gewinnt. Aesthetik, Staat und Religion

beschäftigen sich mit der Verwirklichung der höchsten Ideen, der wahrhaft menschlichen Interessen, indem sie überall das ewig-waltende Gesetz der Ideen nachweisen und mit dessen Erkenntniß dem Denken einen festen, unwandelbaren Boden, dem Streben eine entschiedene Richtung nach dem Schönen, Guten und Wahren geben. Indem das Denken zu dieser Erkenntniß gelangt und in dem scheinbarem Wirrsal der Welt strenge Ordnung findet, entwickelt sich im Gemüth die Empfindung des Wohlbehagens, wird die gewonnene Weltanschauung verinnerlicht zur Stimmung der lebhaft empfundenen Harmonie und des bewußten höchsten Lebenszweckes.

Sene drei Gefühlsarten beruhen auf dem Glauben, und zwar auf dem Glauben an höhere ideale Mächte, an die höchsten Aufgaben des Menschen und an eine ewige höhere Weltordnung im Wechsel der Dinge und Ereignisse. In den ästhetischen Gefühlen empfindet man das Ebenmaß der Dinge, die Harmonie zwischen Form und Gedanken, die Idealisirung des Irdischen und erkennt, daß der Inhalt des Schönen nothwendig das Wahre und Gute sein muß. Alle diese idealen Gemüthsstimmungen setzen zwar ein gewisses Maß von tieferer Bildung voraus und werden um so reichhaltiger, je mehr die Ideen selbst erkannt und ins Bewußtsein hinübergenommen werden; aber weil sie durch das Gefühl vermittelt und unmittelbar empfunden werden, so wirken sie auch schon durch ihre eigene Natur.

Die Summe der ästhetischen Gefühle, so weit sie zum Bewußtsein und zum Ausdruck des Handelns kommen, nennt man Geschmack, an welchem man daher den Grad der ästhetischen Bildung jedes Einzelnen erkennt. Erregt werden ästhetische Stimmungen besonders durch Auge und Ohr, und wenn sie in Werken zur Anschauung gebracht werden, nennen wir diese Fähigkeit Kunst. Der Künstler schaut innerlich die Idee in der Form an, welche ihm seine Art von Phantasie erschafft; er fühlt sich durchdrungen von ihr, in die Idealwelt erhoben und diese höchste Stufe der ästhetischen Stimmung heißt Begeisterung, welche den Künstler

durchweht, sein geistiges Denken durchglüht und in dem Kunstkenner geweckt wird. Die Formen, in denen wir das Schöne empfinden und zur Anschauung oder zum Genuß bringen, sind verschiedene: Farben, Gestalten, Töne, Wortlänge, Ebenmaß der Theile u. s. w., und die Empfindungen, welche sie hervorrufen, haben gleichfalls verschiedenen Inhalt: Freude, Trauer, Schauer, Entzücken, Mitleid — lauter Gemüthsregungen. Wo das ästhetische Empfinden lebendig in den Geist dringt, stimmt es auch das ganze Denken und Handeln ästhetisch; der ästhetisch Gebildete wird das Häßliche, die Lüge, die Gemeinheit scheuen und von sich fern halten, wird im Handeln das Ebenmaß beobachten u. s. w., weshalb ästhetische Bildung eine unentbehrliche, wenn auch noch zu wenig ausgebeutete Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung bleibt.

Im Künstler wirkt vorzugsweise die Phantasie, jenes sinnliche Denken, welches Ideen zum Inhalte hat, aber dieselben in sinnlicher Form, als Tonreihe, als Gestalt, Gestaltengruppe, Palast, Möbel u. s. w. schaut, in diesen Formen Ideen erkennt und seine Empfindungen in Formen wiedergiebt, welche vollständiger Ausdruck jener idealen Empfindungen sind. In der Phantasie wirkt die Erinnerung, aber nicht als mechanische Wiederholung von Sinnesbildern, sondern als umgestaltende, schaffende Macht, welche bloß das benutzt von der Erinnerung, was der Idee entspricht. Daher hat jede Kunst ihre Geschichte, lernt ein Künstler vom andern und entwickelt die Kunstmittel und Kunstformen weiter. Im Reiche der Phantasie waltet olympische Feiterkeit und Helle, stille Ruhe und ewiger Glanz der Menschenherrlichkeit. Es giebt kein Volk und keinen Stand, mögen sie auch noch so tief stehn, welche nicht Kunsttrieb zeigten; sie versuchen eine Zeichnung, Schmuck und Zierrat, erfinden sich musikalische Instrumente, erfinden sich Melodien und Lieder, und freuen sich dieser ihrer Werke, weil sie Thaten des frei schaffenden Geistes sind.

Wenn wir Kunstwerke genießen, so geschieht dies mit Hilfe der Phantasie und Erinnerung, indem wir uns in Landschaften, Erlebnisse, Scenen und Gemüthszustände versetzen, wie sie im

Kunstwerke vorgezeichnet werden, und wir finden an dieser Freiheit, uns eine Phantasiwelt zu schaffen, sowie in dem Gefühl dieser Schöpferkraft ideales Vergnügen. Der Gebildete freut sich, neue Ideen, Anschauungs- und Darstellungsweisen zu entdecken, seine Empfindungen in dem Kunstwerke wiederzufinden, sich über die Bedürfnisse des Alltagslebens erhaben zu fühlen. Den Kunstkennner endlich bringt es Genuß, zu prüfen, ob die angewendeten Mittel zweckentsprechend gewählt wurden, und wie der Künstler überhaupt seine Ideen darstellte, wie weit er mit ihnen im Zusammenhange der Kunst- und Kulturgeschichte steht. Demnach interessieren uns an der Kunst Ideen und Formen, und wir fühlen uns befriedigend, wenn wir beide erkennen, unser eigenes Empfinden abgespiegelt sehn und uns im Einklange mit unseren Mitmenschen wissen. Es befriedigt uns das Wohlgefallen am Schönen und Vollendeten, zu welchem sich das sinnliche Lustgefühl im Kunstsinne steigert.

Das religiöse Gefühl der Frömmigkeit wurzelt im Abhängigkeitsgefühl und im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht gegenüber den Naturmächten, weshalb alle Religionen mit der Verehrung von Naturgegenständen und Naturerscheinungen begannen, bis sie nach und nach in ihren Göttern die Verkörperung urrewiger Geseze und endlich den Zubegriff aller Wahrheit und Macht erkannten. Mitten in der Unsicherheit des Lebens sucht der Mensch nach einem sichern Grunde, nach einem mächtigen Schutze, dem er sich gläubig anvertraut und ihn durch Gegenleistungen, Opfer, Anbetung u. s. w. günstig stimmen will. Die Religion giebt daher Vorschriften für das Handeln, für Sitte und Denkungsweise, und je gebildeter ein Volk wird, um so strenger und wahrer werden ihre Gebote, die sich vorzugsweise auf die Gesinnung richten und endlich das Gewissen als obersten Richter aufstellen. Unsere sittlichen Zustände beruhen daher auf religiösen Vorschriften, welche Wahrheit und Tugend zum Grundsatz für all' unser Handeln erheben. Diese Gedankenmassen, wie sie aus religiösen Empfindungen herauswachsen, beeinflussen unsere Gemüthszustände, aber auch die Richtung unseres

Willens. Der Künstler stellt das Höchste dar als das Schöne, um es sich zu versinnlichen, der Glaube findet in sich die höchsten Wahrheiten, welche er nicht zu ergründen vermag, sondern als Gebote Gottes annimmt, um sich ihnen unbedingt zu unterwerfen und im Leben als Pflicht auszuführen.

Die Wahrheit hat zu ihrem Inhalt das Gute, denn das Schlechte ist zugleich das Unwahre, welches nicht existiren sollte. Wird dieses Gute zur sinnlichen Erscheinung gebracht, so nehmen wir es als Gesetz und Pflicht in unsere Handlungsweise auf, um es im praktischen Leben zu verwirklichen, dasselbe nach Gesetz und Sitte zu regeln und zu beurtheilen. In der Familie, in der Gemeinde und im Staate verkörpert sich das Gesetz als der Gesamtwille, welcher das Recht zur Geltung bringen will, daher gebietet und verbietet und Gehorsam verlangt. Indem wir aus eigenem Antriebe und aufrichtigem Entschluß dem Gesetz uns unterwerfen und die Rechte Anderer sowie das Vorrecht des Ganzen anerkennen, gelangen wir zur Freiheit, indem wir uns frei machen von der Laune des Beliebens und der Selbstsucht. Wir fühlen uns als Glieder eines großen Ganzen, welches mit uns und durch uns besteht und gewinnen in der Selbstbeherrschung und der Entsagung der Willkür sittliche Kraft. Weil das Gute aus dem Wahren stammt, so wurden alle menschlichen Gemeinschaften und Genossenschaften nach religiösen Grundanschauungen organisiert und dauert daher bis heute noch der Streit zwischen Staat und Kirche; noch immer gelten Thron und Altar als die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Die Geschichte liefert uns Beispiele genug, wie tief die religiösen und politischen Gemüthsstimmungen auf Einzelne wie auf ganze Völker einwirken, wie sie Begeisterung erwecken und das Gemüth so erfüllen, daß man das Leben opfert für jene Ideen; obschon neben diesem Enthusiasmus auch der Fanatismus auftritt, welcher irrigen Ideen folgt, Ideen mißversteht, sie aber für die wahren hält und mit Vernichtung des Gegners durchzuführen trachtet.

14. Selbstgefühl und Gewissen.

Versuchen wir zum Schluß uns das physikalische Entstehen der Gefühle und Gedanken zu erklären, um diese Vorgänge möglichst allseitig zu betrachten unter Anleitung experimentirender Forscher!

„In den Nerven“, sagt Wundt in der „Mechanik der Nerven“, „sind fortwährend innere Kräfte wirksam, weil ohne Aufhören in ihnen chemische Prozesse stattfinden, welche Kräftewirkungen erzeugen als Moleculararbeit. Wirkt ein äußerer Reiz ein, so überträgt er ein gewisses Quantum äußerer Arbeit auf den Nerven als Reizarbeit, welche einen Vorgang erzeugt, der auf den Muskel übertragen sich in einer gewissen Arbeitsleistung äußert als Erregungsarbeit. Die chemischen Moleculen verbinden und spalten sich fortwährend, indem die hochatomigen Verbindungen der Gewebe durch Oxydation und Spaltung allmählich die einfacheren Endproducte des thierischen Stoffwechsels liefern. In den lose zusammengesetzten Gewebsverbindungen ist nun eine große Menge vorrätiger Arbeit in der Form chemischer Affinitätskräfte angehäuft, die sich in dem Maasse in wirkliche Arbeit umwandeln, als die hochatomigen Verbindungen sich spalten und unter Sauerstoffaufnahme in einfachere, fester zusammengesetzte Verbindungen übergehen, wodurch eben lebendige Kraft frei wird. Es entstehen aber nebenbei aus einfachen Gewebsverbindungen auch hochatomige, so daß ein Quantum lebendiger Kraft verschwindet und als Arbeitsvorrath wiederum angehäuft wird. Wir nennen diese Wiederherstellung der inneren Kräfte Erholung. Die Moleculararbeit der Nerven setzt sich demnach aus positiver und negativer Arbeit zusammen, wobei die positive überwiegt. Von der durch chemische Zersetzungen geleisteten Arbeit wird also immer nur ein kleiner Theil wieder zur chemischen Active, zu Verbindungen getrennter Theilmoleculen, verbraucht, der größere wird frei, indem er, sofern er nicht theilweise in mechanische Leistungen der Muskeln übergeht, schließlich als Wärme zum Vorschein kommt. Da die Flüssigkeit

der Nerven sich fortwährend zerlegt und in Bewegung ist, so müssen sich Theilchen für immer von den Gesamtmoleculen trennen und durch Blutzufuhr ersetzt werden, weil der Organismus sich im Gleichgewicht erhalten muß. Bei den schwächsten Reizen muß die Reizarbeit nothwendig selbst in Moleculararbeit umgewandelt werden. Bei gesteigerter Erregbarkeit entsteht Erregungsarbeit, welche dann als mechanische Arbeit frei wird, wenn ein neuer Reiz hinzutritt, zu dessen Wirkung sie sich hinzu addirt. Im andern Falle verschwindet sie allmältig, indem sie im Nerven selbst in Moleculararbeit verwandelt wird. Das Abklingen der Erregung lehrt aber, daß diese Verwandlung für einen Theil der Erregungsarbeit auch dann stattfindet, wenn dieselbe eine äußere mechanische Leistung durch Erregung des Muskels hervorbringt. Denn nur ein Theil der Erregungsarbeit wird zur Auslösung mechanischer Leistung verwendet, der andre in innere Moleculararbeit übergeführt und zwar wird die zugeführte Reizarbeit zunächst in innere Moleculararbeit umgewandelt und erst aus der letzteren geht die Erregungsarbeit hervor. Die erregende Wirkung des Reizes vermehrt und beschleunigt durch die herbeigeführte Molecularerschütterung diejenigen Bewegungen, wodurch die Kräfte der Theilmoleculen frei werden. Der Reiz ist nur der äußere Anstoß, die eigentlichen Kräfte der Erregung stammen von den im Nerven angesammelten Molecularkräften her. Bei negativer Moleculararbeit dagegen werden freie Molecularkräfte gebunden, indem gespaltene Theilmoleculen mit einem Ganzen sich wieder verbinden, die Molecularkräfte zum Arbeitsvorrath zurückkehren, welcher für künftige Leistungen disponibel bleibt.“

„Die Leistungsfähigkeit eines Nerven muß nach der Summe von positiver Moleculararbeit und von vorrätthiger Arbeit bemessen werden, die er in sich führt. Nicht bloß die Summe positiver Arbeit, die der Nerv auszugeben hat, ist vom Arbeitsvorrath abhängig, den er in der Form chemischer Gegenwirkungen der verbundenen Theilmoleculen in sich führt, sondern auch die Art, wie auf einen gegebenen äußeren Anstoß ein Theil der Moleculararbeit

in Erregungsarbeit übergeht, wird hierdurch wesentlich bestimmt sein müssen. Je weiter die Zersetzung im Nerven fortgeschritten ist, um so mehr sind seine chemischen Verbindungen in solche Theilmolecüle zerfallen, die, unter den im Nerven gegebenen Bedingungen, nicht mehr zu den complexen Gesamtmolecülen sich vereinigen können, in denen neuer Arbeitsvorrath sich ansammelt. Es wird also mehr und mehr solche Moleculararbeit entstanden sein und bei jedem äußeren Anstoß von Neuem entstehen, welche nicht mehr in negative zurückverwandelt werden kann. In dem noch unzersehten, leistungsfähigen Nerven hingegen werden zwar ebenfalls fortwährend Theilmolecüle sich trennen, und es wird so, indem dieselben festere Verbindungen eingehn, positive Moleculararbeit entstehen, sie werden aber, weil sie noch nicht jenen Grad des Zerfalls erreicht haben, immer leichter und deshalb in größerer Menge wieder zu Gesamtmolecülen sich verbinden. Im leistungsfähigen Nerven wird also stets ein größerer Theil der Moleculararbeit wieder in negative zurückkehren, und der Arbeitsvorrath wird dadurch langsamer abnehmen. In höherer Temperatur gehn Verbindungen und Zersetzungen schneller vor sich als in der Kälte, weil die Wärme die Moleculararbeit vergrößert, also einerseits die Gesamtmolecüle leichter in ihre Theile trennt, andererseits aber auch die Bewegung der Theilmolecüle beschleunigt, die an einander gerathend zu einem neuen Gesamtmolecüle sich vereinigen. Bei steigender Temperatur nimmt die Moleculararbeit des Nerven so zu, daß sie schließlich von selbst, ohne Hinzutreten eines weiteren Reizes, in Erregungsarbeit übergeht. So lange die Temperatur nicht allzu stürmisch einwirkt, wird aber zugleich ein Theil der positiven Arbeit schneller in negative zurückverwandelt. Denn die Hemmungen, welche als Widerstände gegen äußere Reize wirken, rühren stets von dem Uebergange positiver Moleculararbeit in negative her. Erregte Nerven können sich daher nicht erholen, so lange jene Rückverwandlung nicht stattfindet, denn jeder Reizanstoß vergrößert die positive und negative Moleculararbeit. Zur ersten Entstehung von Erregungsarbeit aus Moleculararbeit ist nemlich

stets mehr Zeit erforderlich, als zur Rückverwandlung positiver und negativer Moleculararbeit. Sobald aber einmal der Uebergang in Erregungsarbeit erfolgt ist, so wird in sehr kurzer Zeit ein großer Theil derjenigen Moleculararbeit, welche bei der gegebenen Reizstärke disponibel wird, hierzu aufgebracht."

Diese Darstellung Wundt's giebt tiefere Einsicht in den Mechanismus der Nerven- und Muskelthätigkeit und läßt begreifen, wie psychische Vorgänge als Wirkungen des Nervenlebens können aufgefaßt werden, wozu man also keiner besonderen Geisteskräfte bedarf.

Um also die Entstehung von Gefühlen und Gemüthsstimmungen, welche gewöhnlich in Willensäußerungen übergehen, zu begreifen, muß man sich die Thätigkeit und die Zustände der Nerven vergegenwärtigen, indem man sich dieselben in ihre Elementartheile zerlegt denkt und beobachtet, nach welchen Gesetzen diese leiden und wirken. Die Geologie unserer Gegenwart wurde eine einfachere und ihre Lehren naturgemäße, seit sie begriff, daß aus kleinen Ursachen Großes werden kann, daß die Menge des Kleinen Großes leistet. Die physikalische Geographie kam auch zu derselben Einsicht und wir finden seitdem Vieles leicht begreiflich, was uns seither wunderbar erschien. Dasselbe Gesetz herrscht auch in der Physik und Chemie der Nerven, deren Kenntniß uns erst seelische und geistige Vorgänge faßbar macht. Je mehr wir Einsicht gewinnen in die Naturgesetze, desto mehr verschwinden freilich die Wunder, und dann jammern die Wunderbedürftigen über Materialismus und Atheismus.

Was wir Leben nennen, besteht aus einer unabsehbaren Menge von inneren Vorgängen und Umwandlungen, Stoffzersezungen und Stoffverbindungen, aus einer unendlichen Kette von Ursachen und Folgen, Wirkungen und Kräften, für welche noch kein Mathematiker die entsprechenden Formeln aufzufinden vermochte. Dennoch schwankt diese stete Umwandlung und Wechselwirkung um ein gewisses Durchschnittsmaß, welches allen Menschen, allen Altersgenossen und Temperamenten gemeinsam ist und sich jede

Stunde auf ähnliche, wenn auch nicht ganz gleiche Weise wiederholt, daß wir es nicht gewahr werden, ebenso wie wir nicht darauf aufmerksam werden, daß wir gesund sind. Wir empfinden nur abweichende und anhaltende Unterschiede von dem gewohnten Zustände, die wir ausschließlich Gefühle nennen. Außerdem unterscheiden wir körperliche und geistige Gefühle, obwohl wir jedes Gefühl nur durch ein körperliches Organ empfinden und es im Vorderhirn als Vorstellung wahrnehmen. Ein Reuiger, Trauernder u. s. w. fühlt sich auch körperlich unbehaglich, verliert den Appetit, bekommt Durchfall, schläft unruhig und das verursacht Wehe. Die Reue als bloße Vorstellung und zu spät gekommene bessere Erkenntniß kann nicht wehe thun, weil sie nur etwas Gedachtes ist; Schmerz ist Folge einer erregten Hirnbewegung, welche auf den sympathischen und herumschweifenden Nerven stark wirkt, ihre Erregung auf denselben überträgt und ableitet aus dem Hirn auf Herz und Eingeweide. Gefühle würden das Gehirn zerrütten, wenn sie nicht könnten auf Muskeln, Blutumlauf, Verdauung, Haut u. s. w. abgeleitet und auf diese Art endlich aus dem Körper geschafft werden.

Es wirken aber außer den inneren Zerlegungs- und Umbildungsvorgängen auf den Nervenstoff allerlei äußere Reize ein, welche ihn in mehr oder minder heftige Erregung bringen. Natürlich wird der stärkste Reiz das Nervenleben beeinflussen und einen Zustand hervorrufen, welcher von dem gewöhnlichen abweicht. Diesen Unterschied empfinden wir als Gefühl, welches daher inhaltsarm erscheint und nur den Anfang des Gedächtnisses bezeichnet, indem es zwei Zustände vergleicht, von denen einer besteht, der andre bereits vergangen oder im Verschwinden begriffen ist. Jeder Reiz ist aber die Wirkung einer Ursache, welche wir daher stets mit dem Reize zugleich fühlen, und da der Reiz an Kraft und Dauer ein wechselnder zu sein pflegt, so bemerkt das Urtheil, daß die wirkende Ursache sich veränderte. Wir gewöhnen uns in Folge der täglichen Erfahrung, welche sich zu einer Urtheilsweise umgestaltet, so wie der eigenthümlichen Organisation des Gehirns an die Meinung,

daß die Reize, welche wir empfinden, Wirkungen von Eigenschaften der Dinge sind, halten demnach Nervenzustände für Abbildungen der Dinge und ihrer Eigenschaften. „Aus der Welt unserer Empfindungen“, sagt Helmholtz, „können wir nie zu der Vorstellung einer Außenwelt kommen als durch einen Schluß von der wechselnden Empfindung auf äußere Objecte als die Ursachen dieses Wechsels, wenn wir auch, nachdem die Vorstellung der äußeren Objecte einmal gebildet ist, nicht mehr beachten, wie wir zu dieser Vorstellung gekommen sind, besonders darum, weil der Schluß so selbstverständlich erscheint, daß wir uns seiner als eines neuen Resultates gar nicht bewußt werden. Demgemäß müssen wir das Gesetz der Causalität, vermöge dessen wir von der Wirkung auf die Ursache schließen, auch als ein aller Erfahrung vorausgehendes Gesetz unseres Denkens anerkennen. Das Causalgesetz trägt den Charakter eines rein logischen, da die aus ihm gezogenen Folgerungen nicht die wirkliche Erfahrung betreffen, sondern deren Verständnis. Scheitern wir bei der Anwendung des Causalgesetzes, so halten wir es trotzdem nicht für falsch, sondern meinen, daß wir bei der Erscheinung nicht alle mitwirkenden Ursachen kennen.“ Daher wird jeder sinnliche Reiz sofort der Anstoß zu einem Denkprozeß, er schlägt sogleich in Gedankenbewegung um.

Fick spricht sich ähnlich aus: „Die Empfindungen kommen, gehen, wechseln ohne unser Zutun. Aber sie sind auch der einzige Inhalt unseres Bewußtseins, welcher sich so verhält und sich demgemäß ankündigt als etwas nicht durch das Bewußtsein selbst Geschaffenes, sondern ihm Aufgedrungenes. Das Bewußtsein setzt daher ein äußeres Object oder einen äußeren Gegenstand voraus, dessen Gegenwart oder besser Einwirkung auf das Subject die Empfindungen bedinge. Wenn auch diese Thätigkeit gewöhnlich ohne eigentliche Ueberlegung vollzogen wird, so kann man sie doch als ein logisches Schließen bezeichnen, und wir nennen die Fähigkeit des Subjectes, diese Thätigkeit zu vollziehen, Verstand. Ohne ihn würden wir wahrscheinlich gar nie zur Annahme einer äußeren Welt der Objecte gelangen. Die Empfindungen würden eben

nur als Zustände des Subjectes selbst im Bewußtsein auftreten.“

Weiter erklärt Helmholtz: „Unsere Anschauungen und Vorstellungen sind Wirkungen, welche die angeschauten und vorgestellten Objecte auf unser Nervensystem und unser Bewußtsein hervorgebracht haben. Jede Wirkung hängt ihrer Natur nach ganz nothwendig ab sowohl von der Natur des Wirkenden als von derjenigen, auf welchen gewirkt wird. Eine Vorstellung verlangen, welche unverändert die Natur des Vorgestellten wiedergäbe, also im absoluten Sinne wahr wäre, würde heißen, eine Wirkung verlangen, welche vollkommen unabhängig wäre von der Natur desjenigen Objectes, auf welches eingewirkt wird, was ein handgreiflicher Widerspruch wäre. So sind also unsere menschlichen Vorstellungen, und so werden alle Vorstellungen eines intelligenten Wesens, welches wir uns denken können, Bilder der Objecte sein, deren Art wesentlich mit abhängt von der Natur des vorstellenden Bewußtseins und von deren Eigenthümlichkeit mitbedingt ist.“

„Ich meine daher, daß es gar keinen möglichen Sinn haben kann, von einer andern Wahrheit unserer Vorstellungen zu sprechen, als von einer praktischen. Unsere Vorstellungen von den Dingen können gar nichts andres sein als Symbole, natürlich gegebene Zeichen für die Dinge, welche wir zur Regelung unserer Bewegungen und Handlungen benutzen lernen. Wenn wir jene Symbole richtig zu lesen gelernt haben, so sind wir im Stande, mit ihrer Hilfe unsere Handlungen so einzurichten, daß dieselben den gewünschten Erfolg haben, d. h. daß die erwarteten neuen Sinnesempfindungen eintreten. Eine andre Vergleichung zwischen den Vorstellungen und den Dingen giebt es nicht nur in Wirklichkeit nicht, sondern ist überhaupt gar nicht denkbar und hat gar keinen Sinn. Dies Letztere ist der Punkt, auf den es ankommt, und den man einsehen muß, um aus dem Labyrinth widerstreitender Meinungen herauszukommen. Zu fragen, ob die Vorstellung, welche ich von einem Tische, seiner Gestalt, Festigkeit, Farbe, Schwere u. s. w. habe, an und für sich, abgesehn von dem prak-

tischen Gebrauche, den ich von dieser Vorstellung machen kann, wahr sei und mit dem wirklichen Dinge übereinstimme, oder ob sie falsch sei und auf einer Täuschung beruhe, hat gerade so viel Sinn als zu fragen, ob ein gewisser Ton roth, gelb oder blau sei. Vorstellung und Vorgestelltes sind offenbar zwei ganz verschiedenen Welten angehörig, welche ebensowenig eine Vergleichung unter einander zulassen als Farben und Töne oder als die Buchstaben eines Buches mit dem Klang des Wortes, welches sie bezeichnen."

Sich entwickelt diesen Gedanken in den Worten: „Den äußeren Objecten, welche der Verstand vermöge des Causalgesetzes für Ursachen der Empfindungen hält, legt er die Eigenschaften der Empfindungen bei, nennt sie hell, süß, sauer, schwer u. s. w. Entstehen auf den verschiedenen Sinnesgebieten gleichzeitig oder in gewisser gesetzlicher Reihenfolge Empfindungen, so legen wir dem Objecte verschiedene Eigenschaften bei. Da aber unsere Nervenzustände wechseln, so verändern sich für uns auch die Eigenschaften der Dinge; der Apfel, der uns gestern süß schmeckte, kommt uns heute sauer vor, weil wir vorher Zucker gegessen haben; die Musik welche uns gestern sehr gefiel, belästigt uns heute, weil wir verstimmt sind; wir finden sie zu geräuschvoll, zu viel Dissonanzen, zu viel harte, grelle Töne, weil wir solche Empfindungen bereits in uns tragen. Raum und Zeit aber sind die nothwendigen Formen, unter welchen für unser Anschauungsvermögen Dinge als Objecte erscheinen können, alle Prädicate also, welche wir den Dingen und ihren Beziehungen beilegen, als Kraft, Trägheit, Masse, Bewegung u. s. w., sind subjectiv von der Beschaffenheit des Verstandes bedingt, denn allen diesen Prädicaten liegen die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit zu Grunde. Jedes Ding hat nur Bedeutung in Beziehung auf das wahrnehmende Subject. Alle Bestimmungen der Dinge sind nur gegenseitige Entfernungen von Punkten, die sich gesetzmäßig ändern, denn auch die Bestimmung von Kraft und Masse läuft auf die Bestimmung der Geschwindigkeit hinaus, mit welcher sich jene Entfernungen ändern. Die materielle Welt verräth sich also als das Gespinnst

unseres eigenen Intellectes, gesponnen in dem ihm eigentümlichen Formen Causalität, Raum und Zeit.“

Wenn demnach im Nerven schon in Folge seiner Lebensthätigkeit Veränderungen sich ausbilden, welche wir als Gefühle empfinden, so müssen die thätigen Hirnnerven noch nachhaltiger auf die Nervenlemente einwirken und einen steten Wechsel der Gefühle verursachen, welche sich wieder in Vorstellungen umbilden. Die Thätigkeit der Sinne als Urquell der Gefühle und Schöpferin der Vorstellungen behält ihren sinnlichen Charakter, da sie nicht über den Verstand und das Selbstgefühl hinauskommt. Es entsteht nemlich das Selbstgefühl als der Inbegriff aller Gefühle aus dem Bewußtsein, daß wir mit unseren Vorstellungen der Welt gegenüberstehn, in den Vorstellungen das Wesen der Dinge besitzen und mit der Macht der Vorstellungen Einfluß gewinnen auf die Dinge. Selbstgefühl ist nur eine Erscheinungsform des Selbstbewußtseins; den Inhalt haben beide gemeinsam, nur überwiegen im Bewußtsein die Vorstellungen als solche, im Selbstgefühl dagegen regt sich vorzugsweise der sinnliche Untergrund der Vorstellungen, nemlich das in den Vorstellungen fühlende Ich als eine in sich abgeschlossene Welt, als eine in sich begründete Macht. Je nach dem Grade der Stärke des Selbstgefühls kann es als Stolz, Trotz, Ungehorsam, Muth und Kampflust hervortreten oder als Furcht, Demuth, Unterwürfigkeit, Zaghaftigkeit, Kleinmuth und Feigheit. Es kommt darauf an, bis zu welcher Masse und Stärke wir die Vorstellungen ausgebildet haben, die sich auf unser Selbst, dessen Werth und Stärke beziehen. Man spricht daher von einem starken und schwachen Selbstgefühl, welches als Ausfluß der Vorstellungen deren Natur in sich abspiegelt. Die erste Grundlage findet das Selbstgefühl jedenfalls im Muskelgefühl, weshalb es bei Kranken und Schwächlingen, bei Kindern und zart organisirten Thieren nothwendig gering sein muß.

Tritt der Mensch hinüber aus sinnlichen Vorstellungen in das Reich der Begriffe und Gedanken, so verursacht die Umbildung der Anschauungsbilder in Abstractionen eine erhöhte Nerven-

thätigkeit, weshalb das Studiren und Nachdenken anstrengen und müde machen. Demnach muß sich das Gefühlsleben steigern, es muß nachhaltiger und wirksamer werden, weil das ganze Hirn in erregterer Thätigkeit sich befindet, der Stoffumsatz ein rascherer, die Erregungsgebiete größere sind und die Erregung selbst tiefer in die Hirnmasse eindringt. Erregt werden dieselben aber durch Gedankenreihen, abstracte Gedankenverbindungen, und zum Inhalt erhalten die Gefühle nun Gedanken und Ideen, ideale Anschauungen, abgeschlossene Grundsätze und eine bestimmt organisirte und nach gewissen Richtungen hin geleitete Denkweise. Diese Gefühlsform nennen wir Gemüth, dessen gesammter Gedankengehalt sich in Grundsätzen zusammenfaßt, die, wenn sie Gemüthsform annehmen, unser Gewissen werden.

Grundsätze und Gewissen als Ansammlung von Gedanken verursachen eine Ueberfüllung der Organe, welche nach einer Ableitung nach außen drängen, zur That führen und die Antriebe zu Willenshandlungen werden, denen sie Zweck, Richtung und Mittel vorschreiben, also in das Gebiet des Willens hinüberführen. Weil aber das Gewissen zum Inhalt unsere Urtheile von Gut und Schlecht hat, so giebt es nicht nur verschiedene Arten des Gewissens, sondern ist auch dessen Stärke und Thatkraft verschieden. Ein Ungebildeter macht sich aus manchen Handlungen kein Gewissen, weil er deren sittlichen Werth falsch beurtheilt. Der Bigotte hat ein anderes Gewissen als der Freigeist, weil die religiösen Meinungen Beider verschieden sind, und eben so mannichfach werden die Abstufungen des ästhetischen Gewissens oder des Geschmacks. Within bleibt es ein unbestimmtes Urtheil, wenn man Jemanden gewissenhaft nennt, weil es darauf ankommt, wie jener und wie der Beobachter urtheilen. Der Indianer macht sich kein Gewissen daraus, den besiegten Feind zu skalpiren, wie sich die Dominikaner kein Gewissen daraus machten, Ketzer zu verbrennen, wie die gottbegeisterten Israeliten die Kinder ihrer Feinde an Felsen zerschmetterten, wie Jacob seinen Schwiegervater bestahl, die aus Egypten auswandernden Juden mitnahmen, was sie erreichen

konnten. Ihre Religion befahl und erlaubte dies, wie nach dem Talmud ein Jude den Nichtjuden für unrein hält und ihn betrügen darf zu Ehren Gottes.

Wenn man daher die Vorschrift giebt, der Mensch soll bei Allem, was er thut, sein Gewissen um Rath fragen, so weist man ihn an einen parteiischen, unentschiedenen Richter, nemlich an seine eigenen Gedanken über Recht und Unrecht. Denn wir sind gewohnt, unter Gewissen nur die Summe und Macht unserer sittlichen Grundsätze zu verstehn, weil diese aber zum Theil auf Vorurtheilen beruhen können, so wird der Spruch des Gewissens mitunter sehr unmoralisch ausfallen. Wir halten es z. B. für heilige Pflicht, einem Sterbenden den letzten Beistand zu leisten, ihn anständig zu beerdigen; im Kriege dagegen läßt man Verstümmelte hilflos liegen, wirft die Todten massenweise in Gruben, damit sie die Luft nicht verpesten. Die Wittwe des gestorbenen Armen giebt die letzten Kreuzer her, um die kirchlichen Ceremonien vornehmen zu lassen, der Geistliche aber weigert sich, dieselben vorzunehmen, weil die angebotene Summe zu gering ist oder der Verstorbene nicht gebedtet hat. Was er den Mitgliedern der Kirchengemeinde zur Gewissenssache macht, das verbietet ihm das eigene Gewissen. Welches Gewissen ist nun das richtige? Wohlweislich helfen daher Gesetze nach, indem sie Pflichten vorschreiben, so daß man denjenigen gewissenhaft nennt, welcher die Gesetze pünktlich befolgt wenn er sie auch für unzweckmäßig hält, seiner besseren Ueberzeugung Gewalt anthut, demnach im strengen Sinne des Wortes gewissenlos handelt. Der Offizier, welcher in der Schlacht eine Schanze angreifen soll, sieht ein, daß er viel Leute verlieren und die Schanze nicht nehmen wird; aber er erhielt Befehl und muß gehorchen. Seine Pflicht verlangt Gehorsam, sein Gewissen aber fordert zum Ugehorsam auf. Er müßte den Sturm unterlassen und sich erschießen, aber das darf er auch nicht.

Die Wahrheit und Stärke des Gewissens hängen daher von dem Grade der erlangten Bildung, der Kraft des Denkens und der Grundsätze ab, in denen wir den Zweck und die Aufgabe des

menschlichen Lebens finden. Je nach dem Unterrichte, den gelesenen Schriften, dem Umgange und den Lebenserfahrungen entwickeln sich unsere sittlichen Urtheile über den Werth der Handlungen, und wenn diese die Gefühlsmacht des Gemüths erlangt haben, greifen sie als leitende Gewalt in unsere Handlungsweise ein. Je mehr Einzelurtheile sich zu einem Gesammturtheil verbinden, je mehr Ansichten und Grundsätze verschmelzen zu Gesammtansichten, um so stärker werden diese, denn die Gangliengebiete erweitern sich, welche gemeinsam erregt werden, wenn eins dieser verbundenen Urtheile durch irgend eine Anregung in Thätigkeit tritt. Dann wirkt das ganze Gebiet und producirt als Ergebniß der Gesamthätigkeit das Gesammturtheil des Grundsatzes. Dieses wächst dadurch zur Macht an, füllt auch die Gemüthsorgane mit seiner Erregung, veranlaßt sie zur Thätigkeit und nun erscheint das Gesammturtheil als Stimmung des Gewissens. Denn eine Stimmung bleibt das Gewissen, doch ward diese nicht hervorgebracht durch sinnliche Reize, sondern durch erregte Urtheilsganglien, die den Ueberfluß ihrer Arbeitskraft, die Anhäufung der Bewegung empfinden als Gemüthsdrang, den wir seines Inhalts wegen Gewissen nennen.

Die Macht des Gewissens liegt darin, daß sich in den Vorstellungsorganen Gedankenmassen nach einer Richtung hin, nach der Beurtheilung eines vorliegenden Falles, concentriren und alle Gefühle und Urtheile mit in diese Bewegung hineinreißen. Wir müssen daher thun, was das Gewissen gebietet; es läßt uns keine Ruhe, macht uns Vorwürfe, sobald wir unsere Urtheile nicht in Uebereinstimmung finden mit unserer Handlungsweise. Diesen Zwiespalt mit uns empfinden wir als Gewissensangst, Reue, Gewissensbisse, böses Gewissen und als die Qual der Vorwürfe, die wir uns machen, wenn wir dem Gewissen nicht folgten, es übertäubten. Ein Leichtsinziger hat daher ein leichtes Gewissen, der Gedankenlose urtheilt nur von Fall zu Fall, der Hohe macht sich aus nichts ein Gewissen. Thiere können gar kein Gewissen haben, weil ihnen sittliche Urtheile fehlen. Wenn der Hund einen Topf zerbrochen oder genascht hat, so macht er sich daraus kein Gewissen,

aber aus Erfahrung weiß er, daß er Prügel bekommt, und diese Erinnerung ängstigt ihn, weil er sich im Voraus vor der erwarteten Strafe fürchtet. Dies giebt seinem Benehmen den Anschein, als quäle ihn ein Schuldbewußtsein, im Grunde fühlt er nur Angst vor der Strafe, die er sicher erwarten muß. Dem hartnäckigen Verbrecher redet man ins Gewissen, um seine schwachen sittlichen Urtheile zu kräftigen, sie zu erwecken; einem Andern schärft man das Gewissen, weil seine sittlichen Urtheile noch unklar und nicht genug ausgebildet sind. Gewissen ist demnach instinctives Urtheilen, was Recht und Unrecht ist, welches aus der Bildung hervorgeht, und durch Erziehung zum leitenden Grundsatz soll gemacht werden.

III. Die Willensthätigkeiten.

15. Was ist der menschliche Willen?

Unser gesellschaftliches und staatliches Leben setzt voraus, daß der Mensch einen Willen hat, alle Erziehung arbeitet darauf hin, zum rechten Gebrauch des Willens heranzubilden, Kirche und Gesetz schreiben dem Menschen geradezu Willensfreiheit zu, denn beide gebieten und verbieten, belohnen und bestrafen die Handlungen als Willensäußerungen. Die Frage, giebt es einen freien Willen oder nicht, welche die Physiologen nur mit Vorbehalt beantworten können, bildet den wahren Streitpunkt zwischen Naturforschern und Theologen, und die Frage wegen der Zurechnungsfähigkeit hat auch für den Richter großes Interesse. Selbst die Statistik hat sich in diesen Streit eingemischt, indem sie sogenannte Moralitätstabellen anlegte, um in Zahlen darzustellen, welche und wie viel Verbrechen je nach Monaten, Jahres- und Tageszeiten, Alter, Geschlecht und Nation begangen werden. Sie bestreitet mit Zahlenausweisen den freien Willen, erniedrigt den Menschen zu einem Naturproduct. Seltsam, daß der unfreie Mensch noch ausrechnen kann, wann und wie oft er unfrei ist und von Wärme, Alter u. s. w. in seinen Hand-

lungen geleitet wird! Rechnen diese Herren im Sommer oder Winter öfter falsch? Das sollten sie untersuchen. Denn falsches Rechnen ist falsches Urtheilen, und aus falschen Urtheilen erwachsen verkehrte Handlungen. Was sind denn überhaupt die Durchschnittszahlen werth? Man will sogar Tabellen für geistige Fortschritte aufstellen nach Schulzeugnissen! Recht schön, wenn erst die Lehrer nach der Schablone urtheilen lernten! Wie denn nun, wenn die Lehrer ihre Schüler gar nicht zu beurtheilen verstehn, weil es ihnen an psychologischen Kenntnissen fehlt? Diese gelehrten Moralitätsstatistiker vergessen ganz, daß der Mensch keine Dampfmaschine, sondern ein individuell organisirtes Ich ist. Jede Stunde verändern sich die algebraischen Formeln seines Nerven-, Denk- und Gefühlswesens, und Zeit Lebens geht es darin vorwärts und rückwärts nach unberechenbaren und unbekanntem Einflüssen.

Was ist Willen? Wie entsteht das Wollen? Ist es ein besonderes Geistesvermögen, eine Geisteskraft? Das bloße Wollen, der thatenlose Willen ist seiner Natur nach nur ein primitiver Anfang, eine Neigung, ein Begehren und beginnendes Streben. Was man unter Willen zu verstehn pflegt, bezeichnet den Entschluß zu einer Handlung, die man wohl überlegt, Mittel, Zweck, Absicht und Beweggründe erwogen hat, denn gerade wegen dieser vorausgesetzten Ueberlegung wird man für die Handlung selbst verantwortlich gemacht, und verlangt man von Jedermann Selbstbeherrschung, Besonnenheit und Verstand, damit er sich nicht zu einer That hinreißen läßt in der Aufregung oder in blindem Eifer. Demnach erscheint im Willen nur ein Denken; wenn man nach Grundsätzen handelt, Pläne entwirft, Ziele festsetzt, Mittel auswählt, überlegt und endlich sich entschließt, so sind dies lauter Denkbewegungen. Man vergleicht Gründe und Gegengründe, Zweck und Mittel, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, Folgen und Veranlassung; mithin beschäftigen sich die Denkorgane außerordentlich lebhaft, kreuzen und widersprechen sich die einzelnen Urtheile, ehe man deren Masse in das Gesammturtheil des Entschlusses zusammenfaßt. Man kann sich daraus erklären, daß ein langes

Ueberlegen und Erwägen nicht nur ermüdet und verstimmt, weil man nicht zum Abschluß, zum Gleichgewicht der Urtheile gelangt, sondern auch mit großer Unruhe erfüllt, weil das Hirn in aufregender, heftiger Thätigkeit begriffen ist, so daß man endlich in der Qual der Unruhe rasch einen Entschluß faßt, um der unerträglichen Pein des Zauderns und Erwägens zu entgehn.

Willen ist die Richtung des Denkens auf ein bestimmtes Ziel hin. Es werden alle Ansichten und Erfahrungen zusammengestellt, nach dem Dafür und Dagegen geordnet, der Werth der einzelnen Urtheile mit Bezug auf den gedachten Zweck abgeschätzt, bis eben sich ein Gleichgewicht herstellt, den man Entschluß oder Vorsatz oder Beweggrund nennen kann. Die Hauptrolle bei Willensentscheidungen spielen daher die Beweggründe, zum Willen selbst treibt eine Gemüthsstimmung. Wir sind deshalb auch gewohnt, bei Beurtheilung und Werthschätzung der Handlungen nach den Beweggründen zu forschen und danach die Handlung selbst zu beurtheilen. Im Drama, im Roman und Epos bilden die Motive die Hauptsache, denn sie machen uns die Handlungen nach ihrem Zwecke, Werthe und Folgen verständlich. Aus Mienen, Geberden, und unbeachtet entschlüpften Worten suchen wir den Willen, die Absicht der Menschen zu errathen, da sie uns oft mit Worten über dieselben täuschen möchten. Wir wollen ihren Plan durchschauen, wie sie sich die Urtheile und Maßnahmen zurecht legen, und wissen, daß bei jedem Temperament, bei jedem Charakter gewisse Beweggründe vorwalten und die Entscheidung herbeiführen.

Von welcher Seite man auch den Willen betrachtet, wir erkennen in demselben immer nur Denkbewegungen. Within kann der Willen kein besonderes Seelenvermögen sein, sondern nur eine Richtung des Strebens, welches Gedankenmassen verursachen. Mit dem Streben betreten wir aber das Gebiet der Gefühle und der Gemüthseregungen, in denen der Uranfang des Willens liegt. Wenn unsere Hirnganglien sich mit Gefühlen füllen, d. h. wenn Gedanken als Empfindungen die Denkforgane lebhaft beschäftigen, sie zu ungewöhnlichem Stoffumsatz zwingen, so verändert sich der Span-

nungs- oder Gleichgewichtszustand, der uns zu Lust oder Unlust stimmt, uns in innere Unruhe versetzt, wodurch die Erregung der Ganglien vermehrt wird, bis die Masse der Bewegungen in den Organen eine Ableitung nothwendig macht, die aufgehäuften Kräfte ausgelöst und in andrer Form weiter geleitet werden. Dieses Aufstauen und Zurückfluthen der Gedankenbewegungen empfinden wir als Gefühls- und Gemüths-erregung, welche nothwendig jede Denkhätigkeit begleiten. Wir werden aufgeregt, unruhig, das Blut beginnt rascher oder langsamer zu fließen, Herzschlag und selbst Verdauung gerathen in Mitleidenschaft, der ganze Organismus droht das Gleichgewicht zu verlieren, indem sich einseitig Massen von gleichgearteten Vorstellungen anhäufen und den freien Verlauf der Denkbewegungen hemmen. Es entsteht eine electriche Spannung, wie sie etwa in einer Gewitterwolke sich bildet, und diese muß sich entladen, indem die vorwaltende Gefühlsstimmung und Gedankenmassen anprallen an Zustände der Außenwelt, die uns beengen und in denen wir die Ursache der Erregung erkennen, oder die wir herbeiführen wollen, um die Leere an angenehmen Gefühlen zu füllen. Im Nu geht diese Erregung auf die Bewegungsorgane über, von denen sie nach außen geleitet wird, und wir fühlen uns dann erleichtert.

Im Willen vollzieht sich der Kreislauf des Nervenlebens. Außere Reize wirken auf die Nerven, um sich im Gehirn zu Vorstellungen auszubilden, welche wieder Zustandsgefühle erzeugen und mit diesen in lebhaftes Wechselwirkung treten, bis die zunehmenden Veränderungen die Herstellung des Gleichgewichts nothwendig machen, indem sie die von außen veranlaßten Erregungen auf Muskeln überleiten, in deren Bewegungen die angesammelte Kraft verbraucht wird, in Gliederbewegungen sich bethätigt und in einer Handlung in die Außenwelt zurückgeht. Sinnesindrücke erzeugen Gedanken, diese werden zu Muskelbewegungen, mit denen man die Außenwelt verändern will. Nach der Willensthat tritt das Gleichgewicht wieder hervor, aber man empfindet eine Leere in sich, wodurch die Organe für neue Eindrücke empfänglich werden,

und der Kreislauf beginnt nun von Neuem. Da außerdem jede That ihre Wirkung hat, so bringt sie zurückwirkend neue Eindrücke hervor, sie befriedigt oder läßt unbefriedigt, verändert die Außenwelt und deren Verhältnisse, so daß nun veränderte Umgebungen auf Sinne und Denken Einfluß üben, neue Vorstellungen und Gefühle erzeugen, dadurch wieder zu einer Reaction gegen die Uebermacht der Außenwelt zwingen, so daß der Mensch nie zur ersehnten Ruhe kommt. Daher besteht das menschliche Leben aus einer ununterbrochenen Kette von Handlungen, von denen eine die andre nothwendig zur Folge haben muß, so daß von einem Walten des Zufalls, von Glück u. s. w. nicht die Rede sein kann, weil vielmehr eine erbarmungslose Nothwendigkeit waltet. Wir sprechen von Zufall, Unglück und Glück, weil wir nicht im Stande sind, die Masse von Einwirkungen und Einflüssen zu berechnen, unter denen wir stehn. Wenn ein Sonnenstäubchen in der Luft schwebt, so könnte man berechnen, wenn man alle Umstände wüßte, wann und wo es niedersinken muß, weil es dem Gesetz der Schwere sich nicht entziehen kann. Ebenso wirken Erziehung, Umgang, Lebensweise, Lebenserfahrungen, körperliche Zustände u. s. w. gleich den Kräften der Schwere und Anziehungskraft auf das Denken und Thun, daß man das, was man thut, nothwendig thun mußte. „Jede einzelne Handlung“, sagt Lessing, „wird durch die zur Zeit vorhandenen innerlichen und äußerlichen Bedingungen mit Nothwendigkeit bestimmt; in Folge seiner eigenen Natur, seiner Geistesbildung und Gesinnung, seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung, seiner Neigungen und Angewöhnungen muß der Mensch unter den vorhandenen Umständen in dem besondern Falle immer so handeln, wie er es thut. Seine Verantwortlichkeit für die einzelne Handlung liegt nicht darin, daß er sie in dem Augenblicke hätte unterlassen können, in welchem er sie verübte, sondern vielmehr darin, daß er sich während seines ganzen Lebens nicht hinreichend bemüht hat, die Liebe zum Guten in sich zu befestigen, und die Herrschaft über seine Leidenschaften zu gewinnen. Ob es uns selbst oder einem Andern möglich gewesen

wäre, eine bestimmte Handlung zu einer bestimmten Zeit zu unterlassen, können wir wenigstens nie mit Sicherheit wissen; wohl aber wissen wir mit Gewißheit, daß wir durch ernstes und fortgesetztes Bestreben im Guten und in der Selbstbeherrschung allmählig fortschreiten können.“

Im Willen richtet der Mensch sein Ich auf die Außenwelt, geht aus sich heraus, um das zu verwirklichen, was er für wahr, gut und schön hält; er will auf die Außenwelt einwirken und sie nach den Ideen gestalten, welche er in sich trägt. Dadurch erhebt sich der Wille zu einer Kulturmacht, welche in das weltgeschichtliche Leben maßgebend eingreift. Der Wille wird zur Praxis des Gedachten, er offenbart sich als eine Gedankenrichtung nach außen, die nicht beim bloßen Denken verharret, sondern sich als Gebieterin geltend macht. Nach dieser Seite hin bezeichnet der Wille einen besondern Kreis der Geistesthätigkeit, weil in ihm dem Denken zugleich das Thun beigegeben wird. Im Gemüth erwärmen sich gewissermaßen die Gedanken, da deren Bewegung als Arbeit sich in den Organen anhäuft und einen Theil der Arbeitskraft frei giebt. Daher bedient sich auch die Sprache bildlicher Ausdrücke, indem sie von Wärme der Gefühle, von der Gluth der Begeisterung, vom Feuer des Muthes spricht, wie auch wirklich in den vom Gemüth erregten Organen sich in der That Wärme entwickelt, vielleicht in Folge des beschleunigten Stoffwechsels. Diese Wärme steigert die electricischen Zustände der Molecülen; denn Wundt beweist durch Experimente, „daß die Hemmungen, welche als Widerstände gegen äußere Reize wirken, stets von dem Uebergange positiver Moleculararbeit in negative herrühren: daß durch jeden Reizanstoß nicht nur die positive, sondern nothwendig immer auch die negative Moleculararbeit wird, und daß zur ersten Entstehung von Erregungsarbeit aus Moleculararbeit stets mehr Zeit erforderlich ist, als zur Rückverwandlung positiver in negative Moleculararbeit. Sobald aber einmal der Uebergang in Erregungsarbeit erfolgt ist, so wird in sehr kurzer Zeit ein großer Theil derjenigen Moleculararbeit, welche bei der gegebenen Reizstärke disponibel wird, hierzu aufgebracht. Bei einem gegebenen, durch chemische Zusammensetzung

und Temperatur bestimmten Molecularzustand des Nerven kann das Quantum von Moleculararbeit, welches auf einen einmaligen Reizanstöß für den Uebergang in Erregungsarbeit disponibel wird, einen bestimmten Grenzwert nicht überschreiten. Sobald dagegen der Uebergang erfolgt ist, kann auch von Neuem Moleculararbeit disponibel gemacht werden." Die Gemüths-erregung überträgt ihre Bewegung auf die einmündenden Wurzeln der Bewegungsnerven, welche sie auf die Muskelfasern übertragen, und so entsteht eine Handlung. Je heftiger die Erregung war, um so energischer und ungestümer wird die Muskelbewegung.

16. Der seelische und geistige Willen (Nothwendigkeit, Freiheit, Surechnungsfähigkeit).

Der Wille ist das Streben von der Gegenwart aus in die Zukunft, er beabsichtigt Zustände herzustellen, welche den Vorstellungen entsprechen sollen, daher erkennt man in ihm einen Ausfluß des Egoismus, diesen Urtrieb des Lebens. Im Nervenzustand wurzelt der Wille, weil er als Reaction gegen Veränderungen desselben muß aufgefaßt werden. Daher beherrschen Gefühls- und Gemüthsstimmungen mehr oder minder unseren Willen. Wer übel gelaunt ist, will nicht auf einen Ball gehn, dieses und jenes nicht lesen oder thun, weil er keine Lust (keinen Antrieb) dazu hat, oder er will den Ball besuchen, weil er hofft, dadurch seine üble Laune los zu werden. Temperament und Constitution beeinflussen das Seelenleben, weil sie auf Verdauung und Blutbereitung einwirken, dadurch Nervenstimmungen hervorrufen, welche wiederum Motive zu Handlungen werden. Der Wille offenbart sich überall als Reaction des Gesammtlebens gegen die Außenwelt, seine Art und Richtung entspricht daher stets den äußeren Einflüssen. Da nun das seelische Leben in Wirklichkeit nur das Ergebnis leiblicher Zustände ist, so wird der seelische Wille ganz von diesem bestimmt; es waltet die Naturnothwendigkeit, das Naturgesetz in seiner Strenge.

Wie in den früheren Kapiteln auseinandergesetzt wurde, daß das seelische Leben das rein natürliche ist, in welchem allein Natur-

kräfte walten, so folgt daraus, daß in demselben nur eine unaufhaltsame Naturnothwendigkeit die Thätigkeit des Organismus leitet und im Gange erhält. Es muß unabänderlich eins auf das andre folgen, eins aus dem andern hervorgehn, wie die Logik der Ursache und Wirkung es fordert. Zwar sind wir nicht im Stande, diesen inneren Zusammenhang an jedem einzelnen Falle nachzuweisen, aber wir dürfen doch von vornhinein jene Behauptung aufstellen, weil sie eben ein Naturgesetz enthält. Wenn ein Kind geboren wird, so hat es bereits körperliche und geistige Eigenschaften von den Eltern ererbt, in nicht wenig Fällen sogar die Anlage zu gewissen Krankheiten. Hierzu kommt die tägliche Nahrung, Wartung, Pflege, Luft, Reinlichkeit, Gewöhnung, welche allesammt auf das leibliche und geistige Wachsthum des Kindes Einfluß haben. Weiterhin lernt es sprechen, die Umgebung beobachten, sich Urtheile bilden, und es kommt darauf an, was sich ihm zur Beobachtung darbietet, welche Unterhaltung ihm Mutter und Schwester gewähren, welche Sprache und Denkweise es nachzunehmen hat, was es lieben und hassen lernt u. s. w., und aus allen diesen gegebenen Elementen bildet das Kind seine Gedankenwelt und sein geistiges Ich nach und nach heraus. Kann es da Wunder nehmen, wenn bei gleichen Anlagen der Sohn eines Tagelöhners viel tiefer steht und weit zurückbleibt hinter dem Sohne eines wohlhabenden Grafen, welcher selbst höhere Bildung und Einsicht und noch mehr die Mittel besitzt, seinen Sohn durch tüchtige Lehrer ausbilden zu lassen? In Folge dieser Naturnothwendigkeit behaupten sich die höheren Stände auf einer gewissen Stufe vielseitiger Bildung, weil Haus- und Familienleben dazu fortwährend anregen. Da giebt es schöne Gemälde und Bilder, Sammlungen aller Art, musikalische Unterhaltung, Reisen, feinen Gesellschaftston, Ansammlung von Talenten aller Art, Einsicht in mancherlei Verhältnisse, fertige, wohlherwogene Urtheile, welche die heranwachsende Jugend sich aneignet, ohne es zu wissen. Dagegen trete man in die Wohnung eines wenig bemittelten Handwerkers, wo es knapp hergeht, die Unterhaltung sich nur um das Alltägliche dreht,

wo unreife, verkehrte Ansichten ausgesprochen werden, geschmacklose Bilder die Wände zieren u. s. w., wie kann da eine Kinderseele Anregungen zu edlerem Streben empfangen?

„Wer Kinder mit Aufmerksamkeit betrachtet“, sagt Hecker, „sieht leicht, daß sie von allen Gemüthsregungen der Erwachsenen in ihrer Weise entschieden mit ergriffen werden. Die Weichheit ihres Nervensystems vermittelt in ihnen viel stärkere körperliche Gefühle, und diese wie die geringere Stärke ihres Willens enthalten den Grund, daß sie leichter in Krankheiten verfallen.“

Es ist bekannt, wie tief Klima, Jahres- und Tageszeiten, Wind, Regen, Nebel, Gewitter, Sitten und Gebräuche auf das körperliche und seelische Befinden wirken, so daß der Mensch Manches thut, was er nicht verschuldet hat, denn es offenbaren sich in seinen Handlungen nur die Wirkungen äußerer Einflüsse. Man nennt solche Handlungen Instincthandlungen, wenn sie sich auf die Erhaltung des Lebens und der Nachkommen beziehen, man könnte sie aber auch wie viele andre besser Zwangshandlungen nennen, die man verrichten muß in Folge der Verkettung von Ursache und Wirkung. Wie weit sich bei jedem einzelnen Menschen und in jedem besondern Falle solche Einflüsse als maßgebend geltend machen und etwaige Gegeneinflüsse überwinden, dies liegt vorläufig noch außerhalb der Berechnung. Nur wo es sich um Verbrechen und dessen Strafbarkeit handelt, fragt man Sachkundige um Rath, die aber oft auch ohne leitende Grundsätze urtheilen müssen, weil die Wissenschaft bis jetzt in dieser Beziehung wenig geleistet hat. Dem sei aber wie ihm wolle, so steht doch fest, daß die Seele, so weit sie und da sie von körperlichen Zuständen beherrscht wird, durchaus nicht zur Freiheit gelangen kann, sondern dem Zwange der Nothwendigkeit folgen muß.

Anderß verhält es sich im Gebiete des geistigen Lebens, in welchem selbstgeschaffene und ausgebildete Urtheile und Ansichten im Bewußtsein aufgespeichert wurden und eine eigene Welt bilden, welche der Mensch der Außenwelt entgegen hält, um dieselbe danach zu beurtheilen, abzuschätzen und mit Geisteskraft derselben ent-

gegen zu wirken, wenn es sein muß. Der geistig gebildete Mensch will seine Ansichten geltend machen, daher ist er auf seinen Willen angewiesen, welcher soll durchgesetzt werden. Massen von Urtheilen schließen und ordnen sich im Geiste zu Grundsätzen zusammen derart, daß mehr oder minder viel Urtheile Glieder dieser Urtheilskette werden, indem sie in Beziehung treten zum Kerngedanken, dem sie als Beweise oder als Folgerungen dienen. Je mächtiger die Grundsätze sich ausbilden, um so mehr Einzelansichten treten in die Kette ein, um so mehr verlieren Gegenurtheile an Macht und prallen andre Einflüsse und Anregungen zurück, weil bereits die Organe erfüllt sind von gleichgestimmten Urtheilen. Was auch der Geist an neuer Erkenntniß gewinnt, sie muß sich irgendwie dem Grundsätze anschließen, d. h. wir beurtheilen die Welt von dem Standpunkte des Grundsatzes aus, wobei wir zwar Gefahr laufen, einseitig und parteiisch zu urtheilen, dagegen Uebereinstimmung der Einzelurtheile erlangen. Dem Liberalen sieht die Welt daher anders aus als dem Conservativen, die Ereignisse machen auf ihn andre Eindrücke, rufen andre Urtheile hervor, erwecken oder unterdrücken Hoffnungen, erzeugen andre Gemüthsstimmungen, bis endlich die Ueberfülle dieser geistigen Bewegungen nothwendig zur That treibt, welche natürlich im Sinne des Liberalismus ausfallen wird. Natürlich entstehen durch die Ansichten und Urtheile auch Gemüthsstimmungen, die bald in Gemüthsstimmungen übergehen, so daß auch das Gemüthsleben in den Kreis der Bewegungen hineingezogen wird und sich im Thatendrange Luft schafft.

Betrachtet man das Entstehen der Grundsätze, welche doch stets zu Motiven der Handlungen anwachsen, so erkennt man, daß im Reiche des Geistes allerdings von Freiheit als Selbstbestimmung und bewußtem Wollen die Rede sein kann, wenn auch unter mancherlei Beschränkungen, weil wir bei der Urtheilsbildung beeinflusst werden von der Erziehung, von Personen, denen wir vertrauen, von Schriften, die wir lesen, von der Zeitstimmung und materiellen Verhältnissen, wie z. B. finanziell ruinirte Personen gern Demokraten, Socialisten und Revolutionäre werden.

Fragen wir also zunächst: Was ist Freiheit? Was ist Wahrheit? Darauf giebt es leider keine andre Antwort als etwa die: Gott ist die Wahrheit und Freiheit, die Menschen aber haben nur das Streben nach Wahrheit und Freiheit. Das Wort Freiheit enthuftasirt die Völker; sie bauen Barricaden, verbrennen Paläfte, morden die Feinde der Freiheit und bleiben Slaven ihrer Vorurtheile und Leidenschaften. Die Franzosen proclamirten 1793 auch die Freiheit und erfanden nebenbei die Guillotine. Man schwärmte für Brüderlichkeit und allgemeine Menschenrechte, aber Niemand war dabei sicher, daß ihm der Kopf abgeschlagen wurde. Athen und Rom waren Freistaaten, und die Masse des Volks darbt. Die schweizerischen Freistaaten waren die Urstöße des Fanatismus und des Patrizertums, der Freistaat Venedig brauchte Bleikammern und Dogenpalast, um die Freiheit zu wahren, und die geringste Freiheit gab es innerhalb der absoluten deutschen Bundesstaaten in den Freistädten der Hansa, wo der Geldsack den Werth des Mannes bestimmte, weil der Kaufmann nach Geld Alles abschätzte.

Also was ist Freiheit? Die Philosophen sagen: Selbstbestimmung. Wer ist aber in der Lage der Selbstbestimmung? Nicht der mächtigste, absolute Herrscher bestimmt sich selbst, sondern ihn beherrschen seine Minister, Hofleute und Kammerdiener, ihn beherrschen allgemeine Weltzustände sowie besondere Zeitumstände, eine Menge von Rücksichten und Berechnungen, denen er sich fügen muß. Wo fängt nun seine Selbstbestimmung an? Was aber das Staatsoberhaupt nicht vermag, wie können seine Beamten und Unterthanen freier sein wollen als die gnadenspendende Majestät? Frei ist nur der Proletarier, denn er hat nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, weshalb er der Held der Barricaden wird, sobald man ihn dafür ernährt. Die Evangelischen rühmen sich ihrer Religionsfreiheit, obschon sie glauben müssen, was ihnen die Oberconsistorien als Glaubenswahrheit vorschreiben. Wollen sie von ihrer evangelischen Glaubensfreiheit sonst noch Gebrauch machen, so haben sie sich mit der Polizei aus einander zu setzen und mit dem Gericht abzufinden, welches nicht duldet, daß man gegen die

Lehren der Landeskirche Zweifel erhebt und öffentlich ausspricht. So ein Oberconsistorium ist ja ebenso unfehlbar wie ein katholisches Kirchenoberhaupt. Wer es mit seiner Gewissensfreiheit nicht vereinbar findet, sein Kind auf gewisse Formeln und Bekenntnisse, auf die Abschwörung des Teufels und seiner Werke, auf die Auferstehung des Fleisches und derlei Glaubenswahrheiten taufen zu lassen, kann dies thun, setzt sich aber einer unabsehbaren Menge von Scherereien aus. Schickte Napoleon III. nicht die Männer nach Cayenne, die ihren Eid auf Erhaltung der Republik nicht brechen wollten, und der Welfenkönig von Hannover behandelte 1830 und 1848 als Rebellen und Staatsverbrecher diejenigen, die ihren Eid halten wollten, muthete aber 1866 seinen getreuen Unterthanen zu, sich für ein solches ledernes Hosenregiment zu enthusiasmiren. Aber die kerndeutschen Hannoveraner ließen den englischen Prinzen abziehen und halfen dafür die alten deutschen Herzogthümer Elsaß und Lothringen wieder ans Reich bringen.

Wir müssen uns also den Begriff der Freiheit von der praktischen Seite ansehen. Wenn den Staatsbürgern Freiheiten bewilligt werden, so bestehen diese in gewissen Rechten, welche aber zugleich bestimmte Verpflichtungen in sich schließen. Jede Freiheit ist ein Recht, ein Gesetz, welches für die Freiheit wieder Schranken setzt, damit sie nicht Willkür und persönliches Belieben werde. Ueber dieser Freiheit steht also ein höheres Gesetz, welchem sich der Freie fügen muß. Will Jedermann frei sein, d. h. thun was ihm beliebt, wie man im Alltagsleben sich die Freiheit vorstellt, so giebt es ein großartiges Durcheinander und allgemeinen Streit, weil eine Freiheit die andre in der Ausübung ihrer Freiheit stört. Demnach kann der Begriff der Freiheit nur in der Selbstbeschränkung des eigenen Willens im Interesse der Mitmenschen bestehen, welche auch frei sein wollen. Das Recht Aller wird ausgesprochen in der Sitte, im Herkommen, in der Form des gesellschaftlichen Verkehrs, in Recht und Gesetz. Diesen Mächten muß sich der Mensch anbequemen, welcher frei sein will; wie viel ihm unter so zahlreichen Beschränkungen des persönlichen Willens übrig bleibt zur Selbstbe-

stimmung, das hängt von allgemeinen Kultur- und Staatsverhältnissen ab. Im Allgemeinen besteht die Freiheit darin, freiwillig das zu thun, was man thun muß; wenn dies aus eigener Entschliebung und voller Ueberzeugung geschieht, so ist dieser Gehorsam gegen den allgemeinen Willen der Sitte und des Gesetzes kein Zwang, sondern eine freiwillige That, die man vollbracht hätte, auch wenn sie nicht unter Strafandrohung geboten wäre.

Wenn die Philosophie die Freiheit darstellt als Selbstbestimmung, so hat sie nur eine leere Phrase gesprochen. Ein großer Theil von Menschen besitzt gesetzlich nicht das Recht der Selbstbestimmung, z. B. Unmündige, verheirathete Frauen, Offiziere, katholische Geistliche und Schwachsinnige.

Die Freiheit wird also nur ein Vorrecht für ein gewisses Alter und besondere Stände. Nun gehört aber zur Selbstbestimmung zunächst eine Herrschaft über körperliche und äußere Zustände, welche nur sehr Wenige besitzen, und außerdem noch ein hoher Grad von Bildung, um trotz aller Rathschläge, Ermahnungen, Bitten, Drohungen und Versprechungen Anderer ein eigenes, selbständiges Urtheil zu bewahren. Wie wenig Professoren der Moral und Philosophie haben sich solchen Einflüssen zu entziehen vermocht, Existenz und Wohlbehagen in die Schanze geschlagen! Fichte hat es gethan, der gewaltige willensstarke Mann, als ihn Göthe schulmeistern und demüthigen wollte, denn Göthe war Minister und Fichte blos Professor. Kant fügte sich in die berüchtigten Wöllnerischen Kabinettsordern — aus Weltflucht, Andre wurden zahm und andern Sinnes, als es sich ums liebe Brod handelte. Wo bleibt da die Selbstbestimmung, wenn sie davon abhängt, ob einem der Brodkorb hoch oder ein Orden angehängt wird?

Die Freiheit muß mehr sein als Selbstbestimmung, sie ist Selbstbeschränkung; auch wird nur die Berechtigung dazu angeboren, sie selbst muß mühsam errungen werden, und viele Menschen verwechseln Freiheit mit Willkür. Auch wissen wir sehr wohl, daß die wenigsten Menschen in der Lage sind, das zu thun, was sie wollen, und daß sie nicht selten thun, was sie nicht wollen und

hinterher bereuen. Wir beurtheilen den Willen daher nach den Motiven, welche zur That treiben, weil die Ausführung selbst nicht immer in unserer Gewalt liegt. Daher fragen wir: wie ist dieser oder jener Mann dazu gekommen, dieses oder jenes zu thun? Die Menge pflegt zwar gern nach dem Erfolge zu urtheilen und den schlauen Betrüger z. B. für einen geschickten Menschen zu halten, aber nach kurzer Zeit kommt auch sie dahin, die Thaten der Menschen nach den Grundsätzen abzuschätzen, die sich in ihnen aussprechen. Wenn Jemand seiner Ueberzeugung wegen sich allerlei Verfolgungen und Entbehrungen aussetzt, so wird man dies anfangs sonderbar und eigenfönnig finden, bald aber den Mann achten, der seine Ueberzeugung für werthvoller hält, als äußeren Besitz und Vortheile.

Also in den Grundsätzen liegt die Kraft und das Wesen des Willens, und da jene erst müssen erworben werden und bei den einzelnen Menschen gar verschieden sind an Stärke, Klarheit und Wahrheit, so muß auch die Willenskraft sich ganz individuell ausbilden. Es giebt willensstarke und willensschwache Menschen. Grundsätze nun entwickeln sich aus den mehr oder minder vielseitigen Urtheilen und Ideen, welche man eben in Hauptansichten zusammenfaßt, aus einer Menge von Erfahrungsurtheilen das gemeinsame Urtheil herausfindet und als Summe der Urtheile ausspricht. Grundsätze setzen Denkhätigkeiten voraus und auch bei ihrer Anwendung verlangt man ein richtiges Auffassen des vorliegenden Falles, wie weit er unter jenen oder diesen Grundsatz gehört. Man erwartet ferner vom freien Willen, daß er so wenig wie möglich von Leidenschaften, Gemüthsregungen, Stimmungen und Geföhlen beeinflusst werde, daß vielmehr die Vernunft ungehemmt und ungetrübt zur Geltung komme. Der Wille gestaltet sich daher um zu einer Einwirkung des abstracten Denkens, der unbeeinflussten Vernunft auf die Außenwelt, er ist die praktische Thätigkeitsrichtung des Denkens.

Ob schon man weiß, wie sehr der Wille des Einzelnen von Umständen, Rücksichten und Verhältnissen beeinflusst und gar be-

herrscht wird, so macht man den Menschen doch für seine Handlungen verantwortlich, nicht bloß weil man bei ihm einen freien moralischen Willen und Herrschaft der Vernunft voraussetzt, sondern weil man verlangt, daß er nach Grundsätzen handle und sich vorher wohl überlege, was er zu thun beabsichtigt. Mit Rücksicht auf die Entstehung des Willens macht man den Menschen verantwortlich und rechnet ihm das nicht an, was er unabsichtlich und von irrigen Ansichten geleitet vollbrachte. Zu einer Willensbildung treibt das Gemüth oder ein Gedanke, gewöhnlich beide zugleich. Wir begehren oder verabscheuen etwas, wollen es besitzen oder zurückweisen, oder wir halten etwas für nachtheilig, unrecht, vortheilhaft, nothwendig u. s. w., und nun wird unser Denken zunächst prüfen, ob unser Urtheil oder die Gemüthserregung begründet und mit den Thatfachen übereinstimmend sind. Uebten wir uns wenig im Urtheilen, so kommen wir in Gefahr, die ganze Sache falsch aufzufassen, wie dies stets der Fall zu sein pflegt, wenn uns eine Stimmung beherrscht, so daß wir die Sachlage wie durch ein gefärbtes Glas, d. h. befangen und mit Vorurtheil, betrachten. Ferner forschen wir nach dem Grunde der Erscheinungen, weil wir uns gegen diesen wenden müssen, wenn wir auf die Art und das Wesen der Erscheinung Einfluß gewinnen wollen. Nachdem hat man Zweck und Ziel der beabsichtigten Handlung zu erwägen und endlich Mittel und Folgen der Handlung zu berechnen. Der That geht also eine vielfache Ueberlegung voraus, welche bei wichtigen Handlungen oft lange dauert und die Anlage eines vollständigen Planes nothwendig macht. Endlich soll man die Gründe dafür und dagegen, die Wahl der zu ergreifenden Mittel, deren Zweckmäßigkeit, Geseglichkeit und Ausführbarkeit einer Prüfung unterwerfen, ehe man den Vorsatz zur That und zum endgiltigen Entschluß ge-
deihen läßt.

Eine Handlung setzt zu ihrer Ausführung eine Menge von Gedankenbewegungen voraus, für deren Folgerichtigkeit man den Handelnden verantwortlich macht, weil man von jedem Menschen verlangt, er soll sein Denken ausbilden und in Uebereinstimmung

mit der allgemeinen Denkweise und den Gesetzen als dem allgemeinen Willen bringen, und weil es die Pflicht eines Jeden ist, sich zu beherrschen und wohl zu überlegen, was er thun will und was er thun darf. Insofern darf man die Verantwortlichkeit für ein nothwendiges sittliches Gebot halten, weil der Werth der Handlungen in der Gesinnung und Denkweise liegt, die sich in der Handlung selbst offenbaren.

Moralitätsstatistiker haben nachzuweisen versucht, das gewisse Vergehen in Zahlen und Zeiten sich regelmäßig wiederholen, der Einzelne also nicht verantwortlich ist, sondern einem Naturgesetz unterliegt. Sie verwechseln aber die Wirkung mit der Ursache. Es darf bekanntlich durchaus nicht als ausgemacht angenommen werden, daß unsere Vorstellungen von den Dingen denselben auch wirklich entsprechen, denn die Gedankenurtheile sind unsere eigenen Schöpfungen. Mithin können diese unsere Gedanken in der compacten Masse, in welcher sie zu Grundsätzen verschmelzen, der äußeren Welt hemmend oder fördernd entgegen treten, indem sie unsere Muskulatur und die Wirkung sinnlicher Eindrücke beherrschen. Man kann Hunger und Durst ertragen, Beleidigungen verzeihen, das Leben für Andre wagen u. s. w. wenn unsere Grundsätze so sehr mit unserem Ich verwachsen sind, daß sie die Muskelbewegung leiten. Der Mensch hat daher freien Willen, wenn auch nur innerhalb enger Grenzen und bei Aufwand von Gedankenkraft. Der Trotzige, Verzweifelte, Jornige u. s. w. entwickeln oft große Willenskraft, die insofern die Willensfreiheit beweisen, als der Trotzige seine Ansichten durchzusetzen versucht, was nicht Eigenliebe, sondern feste Ueberzeugung sein kann, daß es unehrenhaft sei, von den Ansichten zu lassen.

Wenn die Moralitätsstatistik eine Regelmäßigkeit der Verbrechen behauptet, so müßte sie auch eine Regelmäßigkeit der Tugenden behaupten. Abgesehen von der anzuzweifelnden Richtigkeit der Thatsachen und Durchschnittszahlen, muß man zunächst beachten, daß, wenn gewisse Handlungen sich regelmäßig wiederholen, regelmäßig auch dieselben Motive eintreten müssen. Kommt zu

gewissen Jahreszeiten eine gewisse Anzahl von Diebstählen vor, so tritt zu diesen Zeiten jedenfalls eine Arbeitsstocung ein und giebt es der Arbeiter zu viel, so daß bei Arbeitsabnahme einige erwerbslos bleiben. Tritt ein solcher Wechsel der Arbeit und Arbeitslosigkeit regelmäßig ein, so werden die Folgen diejenigen zuerst treffen, die nicht genug geistigen Widerstand leisten können oder die geringsten materiellen Mittel besitzen. Daher giebt es auch nur Durchschnittszahlen, welche also die thatsächlichen Verhältnisse nur annähernd ausdrücken. Wie weit Noth und drückende Verhältnisse, mangelhafte Bildung und das Gefühl erlittenen Unrechts auf die Berechnung der Ueberlegung wirken, darüber spricht keine Statistik, und doch wäre dies die Hauptsache. Denn unsere meisten Urtheile empfangen Richtung und Kraft von den Verhältnissen, unter denen wir sie bilden. Nicht jedes falsche Urtheil führt zu Verbrechen, mithin müßte man nachweisen, daß das Verbrechen mit vollem Bewußtsein und Werthschätzung der That vollführt wurde, ehe man den sittlichen Werth oder Unwerth feststellt.

17. Die Arten des Willens und der Charakter.

Man würde über das Wesen des Willens bald klar geworden sein, wenn man die verschiedenen Arten des Willens je nach ihren Motiven unterschieden hätte, denn alsdann würde sich gezeigt haben, daß wir fälschlich manche Handlungen für Willensäußerungen halten, welche es nicht sind, weil man Motive voraussetzt, obgleich jene Handlungen rein mechanisch erfolgen, ohne daß der Handelnde dabei etwas beabsichtigt und bezweckt.

Die erste Art solcher Handlungen nennt man Reflexbewegungen, welche ihre Ursache im Muskelgedächtniß haben, welchem zu Folge ganze Muskelgruppen eine geordnete Bewegung ausführen, wenn sie gewohnt sind, durch irgend einen Reiz in Thätigkeit gesetzt zu werden. Sobald also ein Muskel der Gruppe gereizt wird, so erfolgt ohne Weiteres die gewohnte Bewegung. Man nennt solche

Bewegungen auch Instincthandlungen, welche bekanntlich sehr zweckmäßig sind, obschon jedoch jede Ueberlegung und jeder Entschluß dazu fehlt. Wenn wir sprechen, lesen, schreiben, gehn, vor Schrecken oder Angst laufen u. s. w., so erfolgt der ganze Bewegungsmechanismus von selbst; es kommen uns beim Sprechen die Wörter auf die Zunge, beim Schreiben in die Feder, ohne daß wir zuvor darüber nachgedacht haben. Wenn ein Kranker in Zuckungen liegt, ein Sterbender stöhnt und die Arme in Pausen regelmäßig ausstreckt oder hebt, wenn er in Delirien redet und in Aufregung geräth, so schieben wir solchen Bewegungen einen besondern Willen unter und meinen, daß sie Schmerzensausdrücke sind, obschon der Kranke oft gar nicht weiß, was er thut. Es arbeitet in solchen Reflexbewegungen nur das seelische Gemeingefühl und der Erhaltungstrieb, dessen Dasein wir aus solchen Erscheinungen kennen lernen.

Nicht minder willenlos sind eine Menge von Handlungen, welche wir aus Gewohnheit, oder aus Nachahmung oder in Folge des Temperamentes vollbringen. Sitte und Herkommen beherrschen daher stets einen großen Theil unsrer alltäglichen Gedanken, die sich wie in einem ausgefahrenen Gleise bewegen, so wie irgend ein Anstoß sie anregt. Wir nehmen ohne Weiteres eine Menge von fertigen Urtheilen und Ansichten in uns auf, die wir uns durch Unterricht und Erziehung angeeignet haben, oder welche in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen wir leben, die herrschenden sind, gegen welche wir nicht verstoßen wollen, um nicht für ungebildet zu gelten. Wir haben sie nicht geprüft, sondern ohne Weiteres angenommen und ahmen sie nach, weil wir Auffallendes vermeiden und keinen Anstoß erregen wollen. Hierher gehören nicht nur die Mode mit ihren Thorheiten und ihrem Wechsel, sondern auch Ansichten über Staat, Kirche, Gesellschaft, Recht und Unrecht, denen wir ohne Weiteres vertrauen und uns mechanisch von ihnen bei alltäglichen Handlungen leiten lassen. Sie können nur insofern zu Motiven werden, als wir uns vom Herkommen, von der Sitte und Gewohnheit nicht lossagen wollen. Wir grüßen in gewohnter

Weise, bedienen uns üblicher Redensarten, ohne etwas dabei zu denken, machen Ceremonien mit, ohne über deren Bedeutung besonders nachgedacht zu haben. Selbst die Denkungsweise und Weltanschauung wird mit der Zeit so sehr zur Gewohnheit, daß sie sich zum Nationalcharakter ausprägt, weil sie natürlich auch der Gefühlsweise ein besonderes Gepräge aufdrückt, wie die von der heimathlichen Landschaft gewonnenen Anschauungen zur Temperamentsstimmung sich ausbilden können. Da diese nun wieder zurückwirken auf die Ausbildung der beteiligten Gehirnthteile, so wird es möglich, daß sich bei einem Volke von ausgeprägtem Charakter und ererbter Geistesanlagen auch der Schädel solchen Einflüssen angemessen gestaltet. Wenn in einem Volke die Trunkenheit eine allgemeine Gewohnheit wurde, so erregt sie keinen Anstoß und gilt nicht für unanständig, wie sich denn die Orientalen aus der Vielweiberei kein Gewissen machen und selbst der Despotismus für sie weniger drückend erscheint als Europäern und Nordamerikanern.

Wir kennen die Weltgesetze viel zu wenig, um Einsicht in den inneren Zusammenhang und die Wechselwirkung der Dinge zu gewinnen, obschon wir doch viel Apparate und Methoden erfunden haben, um die sinnliche Welt kennen zu lernen. Wie viel weniger wissen wir von den Gesetzen der Molecularbewegung in den Nerven, von der Bestimmung und Thätigkeit der einzelnen Gehirnthteile! Gern gestehn wir zu, daß äußere Reize unser Nervenleben erregen und wir daraus Vorstellungen und Gedanken bilden, aber noch wagen wir es nicht zuzugestehn, daß das Endergebniß der Menge von äußeren Einflüssen als den Urquellen des geistigen Lebens auf dieses einen entscheidenden Einfluß haben muß, weil das geistige Leben die Wirkung und das Erzeugniß der sinnlichen Welt ist. Werden uns die Folgen dieses Naturgesetzes unbequem, so schieben wir dies einem Schicksal, dem Zufall, dem Glück in die Schuhe, wie der Arzt behauptet, wenn der Kranke in Folge einer ungeeigneten Medicin nicht gesund wird, daß der appetitlose Kranke Diätfehler begangen habe. Die Unwissenheit des Arztes kann nie schuld sein

am Tode des Kranken, sondern nur dieser selbst, und dies mit Recht, denn der Arzt stirbt ja nicht.

Es bleibt bis heute eine streitige Grenzlinie, wie weit der Mensch der unbedingten und unabänderlichen Naturnothwendigkeit unterworfen ist, und welchen Raum er hat zur Selbstbestimmung. Staat und Kirche ziehen sehr enge Schranken; damit dem Menschen die Qual der Wahl erspart bleibe, geben sie Vorschriften und Gesetze, und ich meine, es geschieht dies zu Nutzen und Frommen der ungeheuren Mehrzahl, welche nicht im Stande ist, nach Vernunftgründen zu handeln.

Weil der Mensch unter einer Menge unberechenbarer Einflüsse steht von der Beschaffenheit der Muttermilch an, von der Gemüthsart des Kindermädchens, von der Persönlichkeit des Lehrers, vom Umgang mit Spielkameraden, vom Familienleben, von Beruf, Heimath, Confession und Nation, so bleibt er ein Product dieser Bedingungen, er wird ein Alltagsmensch, und nur Wenige begünstigt die Lebensstellung oder Lebenserfahrung, daß sie Originalmensen werden, die nach festen Grundsätzen handeln. Solche wirkliche Menschen nennt man Charaktere, welche freilich oft ein Leben voll peinlicher Collisionen durchmachen müssen und den Alltagsmensen nicht selten als Sonderlinge in die Quere kommen, um sie aus der süßen Gewohnheit des Philistertums aufzustören. Die Schule bemüht sich erfolglos, der Jugend zur Charakterbildung zu verhelfen, so daß man im praktischen Leben froh ist, mitunter einmal einem Mann von Charakter zu begegnen. Wie kann man denn ein weiches Jugendgehirn ausbilden wollen zur unnachgiebigen Härte eines Charakters, welcher seiner Grundsätze wegen den Kampf mit der Welt nicht scheut, sich verfolgen und verlästern läßt von den Alltagsmensen in der Ueberzeugung, die fortgeschrittene Nachwelt wird ihn als Vorkämpfer und Märtyrer verehren und — ein Denkmal setzen.

Instinctiv verlangt das Volksbewußtsein, daß der Mann, namentlich der aus den höheren Ständen, von denen man Unabhängigkeit der materiellen Existenz voraussetzen darf, Charakter

habe, und man meint damit jene Rücksichtslosigkeit gegen äußere Verhältnisse, in deren Folge er nur seinen Grundsätzen und Lebensregeln gemäß handelt. Um Charakter zu haben, bedarf man einer höheren Bildung, welche dazu verhilft, in der Masse der Einzelheiten das allgemeine Gesetz zu finden, Neben- und Hauptsache zu unterscheiden und die höheren sittlichen Gesetze zu erkennen, welche dann so sehr zur Gemüthsache werden, daß sie die Handlungsweise bestimmen. Wer bei jedem einzelnen Falle grade nach Laune und Belieben handelt, gilt für eigenfinnig, wer einer rein persönlichen Denkwegsweise folgt, ohne auf die allgemeine Denkwegsweise Rücksicht zu nehmen, heißt ein Sonderling und verfällt dem allgemeinen Gespött. Der Mann von Charakter dagegen hat sich unter Mühe und Arbeit eine festabgeschlossene, in sich abgerundete, consequente Weltanschauung herausgebildet, beurtheilt die Welt und ihre wechselnden Erscheinungen von einem festen Standpunkte aus, den er für den allein berechtigten hält, und gewann dadurch, daß er alles Wissen, alle Erfahrungen und Ideen in diesem Punkte ansammelte, eine solche plastische Form der inneren Persönlichkeit, daß er als etwas Fertiges, als in sich wohlgeordneter Ideenorganismus der Außenwelt gegenübertritt. Wegen dieser Gedrungenheit des geistigen Wesens, der festen Verkittung der Ideen und Gemüthszustände, dieser Harmonie des Denkens, Empfindens und Handelns erweckt der Charakter Achtung. Er erscheint wie eine höhere Autorität, welcher sich die schwächer und loser organisirten Geister bereitwillig unterwerfen oder sich ihm widersetzen, wenn er sie aus der Schläffheit der Gewohnheit herausrütteln will.

Charaktere sind fertige Menschen, wie aus Stahl gegossen, an denen der Strudel der Tagesereignisse machtlos brandet, die selbst im Sturm der Weltbegebenheiten aufrecht stehn und weltgeschichtliche Thaten vollbringen. Friedrich II., Luther, Peter I., Fichte, Napoleon I., Blücher, York waren solche siegreiche Charaktere, wie Huß, Hutten, Pombal, Struensee, Karl I. und II. von England, Gustav IV. als erliegende Charaktere in der Weltgeschichte auftreten. Dramatiker und Epiker verweilen gern bei der Dar-

stellung von Charakteren, weil man in ihnen das Edelste der Menschheit verehrt, Männer nemlich, welche ihre Ueberzeugung und Ideen zusammen ballten zu einem eisen- und sturmfesten Willen, dessen Recht und Berechtigung sie der Welt gegenüber zur Geltung zu bringen suchten. Dabei verfallen sie, wenn sie persönliche Ansichten, Launen und Neigungen zu allgemeinen erheben wollen, leicht in Willkür, Despotismus, Eigensinn und Troß. Bekanntlich verlor Friedrich II. mehrere Schlachten aus Eigensinn, weil er gewohnt war, klüger und entschlossener zu sein als seine Generale. Vertraut der Charaktermensch zu sehr auf seine geistige Ueberlegenheit, so wird er waghalsig, erkennt er im Unglück nicht die Folgen seiner eigenen Fehler, so wird seine ungeläuterte Willenskraft zum Troß.

Wenn man Charaktere verehrt, so geht man von der Ueberzeugung aus, daß der Charaktermensch das Bessere und Wahre erkannt hat, daß er frei ist von Selbstsucht und nur den Sieg des Wahren und Rechten, den Fortschritt zum Besseren will, daß er für höhere Ideen mit seiner Persönlichkeit eintritt und daher ein Markstein für die weltgeschichtliche Entwicklung wird. Wo dieser ideale Inhalt fehlt, wo das Verkehrte, Lebensunfähige und Geistverlassene soll erhalten werden, da erkennt man den Charakter nicht mehr nach seinem Werthe an, man hält ihn für eine Art von Wahnsinn. Den Charakter bildet also die Summe aufgeklärter, zeitgemäßer Ansichten, geläuterter idealer Grundsätze, welche zu Motiven für Handlungen werden, und auf welche weder Stimmungen, noch Gemüthseregungen, noch Ereignisse irgend welchen Einfluß gewinnen. Dies ist der ideale Charakter. Weil aber jedem Menschen mehr oder weniger Einseitiges und Irthümliches anhaftet, so kann auch der Gedankengehalt des Charakters ein wahrheitsarmer sein, trotzdem bewahrt der Irrende den Ruhm Charaktermensch zu sein, sobald er unbedenklich nur seinen Grundsätzen folgt. In dieser Beziehung ist er ein freier Mensch, weil er seinen Willen selbst bestimmt, welchen äußere und innere Zustände nicht beeinflussen. Man vergleiche einen Bismarck mit Thiers, einen Schleiermacher mit einem Marbeinecke, einen Uhlich mit einem ohrfeigenden Berliner Oberconsistorialrath!

18. Der individuelle Willen (Willkür, Despotismus).

Im Charakter bildet sich der Wille zur Persönlichkeit aus, in ihm erscheint der ganze innere Mensch in der Kraft seines Denkens und Strebens, nimmt er feste Stellung der Außenwelt und den Mitmenschen gegenüber. Im Charakter schließt der einzelne Mensch seine Vollendung ab, denn weiter kann er es nicht bringen als dahin, Charakter zu sein, weshalb man auch vor dem Charakter Achtung hat und weiß, daß sich an demselben nichts ändern läßt, man vielmehr mit ihm abrechnen muß, wenn man mit ihm fertig werden will.

Wenige Menschen bringen es bis zum Charakter, weil er einen hohen Grad von Bildung und eine gewisse unabhängige Stellung in der Gesellschaft voraussetzt. Wie in Betreff ihrer geistigen Fähigkeiten im Allgemeinen bringen es die Menschen insbesondere im Reiche des Willens zu verschiedenen Stufen der Entwicklung. Die meisten folgen dem individuellen Willen und halten Willkür für Willensfreiheit, Andre unterwerfen sich den Vorschriften des allgemeinen Willens, wie er sich im Gesetz ausspricht, weil sie Collisionen vermeiden wollen; nur Wenige gelangen zu jener Kraft der Selbstbeschränkung des eigenen Willens, daß sie das Gute und Gerechte thun, weil die Idee sie befriedigt und weil sie das Gute seiner selbst wegen lieben. In jeder dieser drei Abstufungen können Charaktere sich entwickeln, wie es denn boshafte, sittlich verworfene Charaktermenschen giebt.

Indem der Mensch sein Ich der Außenwelt gegenüberstellt und seinen Willen geltend machen will, ohne die Berechtigung anderer Willen zu berücksichtigen, verfährt er egoistisch und beweist damit die Engherzigkeit seines Bewußtseins. Insofern er bei seinen Handlungen kein anderes Motiv anerkennt als sein Ich mit seinen Stimmungen, Launen, Ansichten und Begehrungen, verfährt er beliebig und willkürlich; er handelt in diesem Falle so, in einem andern ähnlichen aber ganz anders, weil seine Interessen sich unter-

deffen verändert haben oder seine Stimmung umschlug. Heute lobt und verehrt er einen Mitbürger, bei nächster Gelegenheit haßt und verfolgt er denselben. Mann nennt eine solche regellose, wechselnde Stimmung eine launenhafte, welche ihren Grund in körperlichen Zuständen oder in dem haltlosen Schwanken der Ansichten hat. Geht die Laune zur That über, so wird sie Belieben und Willkür, welche sich keinem allgemeinen Gesetz unterwerfen will und die Consequenz leitender Grundsätze als Beschränkung des Willens zurückweist. Die meisten Menschen sehen aber in der Willkür das Wesen der Freiheit, welche sie für gleichbedeutend halten mit Ungebundenheit, die da thun kann, was sie will. Beherrscht diese Willkür das ganze Staatsleben, so erscheint sie in der Form des Despotismus, welchen ein Einzelner, aber auch eine Partei oder die große Masse ausüben können im Terrorismus, welcher bei jeder Revolution zum Vorschein kommt und oft genug das Gute und den lohnenden Erfolg unterdrückt, den eine Revolution unter Umständen haben kann.

Willkür und Despotismus bezeugen den Mangel an tieferer Bildung, an umfassenden Urtheilen, an geseglichem Sinne und bezeugen ein Mißverständniß der sittlich veredelnden Aufgaben der Menschheit, des Zweckes der Gesellschaft. Jene Staaten gelangten daher zu dauernder Macht und brachten Segen über die Menschheit, in denen gesetzliche Ordnung so mächtig waltete, daß die Willkür nicht aufkommen konnte. Als diese Raum gewann in der altgriechischen und altrömischen Republik, begann deren Kulturmacht abzunehmen; selbst Kunst und Wissenschaft entsagten den strengen Regeln der Form, es drängte sich der persönliche Geschmack, Liebhaberei und Künstelei ein und führte zur Entartung, wie die Willkür der Volksversammlungen den Bürgerkrieg zur Folge hatten und dauernd machten.

In der Willkür spricht sich das Subjective als maßgebend aus, in ihr schwindet die Achtung vor dem Gesetz als dem allgemeinen Willen; so wird die Willkür inhaltsarm an Wahrheit und Gerechtigkeit, sie geräth in Kampf mit dem Bestehenden, wobei sie sich

oft bis zum Trog und zur Tollkühnheit steigert, und löst die menschliche Gesellschaft in Atome auf. Um sie zu beschränken, wurden die Menschen gezwungen, in der Familie, Gemeinden, Genossenschaften und Ständen gemeinsame Gesetze und Ordnungen aufzustellen, deren Aufrechterhaltung Vorstehern und Richtern übertragen wurde. Denn da die Willkür außerhalb des Gesetzes, der Sitte und der Pflicht sich stellt, fordert sie die Benachtheiligten zum Widerstande heraus, erschüttert und beunruhigt das Gemeinwesen und läßt dasselbe nicht zur naturgemäßen Entwicklung gelangen. Die Willkür hemmt den gesetzlichen Fortschritt, die Ausbildung der Erfahrungen zu allgemeinen Ansichten und Gesamtturtheilen, wie sie im Gesetz ausgesprochen werden, und hält den Willkürlichen auf der Stufe seelischer Triebe und Stimmungen fest.

Zu Betreff des Begriffs der Willkür stehen sich das gebildete Bewußtsein und der Volksglaube schroff gegenüber; die Gebildeten behaupten, der Wille bestehe in der Selbstbestimmung, was so viel heißen soll als in der eigenen Entschliesung. Wird diese aber herbeigeführt von äußeren Umständen, von Stimmungen und Erregungen, so herrscht die Nothwendigkeit mit ihrem Zwange, nicht aber der Wille, welcher nur die Erscheinungsform des Zwanges ist. Der Gebildete verlangt, daß man sich der Nothwendigkeit fügen muß, um frei zu sein, indem man ihre Forderung zum Inhalt eines Entschlusses macht. Der Volksglaube steht aber in der Nothwendigkeit das Gegentheil des Willens, welchen er instinctiv für gleichbedeutend hält mit freiem Willen, obschon streng genommen auch ein erzwungener Wille doch ein Wille bleibt, sobald er eine Handlung ausführt.

Der Begriff der Willkür giebt daher Veranlassung, diese Frage zu beantworten, weil die Willkür sich lossagt von der Nothwendigkeit, nicht nach gewohnten vernünftigen Motiven handelt, sondern nach persönlichem, augenblicklichem Belieben. Denken wir uns, es begegnet ein Bauer dem Gutsherrn. Die Sitte verlangt, daß er denselben grüßt. Der Bauer hat aber dazu gerade keine Lust, er ist vielleicht vom Weine stark angeheitert und dünkt sich

für eben so vornehm wie der Gutsherr, oder er ward von demselben beleidigt oder verachtet ihn wegen seines gemeinen Charakters. Er grüßt nicht und verlegt damit die Sitte. Indem er bei dieser Unterlassung Motiven folgt, handelt er mit seinem Denken in Uebereinstimmung, beweist also Willenskraft. Jene Motive werden für ihn zwar ein Zwang, aber ein Zwang, den er sich selbst anlegt, weil seine Urtheile ihn dazu bestimmen. Wenn Jemandem in einer anständigen Gesellschaft einfällt zu pfeifen, so verstößt er gegen den guten Ton, er folgt seiner Laune und wird dafür aus dem Zimmer gewiesen. Seine Laune beherrschte ihn und sein Anstandsgefühl war nicht stark genug, die Laune niederzuhalten; er folgte ihrem Zwange. Aber die Laune war seine Laune, er verspricht sich einen Genuß, wenn er pfeift, und will sich auf seine Weise vergnügen. Mithin folgt er eigenen Beweggründen und offenbart seinen Willen. Wenn ein Beamter eine verdächtige Person ohne weitere Untersuchung festnehmen und gefangen setzen läßt, so verübt er eine strafbare Willkür; aber er geht von der Ueberzeugung aus, jene Person hat Strafbares begangen, Verbrecher suchen sich durch Lügen und Ausflüchte zu retten, denen man aber keinen Glauben schenken darf, mithin muß der Verdächtige festgehalten werden, damit ihm sein Recht geschieht, der Beamte nicht etwa für nachlässig gilt, und der Strafbare ihn auslacht. In der Willkür liegen also viel an sich ehrenwerthe Motive, die nur auf falschem Urtheile und Voreingenommenheit beruhen. Es kann aber auch sein, daß jener Beamte oft mit schlauen, verstockten Verbrechern zu thun hatte und daher mißtrauisch geworden ist, oder daß er vorher großen Verdruß gehabt hat, so daß er sich bei seinem Verfahren allerdings übereilte, aber es motiviren kann.

Die Willkür verwandelt sich daher in einen verkehrten Willen, aber Willen bleibt sie trotzdem. Da nun jeder Willensact Beweggründe als Ursache voraussetzt, mithin ohne dieselbe gar nicht denkbar und möglich ist, so darf man dem Menschen den Willen und die Willensfreiheit nicht absprechen. Die Motive können unvernünftige, zufällige sein, aber im Willen kommen ja nur Motive

zum Vorschein. Wenn Jemand gezwungen wird, Räubern sein Geld zu übergeben, um sein Leben zu retten, so ward ihm zwar Gewalt angethan, aber er hat sich doch zur Herausgabe entschlossen, weil ihm sein Leben lieber ist als das Geld. Vor Gericht hat ein erzwungener Wille keine Gültigkeit, aber die Handlung selbst bleibt von psychologischem Standpunkte aus ein Willensact, denn es stand dem Beraubten frei, sich zu wehren oder nichts herzugeben. Die Wahl war ihm überlassen und er hat entschieden, indem er den geringeren Schaden vorzog. Wenn Jemand sich selbst umbringt, so bringen ihn Gemüthserschütterungen oder äußere Verhältnisse dazu; aber vorher überlegt er die That, erwägt noch einmal die obwaltenden Umstände, sieht sich rettungslos verloren und dann bereitet er mit Ueberlegung die That vor. Mithin handelt er mit Vorsatz und ist verantwortlich, wenn sich auch mehr oder minder viel Entschuldigungsgründe vorbringen lassen.

Wir scheint es daher ein logischer Fehlschluß, die Freiheit des menschlichen Willens deshalb zu leugnen, weil sie von Motiven hervorgerufen, also von einer vorübergehenden Ursache abhängig ist, auf welche sie keinen Einfluß ausüben kann. Damit der Wille entstehe, bedarf er der Motive, der Anregung, welche mithin zu seinem Begriff, zu seinem Wesen gehört, und ohne welche er selbst nicht dasein kann. Gewöhnlich hat eine That eine andre zur Folge, welche dann zu einer dritten, vierten u. s. w. zwingt. Diese Folgen kann man selten berechnen, und daher sieht man sich oft durch eine erste That zu andern gezwungen. Es hört die Wahl auf, aber trotzdem muß man sich zu den Consequenzen der ersten That entschließen, was in der Absicht geschieht, aus dem Zwange der Verhältnisse herauszukommen und die Consequenzen aufhören zu machen. Es walten auch hier Motive, man überlegt, setzt sich Zwecke und ist demnach für diese Wahl und den Entschluß verantwortlich. Der Charakter übernimmt diese Folgen, er will das Schicksal lenken und wird dadurch tragischer Charakter: (Macbeth, Cäsar, Wallenstein, Posa).

19. Der sich beschränkende Willen (Sitte, Gesetz und Pflicht.)

Die Willkür, dem Egoismus entspringend, bezeichnet die niedrigste Stufe des Willens, wie er im ganzen Thierreiche vorherrscht, sie ist die schroffe Entgegensetzung des Ich gegen die Außenwelt, welche dem Ich sich unterordnen soll. Höher steht der sich beschränkende Wille, welcher sich Pflichten und Gehorsam auferlegt, der Willkür entsagt, weil er in andern Menschen gleichberechtigte Wesen anerkennt, deren er bedarf. Aristoteles nennt den Menschen ein geselliges Thier, weil er sich an seines Gleichen anschließt, um sich besser schützen zu können. Bei fortschreitender Bildung erkennt er den Nutzen des Beisammenseins und legt sich mancherlei Beschränkungen auf, um jenes Beisammenleben zu ermöglichen. Bei den Urmenschen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit mochte es Sitte sein, wie heute noch bei den Indianern, daß der Starke über die Schwachen herrschte, diese dagegen aber auch gegen andre Starke schützte, wogegen sie ihm andre Dienste erweisen mußten. Es entstand also ein gegenseitiges Verhältniß und mit demselben Pflichten und Rechte. Schon in der Urfamilie hat sich dieses entwickelt, weil es in der Natur der Sache liegt. Die Urbedeutung der Ausdrücke von Vater, Mutter, Sohn, Tochter u. s. w. deuten auf die Pflicht hin, welche jedes Familienmitglied zu erfüllen hatte. Der Vater war Brodgeber und Schützer, die Mutter die Säugerin, der Sohn der Hirt, die Tochter die Messerin u. s. w., wie die Etymologie im Sanskrit nachweist. Weil man bei der Arbeitstheilung einander bedurfte, mußte man sich gegenseitig schützen und für die verlangten Leistungen gewisse Rechte zugestehn. Jedes Recht, welches man einem Andern einräumt, legt dem Bewilligenden gewisse Pflichten auf, er darf nun bei gewissen Fällen nicht mehr thun, was ihm beliebt, sondern was er thun muß. In diesem Muß liegt die Beschränkung seiner Willkür, und da der Mensch mit andern Menschen zusammen lebt, so beginnt damit auch der erste Schritt zur sittlichen Ausbildung, indem er seinen Willen beschränkt, darin aber keinen Zwang sieht, sondern eine nützliche

Nothwendigkeit, welche naturgemäß aus den Verhältnissen entspringt. In je mehr Verhältnisse die Menschen zu einander treten, wenn sie Eigenthum haben wollen, welches Andre achten müssen, wenn sie neben einander wohnen wollen, weil dies mancherlei Vortheile bringt, wenn sie Jagden und Kriege gemeinsam ausführen wollen u. s. w., um so mehr Pflichten und Selbstbeschränkungen werden auferlegt. Wächst die Familie zur Gemeinde, diese zum Stamm und Staate an, so werden der Wechselverhältnisse mehr, das gemeinsame Interesse des Gemeinwohls verlangt strengere Beschränkung des Beliebens und macht Förderung der Wohlfahrt Aller zur ersten Pflicht jedes Einzelnen, der sogar die Pflicht hat, dem allgemeinen Besten sich zu opfern.

Jenes Uebereinkommen über die gegenseitigen Pflichten und Rechte bildete sich zur Sitte aus, welche später in der Form von Gesetzen ausgesprochen wurde. Daher hielten die Staaten zur Zeit ihres Entstehens so streng auf die Beobachtung der Sitte, weil sich in ihnen der allgemeine Wille, das Gemeinsame offenbarte gegenüber dem Einzelwillen. Diese Beschränkung mag als eine Last, als ein Zwang erscheinen, so lange man in der Ungebundenheit seine Befriedigung findet; aber für die Veredelung des Menschen wird sie ein herrliches Erziehungsmittel. Wer der Sitte und dem Gesetz gehorcht, erkennt damit an, daß das Ganze das Höherstehende ist, daß im Bestehen des Ganzen auch die eigene Existenz, das eigene Wohlbefinden gesichert werden, und daß das Gemüth an Inhalt und Wahrheit gewinnt, wenn es sich zu Gemeinfinn, zur Familienliebe, zum Volksbewußtsein erhebt. In jeder Gesellschaft wie in jedem Staate fallen Einzelne auf die niedrige Stufe der Willkür zurück, gegen welche das Gesetz daher Strafe verhängt zum Beweise, daß das Gesamtbewußtsein solche Verletzung des allgemeinen Willens nicht duldet. Die meisten Menschen pflegen ihre Pflicht aus Gewohnheit oder aus Furcht vor der Strafe zu erfüllen und erlauben sich, das Gesetz zu überschreiten, wenn sie voraussetzen, daß sie dabei nicht erwischt werden. Aber der wirklich Gebildete erkennt im Gesetz seinen eigenen Schutz an,

da es Andre verhindert, die Rechte und den Willen der Betheiligten zu beschränken. Die Deutschen nannten vor Zeiten daher ihre Gesetze Freiheiten, weil sie dadurch befreit werden von den Eingriffen der Willkür, mithin von ihren Rechten Gebrauch machen können, und weil der Mensch dadurch erst frei wird, wenn er im Nebenmenschen die Freiheit anerkennt und sie schützt.

Der Absolutismus besaß den Feudalrechten gegenüber ein höheres Recht insofern, als er das Staatsganze vertrat den Ständen, Provinzen und Gemeinden gegenüber, und darin lag seine siegreiche Macht, daß er Alle gegen bevorrechtete Einzelne schützte. Als er aber zu Willkür ausartete und seinen persönlichen Willen ausgab für den Staatswillen, da erfolgte eine Reaction, die ihn zu Reformen zwang, oder zur Revolution anwuchs, wenn er Reformen versagte. Je mehr sich der Einzelne der Förderung des Gemeinwohls hingiebt, um so mehr gewinnt er an sittlicher Kraft. Denn sein Gemüth wird erweitert, indem es Interesse und Freude hat am Gemeinwohl, seine Gedanken wachsen an zu Ideen, indem er das Gemeinsame, das allgemein Berechtigte Gute und Wahre erforschen und eine Menge von Verhältnissen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen muß, und indem die Liebe zum Ganzen den Egoismus von der Seele streift, er selbst in dem Ganzen eine Idee verkörpert sieht und im Mitleben in dieser Idee die wahre, die ideale Bestimmung des Ich empfindet.

Die Pflicht befreit vom Egoismus, indem sie den persönlichen Willen einem höheren Willen unterordnet, und in diesem Gehorsame im Dienste eines höheren Zweckes liegt das bildende, veredelnde Element des Gehorsams. Wenn man also im Gehorsam gegen die Gebote der Pflicht eine Weiterentwicklung des Willens erkennt, so läßt sich von der andern Seite nicht leugnen, daß in der Pflicht ein Zwang liegt und daß im Gehorsam sich ein Egoismus verbirgt. Es giebt eine Menge von Pflichten, welche man befolgen muß, die aber entweder veraltet und vom Herkommen überliefert sind, dem Zeitbewußtsein nicht entsprechen, oder welche nicht den allgemeinen Willen enthalten, sondern nur die Meinungen engerer

Kreife. Man denke nur an die Steuer- und Zollgesetze, an Preß- und Prozeßgesetze, an Polizeivorschriften, Paßscherereien, Wanderbücher, Tauf- und Confirmationscheine und andre Apparate der Vielschreiberei der Verwaltungsbehörden. Man denke an das Militärwesen und Kriegführung, wobei der Soldat sein Leben dem Offiziere anvertrauen muß. Wie manche Schlacht ist schon verloren, ehe ein Schuß fällt, weil die Aufstellung, ja weil von vorn herein der Aufmarsch des Heeres verkehrt bewerkstelligt sind. Trotzdem muß der Soldat kämpfen, bis ihm der Rückzug erlaubt wird, wenn er nicht zuvor schon davongelaufen ist. Aber die Pflicht verlangt, daß er steht und nur auf Kommando handelt. Die Pflicht gebietet, die Steuer- und Zollgesetze zu beobachten, auch wenn sie ungerecht und nur hinter dem grünen Tische ausgedacht sind und den Verkehrsverhältnissen nicht entsprechen. Die Pflicht bleibt ein Zwang, welchen man sich anlegen muß. Bei der Ausübung der Pflicht ist das Herz nicht dabei, Herz und Verstand stimmen wohl gar dagegen, aber man erkennt, daß man sich Noth und Strafe zuzieht, wenn man die Pflicht nicht erfüllt, und um sich keinen Schaden auf den Hals zu ziehn, fügt man sich in das Unabänderliche. Es kann daher unter Umständen die Pflichterfüllung geradezu demoralisiren, indem man gegen Ueberzeugung handeln muß, um die materielle Existenz nicht in die Schanze zu schlagen.

Die Pflichterfüllung bleibt nur die Vorübung zum wahrhaft sittlichen Handeln, aber sie ist noch nicht die ideale Sittlichkeit selbst; hat man die Pflicht erfüllt, so hört die Verantwortlichkeit auf, auch wenn man in sich die Ueberzeugung trägt, daß Unrecht geschehen ist. Man muß dem Gesetz Genüge leisten und darf sich nicht damit rechtfertigen, daß das Gesetz ungerecht ist. Daß aber Gesetze ungerecht sein können, das beweisen die Verhandlungen der Parlamente jedes Landes, weshalb man die Gesetze verbessern muß. In manchen freien Staaten findet man es sogar strafwürdig, wenn ein Beamter öffentlich behauptet, daß die Gesetze den obwaltenden Verhältnissen nicht entsprechen.

Wer seine Pflicht erfüllt, gilt für gewissenhaft; Niemand fragt danach, ob der Pflichtgetreue nicht etwa gegen sein Gewissen handelte, um sich Verdrießlichkeiten zu ersparen. Die Pflicht verlangt die getreue Befolgung des vorgeschriebenen Gesetzes, und wer dies thut, handelt pflichtgetreu, wenn er auch nur deshalb das Gesetz erfüllte, um nicht bestraft zu werden oder um sich irgendwelche Vortheile zu verschaffen. Den Egoismus verdrängt die Pflicht nicht, sie drängt ihn bloß zurück und maskirt ihn, denn sie fragt nicht nach der Gesinnung, nicht nach der inneren gemüthvollen Betheiligung an der Handlung; es herrscht bei ihr eben der Buchstabe, nicht die Gesinnung. Jeder gesellschaftliche Verein legt seinen Mitgliedern Pflichten auf und begnügt sich, wenn dieselben nicht verletzt werden. Umgeht man dieselben, so entsteht schon die Frage, ob man deshalb strafbar wird. Ein solcher Zweifel kann nur deshalb entstehn, weil man auf die Gesinnung wenig Gewicht legt. Man spottet oft genug im bürgerlichen Leben, daß diejenigen mit Auszeichnungen belohnt werden, welche eben nur ihre Pflicht gethan haben.

Wenn es unbestreitbar Aufgabe der Menschheit ist, sich zum freien Willen, zur Freiheit empor zu arbeiten, so kann die bloße Pflichterfüllung nicht genügen, weil sie die Gesinnung außer Acht läßt. Es muß also eine höhere Stufe geben, und dies ist der sittliche Wille, das Gewissen, die Tugend.

20. Der sittliche Willen (Tugend und Humanität).

Die Pflicht bezeichnet als Gegensatz zur Willkür einen höheren Standpunkt, denn sie erhält dadurch einen sittlichen Gehalt, daß sie die Willkür ausschließt und dem allgemeinen Willen sich unterwirft. Dagegen haftet an ihr insofern noch Einseitigkeit, als sie ein Zwang ist, welcher um so drückender werden kann, wenn das als Pflicht Auserlegte entweder mit der eigenen Ueberzeugung nicht übereinstimmt oder wohl gar den herrschenden Zeitanfichten nicht entspricht. Es kann der Fall eintreten, daß Jemand nicht mit allen Lehren und Vorschriften seiner Confession einverstanden ist.

Was soll er thun? Deffentliches Aergerniß will er nicht geben, aus der Kirche auszutreten verbieten ihm mancherlei Rücksichten. Wie hilft er sich? Er thut äußerlich seine Pflicht, damit man ihm nichts anhaben kann, und denkt innerlich was er will. Er gewöhnt sich, ohne es zu beabsichtigen, ans Heucheln, an Gefinnungslosigkeit, schätzt äußere Vortheile für höher als die Wahrheit vor sich selbst. Wenn er sein geistiges Zerrbild im Spiegel vor sich sehn könnte, würde er vor sich selbst erschrecken; aber zum Glück ist ein solcher Spiegel noch nicht erfunden. Wie nun, wenn Jemand, in einem monarchischen Staate lebend, die Republik für die bessere Staatsform hält? Deffentlich darf er dies nicht aussprechen, wenn er nicht dem Gericht in die Hände fallen will; zum Auswandern fehlen ihm die Geldmittel, Ruth und Lust, denn er will sein Vaterland nicht verlassen, und nun muß er vielleicht für die Monarchie gegen die Republik in den Kampf ziehn. Soll er desertiren? Das wäre ein Bruch des Fahneneides. Er thut also seine Pflicht, führt Befoblenes aus, kämpft aber ohne Begeisterung. Ein Beamter weiß, daß sein Vorgesetzter ein unfähiger, ungerechter, gemeiner und gar bestechlicher Mann ist, welchem er die Achtung versagen muß. Dennoch verlangt die Pflicht, daß er gehorcht, schweigt — denn des Denuncirens schämt er sich; auch fehlen ausreichende Beweismittel — und gratulirt zum Namenstage, um sich das Wohlwollen des Vorgesetzten zu erhalten. Seine Pflicht wäre es, wird man sagen, der betreffenden Oberbehörde Anzeige zu machen. Gut, dann muß er denunciren, weiß aber, daß der Angeklagte auf gutem Fuße mit der Oberbehörde steht, daß Beweise schwer aufzutreiben und mancherlei Zeugen nothwendig sind, die aber ihre guten Gründe haben, sich unwissend zu stellen. Der ehrliche Beamte läuft also Gefahr, als Verleumder entlassen zu werden. Um dies zu vermeiden, thut er seine Pflicht, er heuchelt Anhänglichkeit und Achtung, weil es die Sitte so verlangt, und vermünscht im Herzen seine eigene peinliche Lage.

Es muß demnach einen höheren Standpunkt des Denkens und Handelns geben, von welchem aus der Mensch sich von allen

äußeren Einflüssen befreien, zur Harmonie mit sich selbst gelangen kann, damit er zum wirklich freien Willen gelangt, welchem die Pflichterfüllung nicht mehr Zwang bleibt, sondern die Befriedigung des Gemüths. Dies erreicht er, wenn er mit inniger Hingabe sein Leben den edlen hohen Aufgaben widmet und den wahren Lohn für sein Thun und Leiden in dem Bewußtsein findet, das Gute des Guten wegen gethan, sich deshalb Mühen und Unannehmlichkeiten unterzogen zu haben. Ihn treibt als Motiv die sein Gemüth erfüllende Ueberzeugung, daß jeder Mensch zunächst und zum meist dem Wohl seiner Mitmenschen sich widmen, den Fortschritt unterstützen, das Schlechte und Gemeine bekämpfen, den Ideen des Wahren und Guten Eingang und Verbreitung verschaffen soll. Man nennt eine solche Gestimmung, wenn sie zugleich Antrieb zur That wird, Tugend, und wenn sie sich in liebevoller, gerechter und milder Beurtheilung und Hülfleistung der Mitmenschen ausdrückt, heißt sie Humanität.

Der Tugendhafte hat zunächst eine Menge Begriffe und Erfahrungen gesammelt und gesichtet, welche ihn zu der Ueberzeugung brachten und darin befestigten, daß das Gute das ewig Wahre, das göttliche Erbtheil der Menschen, der Zweck aller menschlichen Thätigkeit sein soll. Im Erzeugen des Guten, weil es gut ist, streift der Mensch allen Egoismus ab, denn er fragt nicht, ob ihm das Gute Nutzen oder Schaden bringt, sondern er weiß, daß die Natur und das Wesen des Menschen verlangen, das Wahre zu erkennen, das Gute zu thun, das Schöne zu lieben. Alle seine Urtheile laufen in diesem Gesammturtheile zusammen und werden ein wohlgeordneter Organismus des Denkens; andre Gedankenreihen kommen nicht auf. Dagegen füllt sich nun auch das Gemüth mit solchen Ideen, die in demselben zur Liebe des Guten, Wahren und Schönen, und endlich im Gewissen zum Regulator der Handlungen werden. Kommt die Vereinigung des Denkens und der Liebe zum Guten zum Vorschein in der Handlungsweise, so nennen wir diese Praxis Tugend, welche mit Recht für den Inbegriff der höchsten Sittlichkeit gilt.

Weil Denken und Gemüth nach verschiedener Richtung hin sich äußern, so giebt es auch verschiedene Arten von Tugenden: namentlich religiöse, sittliche und politische; aber Tugenden bleiben sie trotz dieser Einseitigkeit. Der Tugendhafte wird auch seine Pflicht thun, aber nicht deshalb, weil er muß, sondern weil es seinem Gemüth Bedürfnis ist und er sich durch gewissenhafte Pflichterfüllung innerlich befriedigt fühlt; er wird freiwillig mehr thun, als er muß; er wird sich für Andre aufopfern. Wenn ein Haus brennt, so ist es Pflicht zu löschen. Nun sehe man aber die Masse von Neugierigen, welche den Anblick eines brennenden Hauses als Schauspiel genießen wollen; man zähle die Wenigen, die sich freiwillig erbieten, an den Löschmaschinen zu arbeiten. Der Feuerwehrmann erklimmt unter Gefahr das Dach, weil er muß, der Tugendhafte stürzt in das raucherfüllte Schlafzimmer, um die Kinder zu retten, bietet den Obdachlosen Wohnung an, spendet Kleider, hilft den Schaden ersetzen, und vielleicht ist der Abgebrannte sein heimlicher Feind und Verleumder. Für den Tugendhaften ist die Menschenliebe das höchste Gesetz.

Staat und Gesellschaft schreiben, um zu existiren, eine äußere Ordnung vor, deren strenge Befolgung sie zur Pflicht machen, also nur ein äußeres Thun, eine Uniformirung der Handlungen verlangen. Eine gute Gesinnung wird zwar auch gewünscht und bevorzugt, indessen meint man damit nur Unterwürfigkeit, blinden Gehorsam und Respect; eine selbständige Ueberzeugung und Handeln nach festen Grundsätzen könnte in allerlei Händel verwickeln und mißlieblich machen. Anders verfährt die Religion, denn sie fordert vorzugsweise fromme, kirchliche Gesinnung, greift in ihrer Pflichtenlehre tief ein ins praktische Leben und macht auch hier die Gesinnung zur Hauptsache. Diese zur Thatkraft erstarrte Gesinnung nennt sie Tugend, und weil der Staat im innigsten Wechselverlehr mit der Religion steht, so fordert auch er Tugend und tugendhaften Wandel, wozu Unterricht und Erziehung beitragen sollen.

Das höchste Gesetz der christlichen Moral ist die Liebe, aus welcher alle übrigen Tugenden entstammen, und Liebe ist die Da-

hingabe des eigenen Ich an das Wohl der Andern; sie lebt in den Andern, wirkt für und in den Andern, wird zur höchsten Selbstentäußerung und mithin Form der höchsten Sittlichkeit. Wer aber eigenem Vortheil, Neigungen, Begehrungen entsagt, um den Mitmenschen ganz anzugehören, wer in dem Wohlergehn Andern sein eigenes Wohl findet und in diesem Bewußtsein die höchste Glückseligkeit empfindet, der hat persönlich die wahre Freiheit errungen, denn in der Menschheit lebt er sein wahres Leben, der kennt, weil er seine Mitmenschen liebt wie sich selbst, keine Schranken, für diesen ist der Andre kein Anderer, sondern er findet in jedem Menschen sich selbst wieder, er achtet und liebt im Menschen eben den Menschen und gedenkt, wenn er deren Schwächen und Fehler bemerkt, seiner eigenen Fehler, so daß er um dieser willen Andern gern verzeiht.

Wenn die Religion also die Nächsten- und Menschenliebe zum obersten Sittengesetz macht, so unterscheidet sie doch im Widerspruch mit ihren eigenen Grundlehren die Menschen nach Religionen, Confessionen und Glaubensartikeln, verfolgt die Einen als Keger, wo sie die Macht hat, entzieht Andern die Hilfsleistung wegen Mangel an kirchlichem Sinne, erklärt Ehen für ungiltig und sieht in jedem Nichtchristen einen Widersacher, welcher auf Milde und Erbarmen keinen Anspruch machen kann. Dagegen verlangt die Humanität als die zur Gesinnung gewordene höchste sittliche Bildung, daß man in jedem Menschen den Menschen, das eigene Ebenbild und den Bruder achten soll, daß Confession und Rationalität zufällige Eigenschaften sind, welche der Betreffende nicht gewünscht, sondern ererbt hat und aus Pietät in sich pflegen soll. Die allgemeine Bildung stellt also die Humanität als oberste, sittliche Gesinnung, Denkungs- und Handlungsweise auf, durch deren Ausführung die Glückseligkeit auf Erden erreicht wird, so weit dies überhaupt möglich ist. Sorgt die allgemeine Bildung auch für die äußere Verbesserung und Beredelung der Lebensbedürfnisse und höheren geistigen Lebensbedingungen, so nennen wir diese, materiell praktische Richtung der Menschenliebe Civilisation, durch

welche Sitten und Lebenseinrichtungen verbessert und veredelt, Vorurtheile und Unwissenheit beseitigt, richtige Erkenntnisse verbreitet, Härten der Gesetze gemildert, die Rechte jedes Einzelnen vom Standpunkt der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen geregelt werden.

Civilisation und Humanität, die edelsten Erzeugnisse unserer gegenwärtigen Weltanschauung, sind die bürgerlichen Tugenden, welche wir von jedem Gebildeten verlangen. Sie bezeichnen den Standpunkt der vollkommensten Gerechtigkeit, indem man nicht nur jedem Menschen das Recht eines Ich zugesetzt, sondern ihn auch beurtheilt mit Berücksichtigung aller äußeren und inneren Bedingungen, welche den Einzelnen zu dem machten, was er geworden ist. Wir erbarmen uns der armen Kranken, der Obdachlosen, der hilflosen Kinder, der Geisteskranken, des Verbrechers, der aus Unwissenheit und Mangel an Erziehung Gewalt für Recht hielt oder seine Leidenschaften nicht bändigen konnte, wir erbarmen uns selbst mißhandelter Thiere, und auf solche Errungenschaften können wir stolz sein. In der Humanität und Civilisation bereiten wir den Kosmopolitismus vor, dem es gewiß auch gelingen wird, mancherlei Barbarei, wie z. B. das Kriegsführen, den Börsenschwindel, körperliche und entehrende Strafen zu beseitigen und immer mehr Völker in den Kreis der Civilisation hinüber zu führen, wie ja in Asien, Afrika und Amerika, selbst in Australien dieser europäische Einfluß mit jedem Jahre fühlbarer wird.

Mit der Humanität schließt die Freiheit des persönlichen Willens ab, in ihr hat sich der Mensch innerlich frei gemacht von Eigennuß, Vorurtheilen, Leidenschaften u. s. w., er lebt in den ewigen Ideen der Menschheit, der Menschenwürde und des Menschenrechts sein eigenes ewiges Leben, indem er diese Ideen zu seinen eigenen macht, sich ihnen ganz hingiebt und in ihrer Verwirklichung die Aufgabe seines Lebens und Geschlechts sucht. Nach außen hin kann der Mensch seinen Willen nur geltend machen in der Gesellschaft, im Staate und in der Weltgeschichte, welche die Entwicklung der praktischen, sittlichen Ideen darstellt. Seine

Stellung im Staate und die obwaltenden öffentlichen Zustände schreiben ihm die Schranken vor, in wie weit er sich an dem allgemeinen Staatsleben betheiligen darf und wie viel Raum ihm für die Verwirklichung seiner persönlichen Freiheit gewährt wird.

21. Der praktische, ideale Willen (Staat, Kultur und sittliche Weltordnung).

Da der Wille die nach außen gewendete Richtung des Menschen ist, so kann er sich auch nur in der Außenwelt verwirklichen. Das Nächste, woran der Mensch seinen Willen geltend machen kann, ist das Eigenthum, weshalb das uralte deutsche Recht verordnete, nur derjenige kann für vollfrei gelten, welcher Eigenthum besitzt, und weshalb aber auch das Eigenthum für heilig galt. In der That bedingt dasselbe die Unabhängigkeit des Besitzers als nothwendige Voraussetzung der Freiheit. Wer Nichts verlieren kann, wird sich auch für Nichts interessieren, wenigstens bleiben ihm die öffentlichen Angelegenheiten gleichgiltig. Mit dem Besitz tritt aber auch das Recht, das Mein und Dein, der Schutz der Grenze u. s. w. in die Welt und beginnt die Kultur. Denn Rechtsbegriffe schafft der Mensch aus sich selbst, sie schützen Alle gleichmäßig, enthalten das allgemeine Urtheil und entwickeln sich consequent nach ihrem eigenen Wesen. Mit Rechtsbegriffen fängt die Abstraction an praktisch zu werden, und indem die materiellen Verhältnisse in eine Rechtsordnung eingereiht werden, beginnt die Kultur ihre Herrschaft. Diese Verhältnisse wachsen und gestalten sich vielseitig, wenn die Menschen zu Gemeinden und Staaten sich vereinigen. Damit sie einig mit einander leben können, setzt das Recht die Bedingungen fest, denen sich jeder Einzelne fügen, also den eigenen Willen beschränken muß, damit auch die Andern zum Genuß ihres Rechtes kommen. Liegt nun der Begriff der wahren Freiheit gerade darin, daß sich der Einzelne freiwillig dem Ganzen unterordnet, den allgemeinen Willen zu seinem eigenen macht, so bildet er sich zur Sittlichkeit aus und gewinnt nur innerhalb der Gesellschaft die Freiheit. Ein

Robinson konnte nie frei werden, weil er einsam lebte, nur im Zusammenleben mit Andern erringt und erarbeitet man sich die Freiheit, indem man aus dem Egoismus herausgeht und sich zum Allgemeinwillen erhebt, Nationalgefühl gewinnt, Patriotismus zeigt und den Werth des eigenen Wesens in der Bedeutung der Nation sucht.

Der freie Wille muß demnach erst errungen werden, er ist Aufgabe der Weltgeschichte und entwickelt sich in derselben; sein Gebiet ist die Staatsgesellschaft, denn nur im freien Staate wird der Mensch frei, d. h. läßt man seiner Persönlichkeit so viel Raum, als mit dem Wohle und Bestehen des Ganzen verträglich ist. Wie unendlich viel Stufen und Erscheinungsformen diese Entwicklung anzunehmen vermag, das zeigt die Weltgeschichte. Ist aber ein Zustand geschaffen, und sei er noch so unvollkommen, so muß er als organische Geisteserschöpfung seine Wirkungen haben, durch welche neue Zustände entstehen als Folgen der vorhergegangenen; daher kommt eine unerbittliche Logik in die Weltgeschichte, und wenn sie Sprünge zu machen oder Lücken zu lassen scheint, so scheint dies eben nur so, weil wir die vorher gegangenen Ursachen nicht kennen. Staat und Weltgeschichte sind kein Naturprodukt, sondern unabhängige Schöpfung des Menschengesistes. Wenn auch hier wieder unabänderliche Geseze walten, so darf dies nicht auffallen, da auf Erden nichts gesezlos sein kann. Es mögen auch äußere Verhältnisse, Beschaffenheit und Lage des Landes, Klima, Meere, Flüsse und Gebirge mit einwirken, aber nach und nach macht sich der Mensch durch seine Kultur von solchen Einflüssen frei, wie die Europäer Australiens durch Kultur die Natur überwinden, während die Eingeborenen an der Armseligkeit der Natur zu Grunde gingen, weil sie die Natur für die Kulturzwecke zu benutzen nicht verstanden. Die Griechen haben ihren Kunst- und Wissenschaftsinn nach Italien, Asien und Afrika übertragen, indem sie sich örtlichen Verhältnissen anschmiegen, und was die Kultur über die Natur vermag, das zeigen unsere Dampfmaschinen, Kanäle, Eisenbahnen, Telegraphen, unsere Fortschritte in der Medicin, unsere Industrie.

Wenn daher dieses und jenes Volk auf niederer Stufe stehen blieb, so liegt dies im Volke selbst, welches nicht über seine eigene Natur hinaus kann. Nimmt es fremde Kultur an, so verschwindet es als besonderes Volk, wie aus den Galliern Franzosen, aus den Römern Italiener, aus Iberern, Römern, Gothen und Arabern endlich Spanier geworden sind. Jedesmal entspricht aber die Staatsform dem allgemeinen Kulturzustande. Wenn uns die Babylonier und alten Ägypter bedauernswerth erscheinen, so fühlten sie sich jedenfalls wohl und würden uns bedauern, weil sie unsere Kulturbedürfnisse ebensowenig zu würdigen und empfinden vermöchten, wie wir die ihrigen. In Frankreich hat man oft die volle Freiheit einzuführen versucht und Republiken unter verschiedenen Firmen hergestellt, dennoch ist man stets wieder unter die Säbelherrschaft des Militärabsolutismus zurückgefallen, weil die gloire dem Franzosen mehr werth ist als die Freiheit. Der Absolutismus muß demnach in der Natur der Franzosen liegen, sonst würden sie selbst ihn nicht immer wieder hervorsuchen, wenn sie mit einer freien Staatsverfassung bankrott gemacht haben. Wer anders hat denn Polen ruinirt als die Polen selbst mit ihren berücktigten Landtagen, Wahlkönigen, Leibeigenschaft der Bauern, Parteiungen und gegenseitige Verrätherei? Im Staate kommt der Volksgeist zum Vorschein, gewinnt er sichtbare, reale Gestalt, und man muß sich von vorübergehenden Erscheinungen nicht irre machen lassen; das Wesen der Nationalität und die Wirkungen geschichtlicher Ereignisse lassen sich nicht beseitigen. Ist aber der Staat das Volk, so findet es im Staat auch die entsprechende Form seines Freiheitsideales. Die Ägypter rebellirten gegen die besseren Gesetze des Generals Napoleon, weil sie keine Europäer waren und keine französische Geschichte durchlebt hatten.

Wie wir alle Sinnesindrücke, welche wir im Gehirn empfinden, für Eigenschaften der Dinge halten und sie in die Außenwelt verlegen, so liegt auch im menschlichen Geiste das Streben, seinen Ideen und Gemüthsstimmungen äußere Gestalt in der sinnlichen Welt zu geben, sich dieselben als solche gegenständlich zu machen

und zu betrachten. In diesem Streben liegt der Antrieb zur Religion, Kunst und Staat, die man unter dem Namen Cultur zusammenzufassen pflegt. Also auch die Kultur ist die freie That des Menschen, wozu ihn nur sein eigenes Wesen treibt und in welchem sich dieses offenbart. In der Kultur waltet der Wille fast instinctiv, weil jedes Talent und jedes Volk das aus sich heraus und in die Außenwelt bringen will, was in ihm lebt. Nach der Kultur messen wir die Natur und Bildung der Völker ab, weil wir sie für die freie That des Geistes halten. Das geschichtliche Leben der Völker entfaltet seine Vielseitigkeit in der Kultur, und der Geschichtsforscher sammelt diese Kulturrichtungen wieder zu dem Gesamtbilde der Natur des Volkes, in dessen Kulturschöpfungen auch die Einflüsse der Landesnatur bemerkbar sind, aber den Volksgeist nicht despotisch beherrschen. Die Egyptianer und Meder haben eben so schöne ideale Köpfe gezeichnet wie die Griechen, obschon Heimath und Klima sehr verschieden waren.

Die Kultur, so verschieden sie auch sein mag, bleibt dennoch ein Erzeugniß, eine That des Menschengeistes, in welcher er seine Selbstbestimmung, seinen Willen, seine geistige Freiheit nachweist. Wenn man dagegen einwenden will, daß diese geistige Freiheit Gesetzen unterliegt, so wird dies Niemand bestreiten, denn Anarchie giebt es in der Natur nicht, nur Menschen leiden zuweilen unter Anarchie, weil sie einen Willen haben, aber die Mehrzahl wünscht sehr bald, unter das Gesetz zurückzukehren. Guillotine und Petroleum sind keine Freiheitsinstrumente, sie beweisen nur, daß Tausende in einer Stadt zur Bestialität herabsinken können.

Die Kulturgeschichte, welche alle Bestrebungen und Leistungen des Menschengeistes zusammenfaßt, weist eine folgerichtige Entwicklung nach jeder Seite hin schlagend nach; es herrscht also das Gesetz der Vernunft, und dies kann uns beruhigen. Wenn nicht Alles so ist, wie es sein sollte, wie es die Theorie verlangt, so soll man nicht vergessen, daß das Leben im mikroskopisch Kleinen wie im teleskopisch Großen eine unabsehbare Stufenreihe von Entwicklungsperioden darstellt. Könnte man sich etwas Langweiligeres

denken, als wenn auf Erden Alles vollkommen wäre, und die Glückseligen in alle Ewigkeit nichts weiter zu thun hätten, als Halleluja und Kyrie eleison zu singen. Gar bald würde diese ewige Glückseligkeit zur Dual. Des Menschen Segen liegt im Streben, Gott ähnlich zu werden; da Niemand so wahnfinnig sein wird, zu glauben, er könne endlich einmal nach Millionen Jahren Gott werden, so müssen wir uns begnügen, wenn wir nach und nach vorwärts kommen in der Humanität und Civilisation. In dieser Entfagung bewährt sich die ächte Freiheit des Willens, daß man unerschrocken, unverzagt und unermüdet strebt, die Menschheit weiter zu bringen. Nicht bloß sich selbst soll man erheben zu besserer Einsicht, sondern auch die Mitmenschen im nächsten und fernsten Kreise, um mit der Menschheit das ewige unvergängliche Leben der Weltidee zu leben.

Der Mensch, der sich zum Bewußtsein des freien Willens empor arbeiten will, muß sich zum Bewußtsein des weltgeschichtlichen Lebens zu erheben vermögen. Dort verliert er den Egoismus der engen Persönlichkeit, dort geht er auf in der Allgemeinheit der menschlichen Ideen, dort lebt er mit in der Allgemeinheit und genießt alle Erzeugnisse des Menschengeistes als seine eigenen Thaten. Er hört auf, die hinfällige, einseitige, engherzige Persönlichkeit zu sein, welche von Sorgen um die Existenz, von der Bosheit der Intriquanten, von der Gewalt schufteriger Bevorzugten, von der Erbärmlichkeit des Alltagslebens geplagt und gebeht wird: er athmet in der Dahingabe an die hohen Aufgaben des Menschen erquickende Luft, er leidet, darbt, sitzt im Kerker — und ersteht als Vertreter und Vorkämpfer der Menschheit.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, sagt Deutschlands größter nationaler Dichter. Das soll heißen, wie in der ganzen Natur eine mechanische Ordnung herrscht, so waltet im Geschichtsleben eine sittliche Weltordnung. Wir können sie nicht bei jedem einzelnen Falle nachweisen, aber im Ueberblick über das Ganze finden wir sie bewahrheitet, und dieser Glaube an jene sittliche Weltordnung wird der Urquell der sittlichen Thaten der Menschen,

der Urantrieb zur Tugend, der Grundpfeiler der Freiheit. Recht bleibt Recht! In diesem Glauben litten Tausende, opferten sich Tausende, und dieser Glaube hat sich stets bewährt und zur Nachahmung angetrieben. Nur der Mensch hat diesen Glauben, und deshalb kann er nie zum Thiere herabsinken, und wer diesen Glauben als Ueberzeugung in sich aufnimmt, und dieser sittlichen Weltordnung sich fügt, der ist frei, frei von Egoismus, Vorurtheil, Lüge und Heuchelei: er ist Mensch geworden und hat in sich das wahrhaft Menschliche entwickelt. Die ewigen Wahrheiten der Vergangenheit und Gegenwart hat er in sich aufgenommen und überliefert der Nachwelt neue Wahrheiten.

Hiermit schließt die Psychologie.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorrede	
Einleitung	1
1. Materie und Geist	1
2. Thier und Mensch	8
3. Natur und Kultur	16
4. Stufenfolge der seelischen und geistigen Entwicklung	22
Erster Theil. Was Leben der Seele	26
Erstes Kapitel. Die elementaren Thätigkeiten der Seele	26
1. Die Organe des Seelenlebens	26
2. Die Hauptgesetze der elementaren Nerven- und Gehirnthätigkeit	34
3. Das Werden der Seele als Gemeingefühl	38
4. Die Reflexbewegungen als Andeutungen der Willensthätigkeit und des Instinctes	43
5. Sinnesempfindungen als Wirkungen des Sinnenlebens	49
6. Wahrnehmungen, Anschauungen und Vorstellungen als Ergebnisse des Sinnenlebens	57
7. Der Mechanismus des Vorstellens	69
8. Gedächtniß und Erfahrung	80
9. Das Bewußtsein	86
Zweites Kapitel. Das organische Leben der Seele	90
I. Die Vorstellungsthätigkeiten der Seele	90
1. Erweiterung der Vorstellungen zu Vorstellungssreihen	90
2. Das sinnliche Denken und der Verstand	102
II. Die Gefühlsäußerungen und ihre Formen	110
3. Entstehung und Arten der sinnlichen Gefühle	110
4. Temperament, Lebensalter und Klima	116
5. Wie entstehen und was sind Gefühls-erregungen?	120
III. Der sinnlich-seeelische Willen	125
6. Was ist der sinnlich-seeelische Willen?	125

	Seite
7. Entstehung und Arten des Willens	132
8. Motive zu Willenshandlungen	138
Zweiter Theil. Das Leben des Geistes	149
I. Die Denkhätigkeiten	149
1. Das Werden des Geistes	149
2. Umwandlung der Vorstellungen in Gedanken (Begriffe und Ideen)	153
3. Die Sprache	161
4. Das Denken als Vernunft	167
5. Begreifen und Erkennen als Zweck des Denkens	183
6. Ansichten, Meinungen, Ueberzeugung, Glauben, Irrthum und Wahrheit als Denkergebnisse	186
7. Kenntnisse und Bildung als organisch geordneter Zustand des Denkens	191
8. Wissenschaft und Idee als höchstes Ergebniß des Denkens	195
II. Die Gemüthsthätigkeiten	202
9. Gefühle, Gemüthszustände und Gemüthserregungen	202
10. Das Gemüth	211
11. Gesinnung, Sympathie und Antipathie	215
12. Liebe und Haß, Mitgefühl, Mitleiden, Erbarmen, Rache	220
13. Die idealen Gemüthsstimmungen	228
14. Selbstgefühl und Gewissen	235
III. Die Willenshätigkeiten	247
15. Was ist der menschliche Willen?	247
16. Der seelische und geistige Willen (Nothwendigkeit, Freiheit, Zurechnungsfähigkeit)	253
17. Die Arten des Willens und der Charakter	263
18. Der individuelle Willen (Willkür und Despotismus)	269
19. Der sich beschränkende Willen (Sitte, Gesetz und Pflicht)	274
20. Der sittliche Willen (Tugend und Humanität)	278
21. Der praktische ideale Willen (Staat, Kultur und sittliche Weltordnung)	284

Druck von Otto Wigand in Leipzig.





